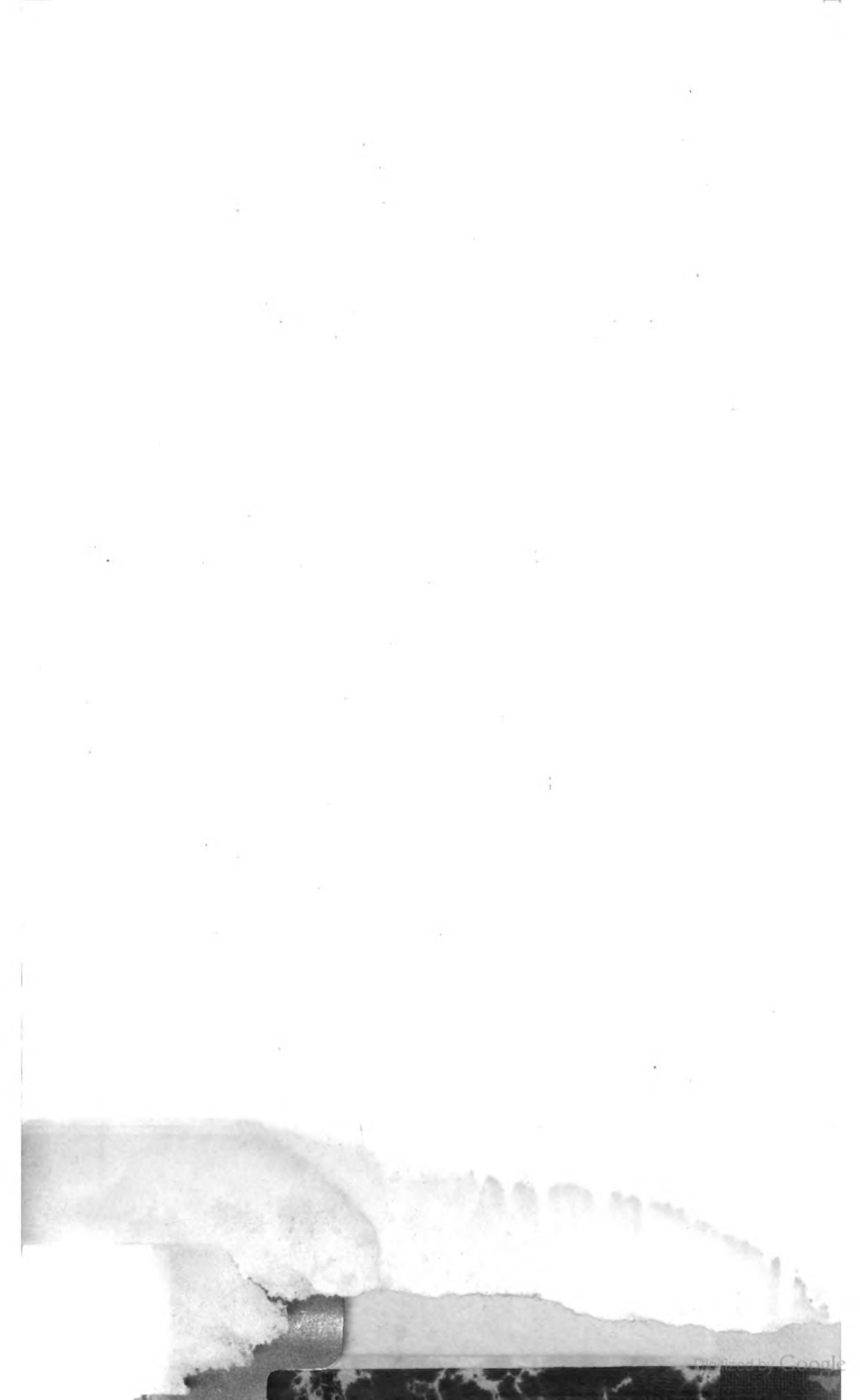
Digitized by Google



G. Schwab's

Buch der schönsten

Geschichten und Sagen.

Zweiter Theil.

Mit einem Kupfer.

Kaiser Octavianus. — Die vier Heymonskinder. —
Die schöne Melusina. — Herzog Ernst. —
Fortunat und seine Söhne. —

Die schöne Melusina.

Digitized by Google

Buch

der schönsten

Geschichten und Sagen

für Alt und Jung wieder erzählt

von

Gustav Schwab.

Zweiter Theil.

Mit Königl. Würtemberg. Privilegium.

Stuttgart.
Verlag von S. G. Liesching.

1837.

Vorwort.

Die Erzählungen dieses Bandes, mit welchem vorerst das Buch der Sagen geschlossen ist, sind nach denselben Grundsätzen bearbeitet, wie die des ersten, über welche sich die Vorrede zu denselben ausgesprochen hat. — Von den fünf Geschichten dieser zweiten Hälfte des Buches sind für den Octavianus und die Heymonskinder die bekannten fliegenden Blätter, für die Melusina das Volksbuch und eine Handschrift auf der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart, für den Herzog Ernst das Volksbuch, für den Fortunat endlich, neben dem etwas verstümmelten fliegenden Blatte, ein alter Augsburger Druck vom Jahre 1609 benuzt worden, den ich, wie die alten Quellen des ersten Bandes, meinem Freunde Ludwig Uhland verdanke, dessen herrliche Ueber-

dichtung der leztern Sage leider Fragment geblieben ist. Die historischen Irrthümer der epischen Geschichten dieses Bandes sind von dem Bearbeiter unverändert gelassen worden; nur verstümmelte und entstellte Namen ganz bekannter Länder und Städte wurden wieder hergestellt. Zuweilen aber, wenn eine Seestadt ins Binnenland, und umgekehrt versezt war, schien es besser, ihren Namen unkenntlich zu lassen. Die Milderung des Hauptmotivs in der Erzählung „Fortunat“ wird billigen, wer in gegenwärtiger Sammlung ein Buch erkennt, das vorzugsweise, oder doch zugleich, wie auch der Titel sagt, für die Jugend bestimmt ist. —

Kaiser Octavianus.

Es war, als der König Dagobert in Frankreich regierte, zu Rom ein gewaltiger und unüberwindlicher Kaiser, Octavianus genannt. Dieser hatte eine Gemahlin, welche zu ihrer Zeit als die allerschönste und klügste Frau gepriesen wurde; in aller Menschen Augen erschien sie lieblich und tugendsam, und das ganze römische Volk war ihres Lobes voll. Der Kaiser und seine Gemahlin wohnten glücklich und freundlich bei einander; lange Zeit jedoch war ihre Ehe mit keinen Kindern gesegnet. Endlich aber gebar die Kaiserin zwei Söhne auf einmal; schönere und lieblichere Knaben konnte man nicht sehen. Solches war Niemand leid, als des Kaisers Mutter; denn diese war ihrer Schwiegertochter sehr feind. Darum dachte sie darauf, in die schöne Saat Gift zu säen. Und nachdem sie vergebens versucht hatte, dem Kaiser Zweifel gegen die Treue seines Weibes einzuflößen, bestach sie einen unehrlichen Diener, daß er sich in das Gemach der schlummernden Kaiserin schlich und dort von dem Kaiser, den das tückische Weib gerufen hatte, betreffen ließ. Der Kaiser, in großem Zorn, zog sein Schwert aus; doch bedachte er sich, und wollte sie nicht im Schlaf ermorden. „Warum ertödtet ihr sie nicht eilig," sprach die alte Mutter zu dem Kaiser. „Ist sie euch nicht überwiesen genug? folget meinem Rath und bringet beide eilends um." Dem Knechte aber

hatte das falsche Weib verheißen, es sollte ihm kein Leid widerfahren. Octavianus antwortete seiner Mutter: „Es will sich nicht geziemen, daß ein Kaiser Jemand unverhört im Schlafe hinrichte.“ Er sah dabei seine fromme Gemahlin, welche so sanft schlief, wie eine, die nichts Arges im Herzen hat, lang und unverwandt an. Indem nun der Kaiser vor ihr stand, kam ihr ein schwerer Traum vor die Seele. Ihr däuchte, ein starker Löwe nahe sich, werfe sie auf die Erde nieder, reisse ihren schneeweißen Schleier ab, und zerre ihn in Stücke. Alsdann fasse er ihre beiden Kinder an, sie weg zu tragen. Da fing sie laut an zu schreien: „Ach Gott, meine lieben Kinder! wer will mich an dem starken Löwen rächen?“ Indem sie so schrie, gingen ihr die Augen auf, und sie sah den Kaiser mit dem bloßen Schwerte vor sich stehen. Doch nicht dieses machte ihr Noth, sondern sie suchte nur nach ihren Kindern, ob die noch da wären. Indem erblickte sie den Diener neben sich und schrie mit lauter Stimme: „Ewiger Gott! wer hat mir eine solche Verrätherei zugerichtet? Wer ist dieser Mensch? Ich habe ihn nie gesehen!“ — „Ach liebe Frau, sprach da des Kaisers falsche Mutter, es ist ja der, den ihr so lange lieb gehabt habt, und den ihr jetzt in des Kaisers Abwesenheit habt rufen lassen. Aber der Kaiser,“ fuhr sie fort, „mein Herr und Sohn, ist Solches längst gewahr worden, und du Schälkin magst es immerhin verhehlen wollen. Schändliche Metze, deine Sache ist endlich an den Tag gekommen!“ Die arme Kaiserin rechtfertigte sich unter Seufzen und Weinen, und der Kaiser selbst war so betrübt, daß er lieber hätte todt seyn wollen. Doch

sprach er: „Wer ist, der seine Frau mit einem Buben findet, und nicht glauben wollte, daß sie an ihm treubrüchig geworden?“ Die Kaiserin konnte nicht mehr sprechen, sondern fuhr nur fort zu weinen. Der Kaiser aber ward ergrimmt und sprach: „Frau, euer Weinen hilft euch nichts, denn ich habe die Sache mit meinen eigenen Augen gesehen!“ Und von Stund an rief er Ritterschaft und Diener herbei, und sprach zu ihnen: „Ihr sehet, liebe Herren, die ehrlose That, deren sich meine Frau wider mich schuldig gemacht hat. Darum nehmet sie mit sammt ihren Kindern gefangen, und werfet sie in das tiefste Gefängniß!“ Als die Kaiserin nach ihres Gemahles Befehl von den Dienern weggeführt worden war, und der Kaiser sich mit dem falschen Knecht allein sah, kam ihn ein solcher Grimm an, daß er demselben, ohne Verhör und Verantwortung, sein Haupt mit dem Schwerte spaltete. Am andern Morgen ward der Leichnam hinausgeschleift und an den Galgen gehenkt. Hierauf ging der Kaiser weiter zu Rathe, was mit der Kaiserin und ihren zwei Kindern, die er nicht mehr für die seinigen hielt, zu thun wäre. Denn er gedachte, sie alle drei verbrennen zu lassen. Als nun die Herrn zu Rathe saßen, stellte ihnen der Kaiser die große Schmach vor, welche die Kaiserin an ihm begangen hätte, und verkündigte ihnen seinen Entschluß. Wie er seine lange Rede geendet, sahen die Herrn und Räthe einander an, und keiner wollte zuerst das Wort nehmen. Endlich wagte es der Aelteste, welcher sich immer mehr um das Thun und Lassen der Kaiser bekümmert hatte, als die Andern, und sprach: „Gnädiger Herr! Ihr begeh-

ret, wir sollen die Kaiserin verurtheilen, und doch ist die That noch nicht bezeugt. Auch stehet die Beklagte nicht vor uns, daß wir ihre Verantwortung anhören könnten. Denn es wäre möglich, daß diese Sache durch Verrätherey veranstaltet worden.“ Jetzt wagte es auch ein Anderer und sprach: „Gedenket Herr an den Eid, den ihr der Kaiserin geschworen, als ihr sie zur Ehe begehrtet: daß ihr ihren Leib schirmen und bewahren wollet, wie euren eigenen. Nun ist diese That nicht bezeugt, und wissen wir nicht, ob nicht Neid und Verrath im Spiele sind. Darum sehet zu, daß ihr nicht treulos an eurer Frau werdet und euren Eid an ihr nicht brechet!“ Alle Räthe mit einander traten dieser Meinung bei, so daß Niemand mehr auf der Seite des Kaisers war, als die alte Mutter, die ihm stets anlag, er sollte die fromme Kaiserin, die mit ihren wimmernden Kindern hart gefangen lag, verbrennen. Die arme Mutter im Kerker gab den Kindern manchen Kuß und sprach: „Liebe Kinder, was haben wir unserem Gott gethan, daß wir so unschuldig sterben müssen?“ Solche Klage führte sie Tag und Nacht. Endlich, als drei Tage um waren, versammelte der Kaiser seine Räthe wieder, und begehrte, daß die das Urtheil wider die Kaiserin sprechen sollten. Da die Räthe des Kaisers Ernst sahen, sprachen sie einmüthig: „Allergnädigster Herr, sehet wohl zu, was ihr thut. Wir können die fromme Kaiserin auf keine Weise verurtheilen, und haben nichts wider sie gefunden; sehet zu, und werdet nicht meineidig an ihr. Unser Rath wäre, ihr solltet die Unschuldige zufrieden lassen und die beiden Knaben aufziehen, bis sie den Harnisch tragen kön-

ten, und man sähe, was aus ihnen werden soll.“ Der Kaiser besann sich lang über diesen Worten, denn er hatte sie sehr lieb gehabt. Doch fiel ihm der Diener wieder ein, von dem er meinte, daß sie lange mit ihm gebuhlt hätte, so daß er seine eigenen Kinder nicht für solche anerkennen mochte. Da ging er zu seiner Mutter und erholte sich Raths bei ihr. Diese schalt die Räthe meineidige Bösewichter, und rieth ihm fortwährend, Mutter und Kinder verbrennen zu lassen. Nun fügten sich die Obersten und Räthe, als sie sahen, daß der Kaiser unerbittlich war.

Jetzt wurde ein großes Feuer vor der Stadt Rom aufgemacht und dreißig Stadtknechte erhielten den Befehl, die Kaiserin sammt ihren zwei Kindern aus dem Gefängniß zu holen, und vor die Stadt hinaus zu führen. Reich und Arm, Jung und Alt, wer es mit ansah, hatte ein großes Mitleiden mit der hohen Frau und den zwei unmündigen unschuldigen Kindern. „Lieben Männer,“ sprach die Kaiserin zu den Dienern, als sie das Feuer von ferne auflodern sah, „saget mir um Gotteswillen, was wird man mit mir und meinen Kindern anfangen?“ Da erhub sich einer unter den Stadtknechten und sprach: „Weh mir, daß ich es euch sagen soll. Aber da es euch doch nicht verborgen bleiben kann, so wisset, daß der Kaiser jetzt ein großes Feuer vor der Stadt hat anzünden lassen, und uns befohlen, euch und eure zwei Kinder darin zu verbrennen.“ Da das die Kaiserin hörte, erschrak sie von Herzen, doch wandte sie sich zum Gebet und sprach: „Allmächtiger Gott, wer weiß, womit ich es verdient habe; wenn es dein Wille ist, so mag ich ihm nicht wi-

derstreben!“ So kam sie unter Weinen und Beten vor den Kaiser und die andern Herrn, die ein großes Erbarmen mit ihr hatten. Der Kaiser aber, sobald er ihrer ansichtig wurde, hieß sie sammt ihren Kindern in's Feuer werfen, weil sie schändlich an ihm wortbrüchig geworden. Und doch war es ihm, als wollte ihm sein Herz vor Leid zerspringen, denn er hatte sie sehr lieb gehabt. Die arme, gefangene Frau fiel vor dem Kaiser auf's Knie, und mahnte ihn an seinen Eid. Alle Menschen, die zugegen waren, fingen an zu weinen, besonders die Armen, denen sie täglich viel Almosen ausgetheilt hatte. Der Kaiser sah seine Frau ganz traurig an, als er sie so kläglich weinen und doch so willig zum Tode sah. Auch die unschuldigen Kinder dauerten ihn, so daß er sehr bestürzt wurde und lange nicht wußte, was er thun sollte; denn es stieg in ihm der Gedanke auf, daß er ihr doch vielleicht Unrecht thue. Seine Mutter aber schrie mit lauter Stimme: „Sohn und Kaiser, was zögert ihr lange? Lasset sie mitten in's Feuer werfen, in Gegenwart des Volkes, denn sie hat es längst wohl verdient!“ Da antwortete ihr der Kaiser und sprach: „Mutter, ihr habt Unrecht; denn als ich sie zur Ehe begehrte, da schwur ich einen theuern Eid, ihr Leib und Leben zu beschirmen. Den Schwur muß ich halten; darum wird sie nicht verbrannt.“ So rettete die Frau des Kaisers Eid. „Stehet auf, sprach er, ich habe mich über euch erbarmt; verlasset mein Reich mit euren beiden Kindern. Wo ihr weiter in meinem Lande gefunden werdet, werde ich euch alsbald verbrennen lassen!“ Die fromme Kaiserin erholte sich bei diesen Worten von

ihrer großen Angst und sprach: „Herr, wenn es denn so seyn muß, so bitte ich euch, ihr wollet mir einen frommen Mann zum Begleiter verordnen, damit ich auf der Straße nicht verunehrt werde. Aber wahrlich, Herr, sey mir diese Sache, durch welchen Verrath sie wolle, zugerichtet, so weiß ich doch, daß durch mich weder eure noch meine Ehre befleckt worden ist?“ Aber da half keine Verantwortung mehr. Der Kaiser kehrte sich um, er konnte vor Weinen kein Wort mehr reden. Seine Gemahlin fiel ohnmächtig zur Erde, wurde jedoch von den edeln Frauen bald wieder aufgehoben, und als sie wieder zu sich kam, nahm sie ihre zwei Kinder auf die Arme, und rüstete sich zu wandern. Von Seiten des Kaisers wurde ihr ein starkes, wohlgesatteltes Pferd vorgeführt und hundert Kronen zur Zehrung mitgegeben. Fünf frommen und mitleidigen Rittern war der Auftrag ertheilt, sie aus dem Lande zu führen und sie, wie sie eidlich versprechen mußten, in einem öden Wald an der Reichsgränze, der voll wilder Thiere und Mörder war, sich selbst zu überlassen.

Als sie hier angekommen waren, schieden sie von ihr, und befahlen sie Gott. Die Kaiserin dankte ihnen herzlich für ihr gutes Geleit und sprach: „Grüßet mir meinen lieben Herrn, den Kaiser, noch einmal zuletzt; saget ihm, er werde mich nun nimmer wieder sehen, und meldet ihm, daß ich seine zwei Söhne, welche wahrlich sein Fleisch und Blut sind, mit mir trage. Wenn mich Gott behütet, so will ich sie tugendlich ernähren.“ —

Die Ritter hatten sie verlassen und die Kaiserin bedachte sich hin und her, welchen Weg sie einschlagen sollte. So zog sie in Gedanken fort und verlor bald die rechte Straße. Als sie lang und weit geritten war, kam sie auf einem Fußpfad, der jedoch wenig betreten war; dieser führte sie zu einem hohen Felsen; unten an diesem fand sie einen schönen Brunnen, lauter wie Crystall, über dem Brunnen stand ein Baum, der duftete so lieblich wie Balsam. So wie die Kaiserin den Born erblickt hatte, stieg sie von ihrem Pferd und nahm ihm das Gebiß aus dem Maul, daß es von den Kräutern, die dicht im Walde standen, weiden konnte, denn Heu und Haber war nicht vorhanden. Die Verirrte sah um sich, und, da sie keines Menschen gewahr wurde, verfiel sie in tiefe Kümmerniß; doch erfreute sie wieder ein Blick auf ihre zwei Kinder, sie küßte sie und legte sie nieder in die schönen Blumen und in das Gras. Dann labte sie sich mit einem Trunk des köstlichen Wassers aus dem Brunnen, und aß von den Speisen, die ihr aus des Kaisers Küche mitgegeben waren. Und jetzt setzte sie sich nieder und überdachte ihr großes Leid; aber sie war so müde von Reisen und von Trauern, daß sie bald einzuschlafen begann. Nun hielten sich in jenem Walde viel wilde Thiere auf. Als daher die Kaiserin mit ihren beiden Kindern eingeschlafen war, kam von ungefähr ein großer und starker Affe, der sah die Kinder so lieblich schlummern. Da bekam er große Lust das eine Kind zu stehlen, schlich deßwegen ganz heimlich und still zu den Kleinen heran, und erwischte behend das eine: mit dem

eilte er durch den Wald so lange bis er zu einem grünen Platze kam; daselbst setzte der Affe es nieder und wollte das Kind nackt sehen; deßwegen legte er es sanft auf die Erde, und entband es von den Windeln, mit denen es umwickelt war, bis es ganz blos vor ihm lag. So saß er vor dem Kinde, fing an freundlich zu grinzen und blöckte die Zähne, kurz, er gebärdete sich, wie eine Mutter gegen ihr Kind thut, und meinte, das Kind sollte auch gegen ihn lachen. Aber das Kind wollte es nicht thun, sondern fing an zu weinen und laut zu schreien.

Nun fügte es Gott, der das Kind behüten wollte, daß ein mannlicher Ritter mit seinen Dienern sich auch in dem Walde verirrt hatte. Der Ritter kam getrabt, seine Knechte voran, die ihm allenthalben Bahn machen und ihn vor dem Angriff der Mörder und der Bestien schirmen sollten. Als nun der Ritter den Affen gewahr wurde, der ein nacktes Kind mit seinen Tatzen handhabte, sprengte er mit seinem Pferde hinzu, zog sein Schwert aus und schrie mit lauter Stimme: „Ei, Meister Affe, laß das Kind liegen, denn du darfst es nicht mit dir tragen!“ Sobald der Affe den Ritter sah, verließ er das Kind, machte einen grausigen Satz auf den Ritter zu und wollte ihn vom Pferde zerren, ja er riß ihm ein großes Stück aus seinem Rock. Der Ritter aber, der ein starker und beherzter Mann war, führte einen so sichern Streich, daß er dem Affen seinen rechten Arm vom Leibe hieb. Als der Affe diese Verstümmlung empfand, sprang er vor Schmerz und Zorn wohl zehn Schuh hoch auf, wie ein unsinniges Thier. Zugleich schlug das Pferd des

Ritters hinten aus so ungestüm, daß es ein Greuel anzusehen war; es traf den Affen so hart an die Seite, daß er zur Erde fiel. Jetzt sprang der Ritter behend auf seine Füße, hieb dem Affen den Kopf ab, nahm das Kind, und nachdem er es, so gut er gekonnt, in seinen Mantel gewickelt, saß er wieder auf sein Pferd. Bald hatte er seine Diener wieder eingeholt; er erzählte ihnen zu ihrer Verwunderung die Geschichte, und so ritten sie mit einander durch den Wald, obwohl sie Straße und Fußpfad verloren hatten. Endlich geriethen sie unter eine Rotte Mörder, die daselbst schon manchen braven Mann beraubt und getödtet hatten. Der Ritter, als er sich von den Räubern dicht umringt sah, rief Gott um Beistand und sparte sein Schwert nicht, auf ihre harten Stöße zu antworten; Einem schlug er sein Haupt ab, daß es zur Erde fiel, drei andere verwundete er so, daß sie ihre Waffen fallen lassen mußten. Als die übrigen Mörder, deren noch sechse waren, dieß sahen, schrien sie dem Ritter zu, er sollte stille halten und das Kind liegen lassen, denn er habe es gewiß einem mächtigen Fürsten gestohlen; der Ritter sprach: „Nein, ihr Bösewichter; wollt ihr die Wahrheit hören, so wisset, daß ich das Kind einem Affen abgenommen habe, ich kann euch die Stelle zeigen, wo ich das Thier erlegt habe!“ Jetzt meinten die Mörder erst recht, es müsse eines großen Herren Kind seyn, weil der Ritter so albern lüge; sprengten auf's Neue auf ihn ein, und wollten eher sterben als das Kind dahinten lassen, so daß am Ende der Ritter und seine Diener, obwohl sie einige verwundet und umgebracht, sich genöthigt sahen, das Kind zu ver-

lassen, ihren Pferden die Sporen zu geben und davon zu reiten. Nachdem die Mörder sie vergebens verfolgt hatten, kehrten sie zu dem Kinde zurück, und warfen das Loos, welcher unter ihnen es tragen sollte. Das Loos fiel auf den Vornehmsten der Räuber. Dieser trug das Kind, bis es ihm zu schwer wurde. Dann sprach er zu seinen Gesellen: „Lieben Freunde, gebt mir einen Rath, was wollen wir mit dem Kinde anfangen? Seine Schönheit zeigt, daß es nicht von niedriger Geburt ist. Ich meine, wir sollten es bis an das Gestade des Meeres bringen, und es dort verkaufen. Denn da finden sich Kaufleute aus Frankreich und andern Ländern, die vielleicht das Kind, angesehen seine Schönheit, uns wohl bezahlen werden!“

Indem nun die Mörder dem Meeresufer zugehen, finden sie unterwegs den Affen todt liegen, wie ihnen der Ritter gesagt hatte. „Fürwahr, sprach einer zu dem andern, der Ritter hat die Wahrheit gesagt; er hat das Kind ritterlich erlöst und erobert.“ Dessen ungeachtet behielten sie das Kind, denn was sollten sie jetzt Anderes thun, und eilten an's Gestade zu den Kaufleuten, die sie bald fragten, ob ihnen das Kind feil sey. Die Mörder sprachen: „Ja, eben darum bringen wir es hierher.“ „Nun sagt,“ sprach ein Kaufmann, „wie hoch schlagt ihr das Kind an?“ Die Mörder sprachen: „Es kann kein schöneres Kind auf der Erde gefunden werden; wenn es euch Ernst ist, so wollen wir es euch um vierzig Pfund geben.“ Die Kaufleute fanden das Kind zu theuer. „Behaltet es nur,“ sagten sie, „ihr habt es doch aus eines

Biedermanns Hause gestohlen.“ „Nein,“ erwiederten die Räuber, „wir haben es einem Ritter abgejagt, der hat es von einem Affen erlöst, den er todt geschlagen.“ — „Liebe Herrn,“ sprachen da die Kaufleute, „wollt ihr zehn Pfund, damit ist es unser Ernst. Bedenkts, der erste Kauf ist der Beste!“ Da wollten die Mörder um so geringes Geld das Kind nicht geben. Nun war in diesem Kaufmannsschiffe ein frommer Pilger, Clemens genannt, der sah sich das Kind an und fand es gar schön; dachte, es werde wohl adlicher Abkunft seyn. Er faßte eine solche Liebe zu dem Kinde, daß er nach kurzen Worten mit den Räubern eins wurde, und ihnen dreißig Kronen für das Kind gab. Als die andern Kaufleute dieß sahen, spotteten sie des Clemens und sagten: „Fürwahr, ihr scheint Gelds und Goldes genug zu haben, daß ihr so theuer einkaufet!“ Clemens achtete aber nicht darauf. Erst als das Schiff sein Ziel erreicht hatte, wo Clemens und die andern Pilger dann zu Fuße gehen mußten, wollte den Pilger, als er den Knaben auf dem Rücken hatte, sein Geld auch reuen. „Was bin ich für ein närrischer Mann, sagte er zu zu sich selbst, daß ich mir solche Mühe aufgeladen und ein Kind erkauft habe, das ich an meinem Halse tragen muß.“ Doch dachte er wieder: „Gott hat mir das Kind bescheert, so will ichs annehmen, hab' ich doch daheim nur einen einzigen Sohn bei meinem Weibe gelassen, und weiß nicht einmal, ob er noch am Leben ist, oder nicht. Das Kind ist so hübsch; daheim habe ich Geld genug, es zu erziehen. Drum sey es!“ Und so nahm er das Kind, gab ihm einen Kuß, hängte es wieder auf seinen Rücken,

Digitized by Google

und zog seines Weges durch Frankreich. Als das Kind ihm gar zu beschwerlich wurde, kaufte er ihm einen Esel und miethete eine Wärterin, die er, mit dem Knaben im Arm, auf das Thier setzte, und so wanderte er den nächsten Weg auf Paris zu wie ein Zigeuner. Tag und Nacht hatte er keine Ruhe, bis er in diese Stadt kam. Dort wurde er von allen, die ihn kannten, und namentlich von seinen besten Freunden, auf's herzlichste empfangen. Als er aber gefragt wurde, woher er denn das schöne Kind bringe, da antwortete er: „Ich habe es jenseits des Meeres erobert; seine Mutter ist auf dem Wege gestorben; deßwegen mußte ich diese Frau bestellen, obgleich sie aus einem andern Lande ist, als das Kind; wäre seine Mutter gesund geblieben, die hätte ich lieber mit mir gebracht, als diese alte Frau!“ So sprach der ehrliche Clemens mit lachendem Munde, und zog mit diesen Worten weiter nach der Vorstadt St. Germain, wo seine rechte Wohnung war. Hier wurde ihm von seiner Hausfrau große Ehre bewiesen. Die gute Frau meinte, das Kind gehöre einem großen Herrn in Frankreich, welcher es ihrem Manne zur Erziehung anbefohlen habe. Sie fragte auch nicht weiter darnach, wie weise Frauen zu thun pflegen, sondern sie lebten freundlich mit einander, ließen das Kind taufen und Florens nennen, und zogen es in Zucht und Tugend auf. Florens war schön und holdselig, wuchs lustig heran und wurde in kurzer Zeit stark und männlich. Doch von ihm sey für jetzt genug gesagt.

Wir haben gehört, wie die Kaiserin bei dem Brunnen eingeschlafen war, und das eine Kind ihr von dem Affen gestohlen wurde. Sie schlief noch, als bald darauf eine Löwin durch den Wald gelaufen kam, und das andere Kindlein sanft bei seiner Mutter schlummern sah; sie schlich alsbald hinzu, nahm das Kind in den Rachen, und wollte es ihren jungen Löwen zu essen bringen. Indem sie nun das Kind mit den Zähnen faßte, erwachte die Kaiserin und sah wie das reißende Thier das eine ihrer Kinder von dannen trug, und ihr anderes nicht mehr da war. Sie meinte nicht anders, als dieses hätte die Löwin schon gefressen; und das andere werde sie auch zerreißen. Deßwegen fing sie jämmerlich zu weinen und nach Gott zu schreien an, nahm das weidende Pferd, legte sein Gebiß ihm wieder ins Maul, setzte sich darauf und that einen Schwur, daß sie nicht aufhören wollte zu reiten, bis sie die Löwin gefunden, und sich an ihr gerächt hätte. Die Löwin aber rannte vor ihr her, und hörte nicht auf zu laufen, bis der Wald zu Ende war, so schnell, daß die Kaiserin nicht nachfolgen konnte, und das Thier aus den Augen verlor. Doch bekam diesem seine Beute auch nicht gut. Denn sowie die Löwin den Wald verließ, ward sie von einem starken Greifen erblickt, der mit aller Stärke auf sie zuflog, und sie mit sammt dem Kinde so gewaltig mit seinen Klauen packte, daß die Löwin sich nicht zu regen vermochte, und große Schmerzen empfand. Der Greif schwang sein Gefieder mächtig, flog über Berg und Thal, Wald und Wasser, und endlich eilte er einer Insel zu. Die Löwin aber wollte nicht von dem Kinde

lassen, denn Gott hütete es, und so behielt sie es in ihrem Rachen, bis sich der Greif auf einem meerumflossenen Eilande zur Erde niederließ. Als die Löwin sich auf der Erde fühlte, legte sie das Kind in den Sand, und ergriff den Vogel Greif im grimmigen Zorn so stark und grausam bei'm Hinterfuße, daß dieser ihm entzwei brach. Der Greif fiel zur Erde nieder vor Schmerz; doch wehrte er sich so gut er konnte, er schlug auf die Löwin mit Flügeln und Klauen, wie ein erbittertes Thier, aber es half nichts; die Löwin stürzte mit Hast auf den Vogel und zerriß ihn, und er wurde der Stärkeren Speise. Nachdem die Löwin satt war von des Greifen Fleisch, legte sie sich neben dem Kinde nieder, als ob sie bei ihren jungen Löwen wäre. Das Kindlein aber erreichte das Euter der Löwin, und als es spürte, daß dasselbe voller Milch war, hub es an zu saugen; als dieß die Löwin empfand, bot sie ihm die Brust erst recht in sein Mündlein, daß es desto sanfter saugen möchte. So ward das Kind gespeist, denn Gott der Herr wollte dasselbe nicht verderben lassen. Hierauf grub die Löwin eine tiefe Grube in der Insel mit ihren spitzen Klauen, nahm das Kind, trug es in die Grube und blieb bei ihm acht Tage und Nächte. Sie leckte es mit der Zunge, damit es gesäubert würde, und von ihrer langen Mähne machte sie ihm ein Bett oder Nest, darin es sanft und warm lag. Trinken konnte es, wann es wollte, und war die Löwin hungrig, so aß sie von des Greifen Fleisch.

Nun begab es sich durch Gottes Veranstaltung, daß Schiffsleute, denen der Wind ungünstig war, genöthigt

wurden, mit ihrem Fahrzeug an der Meeresküste zu landen, wo eben die Kaiserin ihr Kind und die Löwin suchte. Sie hörte das Geschrei, eilte herbei und sah, wie die Pilger mit ihrer Galeere ans Land gefahren waren. Die Seefahrer kamen ihr vor wie Christenleute, daher nahte sie ihnen und sprach: „Liebe Herren, wo wollet ihr hinreisen? Ich komme aus fernen Landen und bin eine arme verirrte Frau, ich weiß nicht, wo ich in der Welt bin und wo hinaus ich soll!“ — „Frau,“ antworteten ihr die Schiffsleute, „wir wollen in das heilige Land fahren, wo unser Herr Christus erstanden ist; wenn der Wind uns nicht zuwider ist, so hören wir nicht auf zu schiffen, bis wir nach Jerusalem kommen.“ Da bat die Frau aufs inständigste, sie doch mit zu nehmen, bis der Patron und die Schiffsleute ihr gestatteten, sich zu ihnen in die Galeere zu setzen, und als der Ungestüm des Meeres sich gelegt hatte, fuhren sie weiter. Die Pilger wurden der schönen Frau bald geneigt, und als sie in sie drangen, ihnen zu sagen, wie sie an diese wilde Stätte gekommen wäre, fing sie an, ihnen ohne Hehl zu berichten, wer sie sey und wie es ihr ergangen. Die Erzählung währte mehrere Stunden, und da war keiner, der nicht über ihre wunderbaren Schicksale gestaunt hätte.

Sie waren wieder eine gute Weile geschifft, und eben der Insel gegenüber, auf welche die Löwin, sammt dem Kinde von dem Greifen getragen worden war, als der ungünstige Wind sie wieder ergriff und am Eiland ihre Anker auszuwerfen nöthigte. Es waren unter den Pilgern einige kühne Leute, die betraten das Land, sich zu

ergehen. Als sie nun so hin und her wandelten, kamen sie vor die Höhle, worin die Löwin lag und eben schlief. Die Pilger sahen das schöne Kind in der Grotte liegen, und hatten sich von ihrem Staunen noch nicht erholt, als die Löwin erwachte, und mit einem gräßlichen Satze aufsprang, so daß die Pilger kaum noch zu fliehen Zeit hatten, und außer Athem, wie gejagte Bären, auf dem Schiffe ankamen. Die andern Pilger, die sie so athemlos daherkommen sahen, fragten sie nach der Ursache, und nun meldeten sie, was sie erblickt hatten, und bejammerten es, daß sie das Kind nicht erretten konnten. „Denn wenn auch die alte Löwin sein schont,“ sprachen sie, „so werden doch die jungen Löwen, sobald sie welche bekommt, dasselbe auffressen!“ Wie nun so die Sage im Schiffe umging, hörte es auch die Kaiserin, drang hervor und sprach: „Ach, lieben Männer, Gott sey gelobt, daß ich diese Mähr höre; denn es ist fürwahr mein Kind, das die Löwin hinweggetragen hat! lasset mich zu ihm!“ Die Pilger stellten der Frau das gewisse Verderben vor, das ihrer bei der Löwin warte: „Was wollet ihr von uns ziehen,“ sprachen sie; „erbarmet euch über euch selbst, und laßt das Kind fahren. Es ist besser, ein Mensch sterbe, als zwei!“ da sie sich aber nicht wehren ließ, so sagten die Pilger: „Nun, wenn es euch so hart im Sinne liegt; sehet, dort sitzt ein Priester, beichtet ihm, denn ihr gehet dem Tod in den Rachen, und bittet Gott, daß er euch helfen möge!“ Die Kaiserin kniete vor dem Priester nieder, beichtete und empfing den Segen, dann bat sie die frommen Pilger, eine kleine Zeit zu warten, und trat ans Land.

Es währte nicht lange, so kam sie zu der Grube. Da sah sie ihr Kind, welches mit der Löwin spielte und fröhlich war. Als die Frau dieses sah, erschrak sie, fiel nieder auf die Knie, fing an die Löwin zu beschwören und zu sprechen: „Ich sage dir bei Gott dem Allmächtigen und bei seinem Sohn und seinem Tod am Kreuz, daß du keine Macht und Gewalt über mich habest.“ Kaum hatte die Kaiserin diese Worte gesprochen, als die Löwin den Schweif zu sich zog, sich wie ein gehorsames Hausthier gebärdete, und das Kind vor sich auf den Boden legte. Nun ging die Kaiserin ohne Furcht in die Höhle, umarmte das Kind, küßte es wieder und wieder, und trug es auf den Armen von dannen nach dem Schiffe. Die Löwin aber, die sich ihres Kindes beraubt sah, folgte traurig nach und wollte mit in die Galeere, und die Pilger fürchteten sich sehr und wollten sich zur Wehre setzen und auch die Kaiserin nicht einlassen. Diese gab jedoch so guten Bericht über das Thier, daß wenigstens sie selbst auf das Schiff zugelassen wurde. Und so stießen sie schnell von dem Lande; die Löwin wollte auch in das Schiff hinein springen, aber der Sprung fehlte, denn die Schiffleute waren zu behend. Doch wollte das Thier nicht nachlassen, sondern schwamm neben dem Schiffe her. Die Pilger spannten eilig die Segel auf, um zu entfliehen; aber es half nichts, die Löwin klammerte sich mit ihren spitzigen Klauen und scharfen Zähnen an das Schiff, und versuchte von Zeit zu Zeit den Sprung, bis es ihr endlich gelang. Die Pilger schrieen vor Entsetzen; ein jeder meinte, er müßte sterben. „Beschirmet uns vor der Löwin,“ riefen sie die Frau an, „sonst

werfen wir euch mit samt dem Kind über Bord.“ „Seyd unerschrocken,“ sprach die Kaiserin, „sie wird keinen von euch verletzen!“ Und wirklich ging die Löwin mitten durch alle Pilger hindurch, wie ein zahmer Hund, bis sie zu der Kaiserin kam. Und als sie das Kind auf der Fürstin Arm erblickte, hob sie den Kopf über sich, zum Zeichen, daß sie dem Kinde wohl wolle. Hierauf legte sie sich der Kaiserin zu Füßen, und wollte sie gar nicht verlassen. Diese hatte das Thier auch sehr lieb, trug große Sorge für dasselbe, und ließ ihm an Essen und Trinken nichts mangeln; denn sie theilte ihre Zehrung mit ihm. Die Löwin aber beschirmte sie, daß ihr auf dem ganzen Wege von dem Schiffsvolke kein Leid geschah, denn es waren auch einige schlechte Leute darunter; und als nur einmal Einer es wagte, der Herrin auf unziemliche Weise zu nahen, so sprang die Löwin auf, ergriff den frechen Schiffsmann mit ihren Klauen und scharfen Zähnen und zerriß ihn in vier Stücke. Als die Schiffsmannschaft dieses Wunderwerk sah, sprachen sie alle, ihm wäre recht geschehen, und warfen seinen zerrissenen Leichnam in die See. Der Kaiserin geschah kein Leid mehr; von allen im Schiffe wurde ihr die größte Ehre erwiesen. Endlich kam das Fahrzeug beim gelobten Lande an. Die Kaiserin trat mit ihrem Kind aus dem Schiffe, die Löwin sprang ihr nach. Dann segnete sie Pilger und Schiffsleute, und gab ihnen reichlichen Lohn. Diese dankten ihr hinwieder, führten ihr das Pferd aus dem Schiff und halfen ihr hinauf. So ritt sie, das Kind im Arme, noch dieselbe Nacht weiter und in die nächste Stadt; die andern Pilger folgten von Ferne. Am näch-

sten Morgen reisten alle zusammen und kamen in die Stadt Jerusalem.

Hier ging die Kaiserin alsbald zu Gottes Tempel, und betete am heiligen Grabe, darein der Leichnam Jesu von Nicodemus gelegt worden und daraus er erstanden war. Auch legte sie ihr Kind auf den Altar, nahm etwas Geld aus ihrem Seckel, und warf es auf den Altar, als wollte sie sprechen: „Gott sey gelobt; ich habe mein Kind wieder erkauft und erlöset.“ Dann betete sie gar fleißig, daß er ihren lieben Herrn, den Kaiser Octavianus, friedsam, glücklich und in Gesundheit wolle leben lassen, denn sie hoffe nicht mehr ihn jemals wieder zu sehen. Hierauf verließ sie den Tempel wieder, setzte sich mit ihrem Kind auf das Pferd und ritt durch die Stadt Jerusalem. Die Löwin aber wollte keinen Tritt von ihr weichen; mochte sie durch Palläste, Kirchen oder Höfe gehen, überall ging sie mit, so daß die Leute, die sie sahen, große Furcht ankam. Während nun die Kaiserin so durch die Stadt ritt, begegnete ihr ein fremder Edelmann, den redete sie freundlich um Herberge an, denn sie sah wohl, daß er fromm, tugendreich und aus edlem Stamm entsprossen war. Der Edelmann empfing sie würdig in seinem Hause, und befahl, man solle sie pflegen und ihr dienen, wie ihm selbst und seiner Hausfrau. Dieß nahm die Kaiserin mit großem Danke an, und blieb eine Zeitlang bei dem Edelmann mit ihrem Kind und der Löwin, die so zahm war, daß sie Niemand etwas zu Leide that.

Ihr habt gehört, wie Florens dem Affen abgenommen, übers Meer verkauft, vom frommen Pilger Clemens nach Paris getragen worden. Nun folgt, wie es weiter mit ihm ergangen ist. Das Kind ward tugendlich erzogen, so daß es Jedermann gefiel. Clemens kleidete und hielt ihn wie seinen eigenen Sohn, welcher Claudius hieß. Wenn diese beiden Knaben in ihrem schmucken Aufzug über die Straße gingen, so sagten die Bürger: „Selig ist der Vater, der so wohl gezogene Kinder hat!“ Auch meinte Florens nicht anders, denn daß Claudius sein leiblicher Bruder sey und Clemens sein rechter Vater; denn als der Affe ihn seiner Mutter stahl, war er erst sechs bis sieben Wochen alt. Allmählich wurde er stattlicher und größer als sein Bruder Claudius, und auch unter den Nachbarkindern war keines, das sich mit Florens vergleichen konnte. Jedermann wunderte sich über seine Schönheit und Stärke, denn an Gebärde und Gestalt glich er seinem Vater dem Kaiser. Oft sagten auch die Nachbarn: „fürwahr der Knabe ist des Clemens natürlicher Sohn nicht; sondern er hat ihn irgend von einem großen Herrn heimlich entführt.“ Clemens Frau mußte dieses nicht selten hören, aber sie schwieg stille dazu, denn die hatte den Florens so lieb, wie ihren eigenen Sohn.

Nun wuchsen die zween Knaben miteinander auf, so daß sie beide tüchtig wurden, Handwerke zu erlernen, wiewohl Florens in allwege stärker war als Claudius. Clemens berieth sich deßwegen mit seiner Hausfrau, was er aus den zwei Knaben machen sollte, daß, wenn sie ins

Mannsalter kämen, sie sich auch ehrlich nähren könnten. Da sprach seine Frau: „lieber Hauswirth! Unser Sohn Claudius ist von wenig Stärke und deßwegen zu keinem groben Geschäfte zu gebrauchen, darum ist mein Rath, wir sollten ihn zu einem Wechsler thun, und ihr sollt ihm euer Gut geben, daß er es im Handel umtreibe; dadurch könnte er reich, berühmt, ja zu einem Herren werden. Der andre Sohn, Florens, nun der wird recht zum Fleischerhandwerke seyn; denn er ist stark; Rinder und andres Vieh zu schlachten wird ihm nicht schwer werden. So wären unsre beiden Söhne versorgt.“ — „Wahrlich, Frau, du hast mir recht gerathen, sprach Clemens, ich will deinem Rathe folgen. Von Stund an rief er seinen beiden Söhnen und sagte zu ihnen: „lieben Söhne, ihr sollt meinem Rath folgen und thun, wie gehorsamen Kindern geziemt.“ Dann nahm er zuerst seinen Sohn Claudius vor und sprach zu ihm: „lieber Sohn, höre mein Wort; geh morgen früh zu dem Wechsler, da mußt du Gold und Münze wechseln lernen, auf daß du ein rechter Handelsmann werdest.“ — „Von Herzen gern, Herr Vater,“ sprach Claudius, „ich will nach eurem Willen leben; auch wäre es mir lieb, wenn ihr mir meinen Bruder Florens mitgäbet, und er würde ein Wechsler, wie ich.“ — „Ach, lieber Sohn Claudius, laß den Florens zufrieden,“ sagte der Vater; „der soll eine andre Handthierung treiben, bei welcher ihm der Mund manchmal mit guten Bissen gespeist werden wird; du siehst ja, wie stark er ist; ich denke, er wird die gemästeten Schweine wohl auf dem Rücken tragen können.“ So stellte er den Clau=

dius zufrieden und rief den guten Florens auch vor sich. „Florens, mein lieber Sohn,“ sprach er zu ihm, „sey unerschrecken; du weißst, daß ich dir günstig bin und dich sehr lieb habe; ich will dich deßwegen zu einem guten Handwerk thun; denn morgen, wenn du aufgestanden bist, gebe ich dir Geld, damit gehst du zu einem Fleischer und giebst es ihm, daß er dich seine Handthierung lehre. Das wird etwas für dich seyn, denn du bist stark; ich glaube, wenn du einen Ochsen, wie stark er auch ist, bei den Hörnern erwischen könntest, du würdest ihn nicht gehen lassen! Auch haben wir dahinten im Stalle zwei gute, feiste Rinder, die mußt du mit dir in das Schlachthaus treiben, da wird dein Lehrmeister dir zeigen, wie du sie schlachten sollst. Dann nimm sie auf deinen Hals, und trage sie an den rechten Ort, wo du sie verhauen und verkaufen mußst. Siehe zu, sey fleißig und geschickt mit der Wage und thue Niemand Unrecht, so wirst du aus Einem Pfennige drei machen und Geld genug bekommen.

Als Florens die Lehren seines Vaters Clemens vernommen hatte, erklärte er, Alles gerne thun zu wollen, was ihm gefällig wäre. Mit Tagesanbruch stand der alte Clemens auf, weckte seinen Sohn Claudius, schickte ihn auf die Wechselbank, mit großem Gut an Geld und Gold, daß er damit wechseln und gewinnen sollte. Dann weckte er auch seinen andern Sohn Florens, half ihm zwei fette Ochsen mit den Hörnern zusammenbinden und schickte ihn mit denselben fort auf die Fleischerbank. Hier fand der neue Fleischerjunge einen Knecht, den er nach dem Fleischer Gumbrecht fragte. Als der Knecht den Flo-

rens mit den zwei feisten Ochsen vor sich stehen sah, so fragte er ihn: „was ist dein Begehren an den Meister? Ich meine du möchtest auch gern ein Fleischer werden?“ Florens antwortete und sprach: „Ja warum nicht? Mein Vater ist wohl reich, so daß er mich gut versorgen wird, und soll ich immer Rinder, Schweine, Hämmel und Schafe genug zu schlachten haben. Darum will ich das Handwerk lernen; denn mein Vater sagt mir, daß ich drei Pfennige mit Einem gewinnen könne, und gute Bissen essen, wie die Fleischer gewöhnlich essen, auch guten weißen und rothen Wein trinken. So hat mich mein Vater unterwiesen.“ Als der Fleischerknecht dieß hörte, schlug er ein Gelächter auf, spottete des Jünglings und sprach: „Der Teufel hat dich hergetragen, willst du auch ein Fleischer werden? Wahrlich, du sollst mir die Schlachtbank nicht mehr sehen! Packe dich hinweg in aller bösen Geister Namen; willst du mit dem Handwerk dein Spiel treiben?“ Nimm deine Rinder mit dir, ehe ich dir den Kopf zerschlage!“ Da gedachte Florens bei sich selbst: „Auf diese Weise komm ich nicht in das Schlachthaus; ich will gehen und meinen Vater mit mir bringen, der wird mir wohl einen Meister zu schaffen wissen.“ So trieb er die Rinder wieder nach seines Vaters Hause. Aber auf halbem Wege begegnete ihm eine andere Sache. Denn er sah einen Edelmann gegen sich herreiten, der auf seiner Hand einen gar schönen Sperber trug, welcher an den Füßen glänzende, hellklingende Schellen hatte. Der Vogel gefiel dem Florens so überaus wohl, daß er den Edelmann anredete und fragte, ob ihm der Sperber nicht feil sey;

er wolle ihm darum geben was er begehre. Der Edelmann wurde zornig auf Florens, denn er wußte nicht, ob er seiner spottete, oder was er damit meinte. Der Junge sah ihm gar nicht darnach aus, als ob er ihm den Vogel bezahlen könnte. Darum sprach er: „Ja, du Bettlerbube, es thut mir Noth, ihn an dich zu verkaufen! Führe du deine Rinder in die Metzig, und schinde sie, dann verkaufe das Fleisch; das wird dir nützer seyn, als Sperber kaufen!“ — „Ach, mein guter Herr,“ erwiederte Florens, „Rinder schlachten ist nun einmal meine Handthierung nicht; damit kann ich mich nicht ernähren. Drum lasset euch den Sperber feil seyn, lieber Herr! Was er werth ist, will und kann ich euch darum geben!“ Der Edelmann sah Florens an und dachte: „Laß sehen, was der Junge machen will.“ „Ich will dir den Sperber zu kaufen geben,“ sprach er, „aber nicht anders, als um die zwei Rinder, und auch so nicht gerne, denn ich möchte ihn viel lieber selbst behalten!“ Florens war in seinem Herzen sehr erfreut und dachte: Wenn er nicht mehr als die zwei Rinder kostet, was ist das viel? der Sperber muß mein werden! So machten sie den Kauf und Florens nahm den Vogel; der Edelmann aber trieb die Rinder vor sich her in sein Haus, lachte bei sich selbst und sagte: Nun ist aus dem Weidmann ein Viehtreiber geworden! Florens hingegen trug den Sperber auf seiner Hand, und sprach zu sich selbst: „fürwahr, heute bin ich zu einer glückseligen Stunde aufgestanden, daß mir ein so trefflicher Tausch gerathen ist; denn der Vogel ist doch gewiß seine hundert Mark Silbers werth! Ey, wie wird mein Vater

fröhlich werden, wenn er mich mit dem Vogel kommen sieht, den ich auf den Händen trage, als wenn ich ein Edelmann wäre! Die Bürger, die den Tausch gesehen hatten, lachten und spotteten über Florens; doch dieß kümmerte ihn nicht, denn der Vogel gefiel ihm, und als er in seines Vaters Haus kam, jauchzte er vor Freuden. Clemens saß auf einer Bank vor der Thür, auf einen Stecken gestützt und dachte über das Schicksal seiner beiden Söhne nach. Mein Sohn Florens, dachte er, hat nun wohl die zwei Rinder geschlachtet, diesen Nachmittag wird er sie verkaufen und Geld lösen; hoffentlich schickt er sich in sein Handwerk, und lernt brav. Wie er so in Gedanken sitzt, blickt Clemens von ungefähr auf, und sieht seinen Sohn Florens mit dem Vogel daher ziehen. „Was ist das für ein Vogel,“ rief er ihm entgegen, „wo kommt er her? Wo sind deine zwei Rinder?“ — „Mein lieber Vater,“ antwortete Florens, „ich habe die zwei Rinder um den Vogel gegeben; so einen schönen habt ihr euer Lebtage nicht gesehen! Freuet euch, daß ich eure Ochsen so wohl angelegt habe!“ — „Wie? sagte Clemens, ich glaube, du bist unsinnig.“ „Bei Gott,“ sprach Florens, „ich habe sie um den Vogel gegeben, und spotte euer gar nicht! Darum rathet mir, lieber Vater, wo soll ich den Sperber aufheben? Ich denke in eurer Kammer wäre er am besten versorgt; da sollte ihm kein Leid wiederfahren.“ Als nun Clemens hörte, daß es wirklich so geschehen war, hätte er mögen von Sinnen kommen und sagte zu Florens: „Bei Gott, wenn ich meiner nicht schonte, so wollte ich dir jetzt mit diesem Stecken hier Rippen und Kopf entzwei schlagen! Du Narr!

mir einen solchen Kaufmannsschatz ins Haus zu bringen; da du doch weißest, daß ich kein Weidmann bin!“ — „Ach, lieber Vater,“ sagte Florens ganz betrübt; „seht ihr denn nicht an seinen Federn, daß es ein hübscher Vogel ist? Wahrlich, ihr habt unrecht und seyd ohne Ursach zornig; gewiß der Vogel ist großen Schatzes werth!“ Clemens hätte vor Ingrimm lachen mögen, doch faßte er sich und sprach: „So geh denn hin und versorge den Vogel wohl; wenn du seiner recht wartest, wird er dich schnell reich machen. Iß nur nicht mehr, als er dir einträgt, so wirst du seinen Nutzen bald inne werden!“ dann mußte ihm Florens noch weiter berichten, wie es ihm auf der Fleischerbank ergangen sey. Als nun Clemens seine gute, einfältige Erzählung hörte, konnte er ihm nicht länger zürnen. Er dachte, ich will den Burschen nicht mehr auf die Schlachtbank, sondern auf die Wechselbank schicken; dort gehen vielleicht seine Sachen besser!

Indem kam sein andrer Sohn Claudius von dem Wechsler; er hatte sein Geschäft an diesem Tage gut gemacht, und von dem Vogel wußte er auch gar nichts. Clemens aber, als er seinen Schaden ein wenig verschmerzt hatte, sprach zu seinem Sohn Claudius: „Sey so gut, lieber Sohn, und nimm deinen Bruder Florens mit zum Wechsler; denn ich fürchte, auf dem Schlachthause wird er nicht gut thun!“ — „Gerne,“ sprach Claudius, „lieber Vater! folgt er mir, so will ich mein Bestes an ihm thun!“ — „Ich hoffe, er soll dir folgen,“ antwortete Clemens, „er ist stark und mag dir den Geldsack Morgens und Abends leicht nachtragen.“

Nun hielt sich anfangs Florens auf der Wechselbank recht gut, und sein Bruder Claudius lehrte ihn zuerst mit Zahlpfennigen rechnen und die Münze kennen. So trieb er es einen Monat lang, und Clemens meinte, die Sache könnte gut werden. Jetzt theilten sie sich so in das Geschäft: des Morgens ging Claudius auf die Börse, bestellte die Bank und bereitete den Sitz zu. Wenn der Tag ganz heraufgekommen, so brachte Florens den Sack mit dem Gelde nach; und dieser Brauch währte einige Zeit. Nun stand es aber nicht lange an, als Florens auch einmal wieder den Sack mit dem Gelde trug, in welchem wohl sechshundert Pfund Münze waren, daß ihm bei der Brücke ein überaus schöner Hengst begegnete, welcher aufgezäumt war und zum Verkaufe geritten werden sollte. Florens wandelte eben auf den Kaufmann zu, und trug seinen Geldsack auf dem Rücken; und da er sah, wie der Hengst so stark war und so überaus schön trabte, dachte er bei sich selbst: „Wie selig ist, wer ein solches Pferd hat und es zu brauchen versteht! Du hast Münze genug in dem Sack. Wem ist sie nütze? Mein Vater Clemens hat sie ohnedieß lange genug in der Truhe liegen gehabt, und Niemand ist ihrer froh geworden: ich wollte, daß mir der Kaufmann das Roß darum gäbe!“ Gedacht, gethan; er grüßte den Kaufmann und sagte: „Herr ist euch das Thier feil? Ich trage Gelds genug in diesem Sacke hier; darum sagt mir mit Einem Worte, wie ihr es geben wollt!“ Der Kaufmann sprach: „Willst du das Roß haben, so wirst du es nicht unter dreißig Pfund Münze von mir bekommen; es ist noch jung und stark, und lauft vortrefflich.“ Flo=

rens war froh, daß ihm der Mann das Pferd so wohlfeil gönne und sagte treuherzig: „Ich meine, ihr seyd nicht bei Sinnen, daß ihr mir ein so schönes Thier um dreißig Pfund überlassen wollt; ich gebe euch vierzig drum; ich will nicht, daß ihr Verlust an mir haben sollt!" — „Großen Dank, Junker," sagte der Kaufmann und mußte heimlich lachen. Florens that seinen Sack auf, der Kaufmann zählte die Münze heraus, dann gab er dem Jüngling das Pferd mit dem Zügel in die Hand, segnete ihn und kehrte sich seiner Wohnung zu. Florens eilte mit dem Roß nach Hause, er fürchtete immer, der Kaufmann möchte ihm nacheilen, und das Pferd zurückfordern, weil er es so guten Kaufs gegeben. So ritt er denn geraden Wegs nach St. Germain.

Clemens saß über Tisch mit seiner Hausfrau, die in allen Dingen gerecht und fromm war, und den Florens so lieb hatte, wie ihren eigenen Sohn Claudius. Auch war sie von allen Nachbarn als klug und vorsichtig wohl gelitten. Nun kam Florens vor das Haus gesprengt. Clemens hörte ihn reiten, rief ihn und sprach verwundert: „Ey, Sohn, wer hat dir das große Roß gegeben?" — „Vater, antwortete er, das Roß hab' ich gekauft; ich habe vierzig Pfund von dem Gelde drum gegeben, das ich auf die Wechselbank tragen sollte; ich hoffe, ich habe recht damit gethan, und das Geld sey wohl angelegt; besehet es nur; es hat gute Augen, und kann recht laufen; es wäre um hundert Pfund Münze nicht zu theuer!" Als Clemens das hörte, sank er vor Zorn vom Tische zurück, und verwünschte sich, daß er den bösen Buben, der ihn noch an den Bettelstab bringen werde, mit sich übers Meer genom-

men. Dann erhub er sich vom Tische, nahm den Florens mit beiden Händen bei'm Haar, warf ihn zur Erde und trat ihn mit Füßen. Ja, er hätte ihn todt geschlagen, wenn nicht seine gute Hausfrau die Streiche unterlaufen, und so dringend gebeten hätte, daß er ihr den Sohn ließ. Dann machte sie dem Vater sanfte Vorwürfe und sprach: „Euer Sohn hat doch noch nichts gethan, das nicht adelig wäre; wer weiß," „setzte sie leise hinzu, von welcher Geburt er ist." Da reute es den Vater, ihn so hart geschlagen zu haben. Florens aber sprach: „Lieber Vater, ich bin euer Kind; darum schlaget mich, so oft ihr wollt; aber besehet mir nun den Hengst; ist er nicht ein starkes Pferd? Ich hoffe, er soll mir noch gute Dienste thun!"

Da Clemens sah, daß sein Pflegsohn von dem Pferde zu reden nicht aufhören wollte, dachte er an die Rede seiner Hausfrau, verschmerzte den Verlust und hieß Florens an den Tisch sitzen und essen; indem kommt sein Bruder Claudius, der den ganzen Morgen auf der Börse das Geld erwartet hatte, und wie er den Bruder tafeln sieht, wird er zornig und spricht zu seinem Vater: „Wie möget ihr doch solches thun und mich so lange auf der Wechselbank sitzen lassen? Wie kommt es, daß ihr mir das Geld nicht schicket, und bei dem Burschen da sitzet, der euch mit den zwei feisten Rindern so großen Schaden gethan hat?" Wie er nun auch das Pferd in dem Hofe stehen sah, da fragte er verdrießlich: „wo kommt denn das grausame Thier her?" Der Vater erzählte ihm die ganze Geschichte mit Seufzen und fügte hinzu: „Ich will nichts von dem Roß, will auch sein nicht warten, und sollte es Hungers sterben!" „Es

geschieht euch recht," sprach der Sohn Claudius, „er wird euch gar verderben; es wäre besser, wenn er gar nicht geboren wäre! Ich will sein Pferd auch nicht warten; wenn es seinen Kopf aufhebt, meine ich, es wolle mich fressen!" — „Thut, was ihr wollt," sagte Florens, „ich will schon für das Thier sorgen!" Damit nahm er das Roß am Zügel, zog es in den Stall, gab ihm Heu und Haber genug, und machte ihm eine gute Streu. Am andern Morgen frühe eilte er in den Stall, sattelte und zäumte sein Pferd, sah es mit Freuden an und dachte: „Es ist doch viel mehr werth, als es kostet! Dann sprang er drauf, und gab ihm die Sporen, daß es einen Sprung nach dem andern machte, und seine ganze Stärke zeigte. Das Reiten stand Florens so wohl und adelig, daß, wer ihn sah, ihn darum lobte. Als das Pferd müde war, ritt er es wieder nach Hause, ließ es sich allgemach erkühlen, und an Haber, Heu und Stroh keinen Mangel leiden. Dabei sah er es immer an und dachte in seinem Herzen: „Könnte mir nicht vielleicht das Roß einmal zu statten kommen? denn ich habe große Lust, Waffen zu tragen. Da würde mir ein Reitpferd nicht übel anstehen." Und nun wollen wir den Florens mit seinem Rosse eine Weile ruhen lassen.

Zu der Zeit, als König Dagobert in Frankreich wohl und löblich regierte, waren die Heiden noch nicht lang aus dem Lande abgezogen, das sie eine Weile inne gehabt und

im Kriege wieder verloren hatten. Die Stadt Paris lag an vielen Stellen öde; aber jetzt fing das Volk an sich wieder zu vermehren, und die Hauptstadt des Landes wurde unter Dagoberts Regierung groß und herrlich, dazu sicher und fest gebaut, und wo zuvor ein wüster Platz gewesen, da ließ der König das herrliche Münster zu St. Denys bauen, nicht weit von Paris.

Nun entspann sich ein Krieg zwischen dem Könige von Frankreich und den Unglaubigen, welche gewohnt waren, sich noch als Herren dieses Landes zu betrachten. Die Obersten der Heiden und der Türken saßen miteinander zu Rath und beklagten sich bei dem Sultan von Babylonien über die französische Nation, daß sie sich nämlich zu Paris unterständen einen Tempel zu bauen wider den wahren Gott Mahomeds, wie sie denn überhaupt meineidiger Weise vom heidnischen Glauben abgefallen seyen. Als der Sultan diese Rede vernahm, sprach er zu ihnen: „Wohlan, meine lieben Herrn, ich will Frankreich mit meiner Gewalt von Grund aus zerstören, seinen König aber an den Galgen hängen und verbrennen lassen!“ Auf diese Zusage ließ er in alle heidnische Königreiche eine Aufforderung ergehen: sie sollten ihm zu Hülfe kommen und mit ihm Frankreich verderben. Da kamen zusammen die Könige aus Arabien und Persien mit großer Macht; dann der König der Riesen mit dreißigtausend Mann; dann der König aus Aethiopien, aus Merach und Krypte. Diese miteinander brachten an zwanzigtausend Mann; da war kein Heide oder Türke, der nicht gerne vor dem Sultan erschienen wäre. So kam auch der Admiral oder Emir aus Persien, des Sultans Bruder, und

brachte einen großen Haufen mit sich, so daß auf das Aufgebot des Sultans in dreißig Tagen an hunderttausend Mann zu Roß und zu Fuß beisammen waren. Diesen Allen zog der Sultan entgegen, empfing einen um den andern aufs freundlichste und hieß sie willkommen.

Der Riesenkönig, der der Mächtigste unter ihnen war, begehrte darauf mit dem Sultan zu reden, und als es ihm gestattet war, da sprach er: „Herr und König von Babylon, unser Begehren ist, daß ihr euer Vorhaben so schnell als möglich ausführet. Lasset Schiffe und Galeeren wohl beschlagen, daß man alles Volk darein setze und nach Venedig schicke. Denn beim Gotte Mahomets und meiner Treue, komme ich glücklich übers Meer und finde den König Dagobert, so will ich ihn mit meinen eigenen Händen erwürgen, und mich nicht eher schlafen legen, bis ich mit meinem Heerhaufen in die Stadt Paris eingezogen bin, daselbst Haus und Hof gehalten und das ganze Frankreich bezwungen habe. Und dann soll euch das Land geschenkt seyn, König von Babylon!“ Dieß zu hören war dem Sultan sehr tröstlich, und er dankte dem Riesenkönige wegen seines hohen Anerbietens. Jetzt hatte er keine Ruhe mehr, bis die Schiffe zugerüstet und mit Erz beschlagen waren, zweitausend an der Zahl. Dann besetzte er sein Land mit Wachen, und bereitete sich zur Abfahrt.

Der Sultan hatte von seinen zwanzig Weibern dreißig starke Söhne und einige Töchter. Unter den letztern befand sich eine schöne Jungfrau, die ihm vor den andern Kindern lieb war, denn sie war so schön, daß man meinte, in der ganzen Heidenschaft wäre kein schöneres Mädchen

geboren. Ihr Leib war zierlich und edel gestaltet, ihr Mündlein roth, wie Rubin, ihr Hals weiß wie Milch, ihr Angesicht braunte wie eine Rose, ihre Augen waren durchsichtig und klar wie Falkenaugen, ja es war nichts an ihrem ganzen Leibe vergessen, und wäre sie wohl der schönen Helena aus Griechenland zu vergleichen gewesen. Ihr Haar, dessen Farbe dem gelben Dukatengolde glich, wußte sie gar zierlich aufzubinden. Köstlicher Schmuck glänzte ihr von Haupt und Hals, und ihre Gebärden waren überaus holdselig. Diese Tochter trat vor ihren Vater, den König von Babylonien, und bat ihn freundlich, sie mit sich über das Meer fahren zu lassen, denn sie hatte ein großes Verlangen, Frankreich zu sehen. Auch sprach sie: „Da ihr Willens seyd, mich zu vermählen, so kann ich nun sehen, welcher König streitbar ist; denn fürwahr, dem, der am ritterlichsten ficht, dem will ich meine Liebe und Gunst zuwenden, und ihn zur Ehe nehmen. Dann rächet den Schaden, den euch Frankreich angethan hat, als ihr aus dem Lande vertrieben worden seyd, und wenn es euch gefällig ist, so schenket mir das Haupt des Königs Dagobert.“ — „Ja, bei Mahomet, das sollst du haben,“ sprach der Sultan, und darauf gingen die Fürsten und Herrn alle zu Schiff. Der Sultan mit den dreißig gekrönten Fürsten, nahm seinen Sitz auf keiner gewöhnlichen Galeere, sondern er bestieg mit ihnen und seiner Tochter einen herrlichen Dreimaster, auf welchem vier Adler aus klarem, lautrem arabischen Gold ihre Köpfe und Schnäbel gegen Frankreich kehrten. Auf diesem Schiffe saß der König von Babylon und seine Tochter ihm an Seite. Der Wind wehte günstig, die Segel

waren seiner voll, unabläßig arbeiteten die Ruderer, und in wenigen Tagen gingen sie bei Venedig vor Anker. Auch hatten die Türken den Plan des ganzen Krieges zum voraus entworfen. Dem zu Folge schlugen sie ihr Lager in Venedig auf, und verwüsteten einen ganzen Monat das Land mit Sengen und Brennen. Sie ritten durch die Stadt und ihre Dörfer wie Drachen, schonten nicht Weib und Kind, nicht Alt und Jung, und auf ihrem ganzen Wege ließen sie an Häusern und Kirchen keinen Stein auf dem andern stehen.

Die Fürsten und Herren der Christenheit, so viel ihrer in der Umgegend hausten, kamen in große Noth und gaben sich alle in den Schirm des Königes von Frankreich. Durch diese Flucht erfuhr der König Dagobert zuallererst von dem Einfalle der Heiden, denn sie trafen ihn gerade über dem Bau des schönen Münsters zu St. Dionys. Da sprachen sie zu ihm: „Seyd von uns gewarnt, Herr König, versehet euch wohl mit Kriegsvorräthen, denn der heidnischen und türkischen Hunde sind sehr viele. Wenn eure Wacht nicht gut bestellt ist, so sind wir alle verrathen und verloren!“ Und nun erzählten sie ihm von all den Streitkräften, die gegen Frankreich aufgeboten worden. Der König Dagobert war darauf nicht vorbereitet. Er wandte sich aber mit Zuversicht an seinen Schutzpatron und sprach: „Heiliger Dionys! beschirme Frankreich vor allem Unglück! Wenn die Türken und Heiden überhand nehmen, so wird dein Münster nimmermehr ausgebaut; die Unglaubigen werden es zerstören, oder nach ihrem Belieben einen heidnischen Tempel daraus machen. Darum, heiliger Dionys!

beschirme deine Stadt Paris!“ Darauf fertigte er Boten ab, an die Heere der Christenheit, und vor allen an den Kaiser Octavianus zu Rom, die überbrachten an alle Fürsten die Bitte, mit ihrer Heeresmacht zu kommen, damit ihm und ihnen geholfen werde. Von allen diesen erhielt er gute Botschaft, und während er sich selbst rüstete, trafen seine Bundesgenossen schon allmählig ein. Der König von Holland kam über Meer her und brachte vierzehntausend Mann; der König aus Irland brachte fünfzehntausend Mann, lauter beherzte Leute, und der König von England kam mit einer Macht, die nicht zu beschreiben ist. Der König Dagobert ritt ihnen mit großer Pracht entgegen, und dankte ihnen aufs freundlichste für ihre Hülfe.

Jeder König lagerte sich vor einem andern Thor, und da die Heiden schon herangekommen waren und nicht ferne von der Stadt ihr Lager hatten, so fiel, noch ehe der König seine Erlaubniß dazu ertheilt hatte, hier und dort ein Scharmützel vor. Und einer sprach zu dem andern: „Wollte Gott, der König Dagobert gestattete es uns, so wollten wir bald unsern Muth an den Türkenhunden kühlen!“

Endlich kam auch der mächtige Kaiser Octavianus mit seinen Römern auf einem andern Wege gar stark herangezogen, bis an die Stadt Paris. Aber beinahe kam er zu spät, denn der Sultan war schon zu weit ins Land herein gekommen. Jedoch den Heiden erschien er immer noch frühe genug. Der Kaiser hatte seine Gemahlin und seine Kinder noch nicht vergessen, und so oft er an sie dachte, konnte er sich des Weinens nicht enthalten. Dieses seines Leides sich zu entschlagen, war er nach der

Stadt Paris aufgebrochen. Da er aber sah, daß alle Fürsten und Heere ihr Lager außerhalb der Stadt aufgeschlagen hatten, und vor den Thoren selbst kein Platz mehr war, so lagerte er sich mit den Seinigen in der Vorstadt St. Germain. Als nun der König von Frankreich vernommen, daß Kaiser Octavianus wohlgerüstet mit dreizehntausend Mann herangekommen und mit seinem Volke vor St. Germain sein Lager genommen hatte, so ritt er zu ihm mit großer Pracht in sein Zelt, und bat ihn freundlich bei ihm selbst in seinem Pallaste Herberge zu machen. Der Kaiser bedankte sich aufs höflichste und erklärte, die erste Nacht mit seinem Volke hier bleiben zu wollen. „Doch eines muß ich euch sagen, Herr König," sprach er: „weß ist denn das schöne und große Haus, das da vor uns stehet? die Mauern sind hoch und stark; der, der es gebaut, hat sich's keine Arbeit kosten lassen, sondern viel Fleiß und Kunst angewendet. Ohne Zweifel ist auch der Hausherr, der darin wohnt, sehr angesehen!" — „Nein, das ist er wahrlich nicht," sprach der König, „es ist einer meiner Bürger, Clemens mit Namen; aber er ist verständig und durch seine Klugheit, durch viel Sorgen und Mühen ist er endlich zu solcher Wohlhabenheit gediehen! Auch ist er neulich über Meer gekommen, da hat er ein fremdes Kind mit sich gebracht, so schön und adelig, als man in Paris kaum eines sehen kann!"

Als der Kaiser Octavianus dieses hörte, so entfuhr ihm ein Seufzer um den andern, und er konnte sich des Weinens kaum enthalten. König Dagobert, der seine Bekümmerniß merkte, fragte ihn freundlich, was sein Anlie-

gen wäre. Da hielt sich Kaiser Octavianus nicht länger zurück, sondern erzählte Stück für Stück, wie es ihm mit Frau und Kindern ergangen. Der König Dagobert schüttelte sein Haupt und strafte den Kaiser mit weisen Worten, daß er so rasch verfahren sey, und sich nicht besser nach der Sache erkundigt hätte. Auch verschwieg er nicht den Verdacht, den er hege; daß nämlich die Mutter des Kaisers die Urheberin alles dieses Uebels sey. „Wenn jedoch Frau und Kinder noch leben," fügte er hinzu, „so getröstet euch Gottes, der stark und mächtig genug ist, sie zu schirmen, und eure Unlust wohl noch in Freude zu kehren vermag!" Damit beurlaubte sich der König Dagobert von dem Kaiser und ritt nach seiner Stadt Paris zurück. Der Kaiser Octavian aber blieb mit großem Kummer in St. Germain.

Inzwischen verstärkten sich die Türken und Heiden, und verderbten während ihres Durchmarsches das ganze Land. Vor der großen Heerschaar her zog ein verlorener Haufe von zehntausend Mann, die gar kein Erbarmen mit den Christen hatten, sondern Mann und Weib, auch die unschuldigen Kinder zu Tode schlugen. So erhub sich Heulen und Jammern im ganzen Lande, und endlich kam diese Vorschaar in den ersten Tagen des Aprilmonats vor den Mauern von Paris an, und schlug davor ihr Lager auf. Bald nach ihnen kam der Sultan von Babylon, mit lauter Gold bekleidet. Vorn an der Brust seines Pferdes hing ein güldenes Kleinod, mit Diamanten und Rubinen besetzt. Sein Bart war so lang, daß er bis an den Sattelknopf reichte, dazu weiß wie Schnee. Sein Haupt saß

mächtig hoch und war mit goldnen Knöpfen geziert; er hatte große Augen und war von stattlichem Wuchse, so daß man nicht leicht seinesgleichen finden mochte. Sein Pferd hatte auf der Stirn ein gekrümmtes Horn aus lautrem Golde geschmiedet. Neben dem Sultan ritt Marcebylla, seine Tochter, aufs köstlichste gekleidet, und mit Kleinodien geschmückt. An der Stirn ihres Pferdes hing eine goldene Sonne mit einem Rubin, einem Smaragd, einem Diamant und vielen Perlen des Morgenlands schön verziert. Vor und nach ihr ritten Jungfrauen, Königs= und Herrentöchter, dreihundert an der Zahl, die wären manches guten Gesellen Freude gewesen. Auch den Gott Mahomets ließ der Sultan auf einem vergoldeten Wagen führen, und täglich betete er ihn auf den Knieen an. So ritt er Tag und Nacht mit seiner Ritterschaft, daß er den König von Frankreich um so eher grüßen möchte.

Auf diese Weise kam er endlich vor Paris und ließ sein Zelt so köstlich aufschlagen, daß es höher zu achten war, als manches Fürstenthum. In demselben übernachtete er mit seiner vornehmsten Ritterschaft; doch stellte er sorgfältig Wachen aus, und schickte Kundschafter ab, das französische Heerlager zu besehen. Diese kamen zurück und berichteten dem Sultan, wie sie die Franzosen alle in guter Ordnung gefunden, die Thore und Mauern wohl besetzt, der Christen Kriegsheer so groß, daß es ihnen unmöglich gewesen, die Menge zu erkunden. Diese Kundschaft brachten sie dem Sultan in Gegenwart des Riesenkönigs, der sehr zornig ward, und zu dem Sultan sprach: „Ich will keine Ruhe haben, bis diese Stadt mit sammt

dem Lande zerstört ist, daß kein Stein auf dem anderen bleibt!" Aber viele Türken, welche die Botschaft auch vernommen hatten, entsetzten sich vor den Christen, und dachten heimlich bei sich, wenn sie nur zu Hause geblieben wären. Als die Boten abgehört waren, kam die Jungfrau Marcebylla vor ihren Vater, und bat ihn mit holdseligen Worten, daß er ihr vergönnen wolle, vor die Stadt Paris zu reiten, weil sie große Lust hätte, dieselbe von Nahem zu sehen. Dieß gestattete auch ihr Vater, doch befahl er sie in den Schutz des Riesenkönigs, was diesem keine kleine Freude machte; denn er fand dadurch Gelegenheit, sich bei dem Sultan in Gunst zu setzen, und überdieß war er der Jungfrau von Herzen hold.

Die Franzosen und ihre Verbündeten ihrerseits, als sie die Unglaubigen so nahe an die Stadt Paris gerückt sahen, schwuren zusammen, sich so bald als möglich zu schlagen. „Ich will den ersten Angriff thun," sprach der König von Spanien. — „Ich will," sprach der Kaiser Octavianus, „Mann für Mann gegen den Sultan kämpfen." — Die Könige aus Schottland und England sprachen: „Deßgleichen wollen auch wir thun!" Und so wappneten und rüsteten sie sich, ein jeglicher zur Schlachtordnung.

Als sich Dagobert mit den Königen und allem Volke zur Schlacht gegen die Heiden vorbereitete, kam ein ungestalter Bote mit einem großen Höcker auf dem Rücken;

seine Augen standen handbreit von einander, er hatte krumme Schenkel, eine breitgedrückte Nase, einen dicken Kopf; kurz, er war sehr häßlich anzusehen. In seiner Hand trug er anstatt der Peitsche ein Seil mit scharfen Knöpfen, damit schlug er seinem Pferde zwischen die Rippen. Als diesen einige Franzosen gewahr wurden, machten sie sich in seine Nähe, denn sie meinten, es wäre ein Meerwunder. Dieser ungestalte Bote ritt durch die französischen Heerhaufen und rief mit heller Stimme: „Wo ist Dagobert, König von Frankreich, welcher Ehre und Ruhm in der Stadt Paris behauptet? Ich bringe ihm Botschaft von meiner gnädigen Frau, der Tochter des Königs von Babylon, und habe mit ihm zu reden.“ Als die Franzosen dieß hörten, verwunderten sich alle über den haarigen, häßlichen Kerl, der zum Boten gewählt worden; doch führten sie ihn vor den König, zu hören, was sein Anbringen wäre. Wie nun der mißgestalte Mann vor den König kam, kniete er nieder und sprach mit heller Stimme zum König und allen anwesenden Herren: „Merket auf, Herr König in Frankreich, meine gnädigste Herrin Marcebylla, Princessin von Babylon, entbeut euch, daß sie gekommen sey, euch und die eurigen zu verderben. Zu dem Ende hat sie das Land zum größten Theile verwüstet und jetzt ihr Lager vor dem Thore von Paris auf dem Montmartre aufgeschlagen. Deswegen läßt sie euch fragen, ob ihr euch getrauet, die Stadt Paris zu beschützen, oder ob ihr nicht vorzieht, euch gutwillig zu ergeben. Weiter entbeut sie, daß morgen zur rechten Tagszeit ihr Geliebter vor der Stadt Paris erscheinen wird im Panzer und mit Schild und Speer, wie es

einem Streiter gebührt, und mit dem mannlichsten Ritter, den ihr unter den eurigen finden möget, zu fechten bereit ist. Findet ihr unter eurer Ritterschaft keinen, so wird der Kämpfer meiner gnädigen Frau doch nicht ungestritten von Paris abziehen. Vielmehr wird von ihm morgenden Tages die Stadt Paris bestürmt werden. Darum, Herr König, bedenket euch kurz, was zu thun ist." Der König erwiederte: „Lieber Freund! hat deiner Gebieterin Liebhaber Lust zu streiten, so soll ihm dieses gewährt seyn, und mag er sich zur rechten Stunde auf dem Kampfplatze einfinden." Da sagte der Bote dem König größen Dank. „Aber wahrlich," fügte er hinzu, „es wird euch gereuen, denn ehe ein Monat vergeht, trägt meiner Herrin Liebster eure königliche Krone auf dem Haupt, und euer Volk hat er getilgt und ausgerottet." Mit diesen Worten schied er von dem Könige, ritt aufs schnellste zurück zu des Königs von Babylonien Tochter, und meldete ihr den günstigen Erfolg seiner Botschaft. Der Riesenkönig, als er dieses hörte, w..rde halb unsinnig vor Freuden. Er verhieß der Jungfrau, daß er am andern Morgen sicher vor der Stadt Paris erscheinen und allen Franzosen Fehde verkünden wolle. Ja, alle, die er in seine Gewalt bekäme, die wolle er mit seinen Händen in Stücken reißen. Dieß gefiel der Jungfrau wohl, und sie bedankte sich für seinen guten Willen.

Am andern Tage vor Sonnenaufgang wappnete sich der Riesenkönig vom Kopf bis zu den Füßen; er begehrte jedoch weder Spieß, noch Speer, noch Hellebarte, sondern einzig und allein sein Heidenschwert. Ebenso wollte

er auch auf kein Roß sitzen, sondern frei und ledig zu Fuße gehen, denn er war bei zwölf Fuß lang. Als er gerüstet und angethan war, begab er sich zu der Jungfrau, beurlaubte sich von ihr und schlug den geraden Weg nach Paris ein. Wie er vor die Stadt gekommen war, zog er sein Schwert aus und schrie mit lauter Stimme: „Ich streite, ich streite für meine Herzallerliebste. Wer da Lust hat, komme, so will ich sein nicht fehlen!“ Die Einwohner der Stadt Paris hatten dieses Geschrei gehört, liefen eilig auf ihre Mauren, und als sie den entsetzlichen Riesenkönig sahen, erschraken sie vor ihm über alle Maßen, so daß sich keiner vor die Mauern hinauswagte. Auch König Dagobert empfand keine sonderliche Freude, als ihm der Riesenkönig gezeigt ward. „Heiliger Dionysius,“ rief er, „beschirme dein Münster und bitte Gott für uns, daß wir nicht von den Widerspenstigen vertrieben werden!“ Aber kein Fürst, noch Herr wollte es wagen, mit dem Riesen zu streiten, bis sich endlich ein junger, edler Ritter aus Frankriech fand, der sprach: „Wahrhaftig wir sind nicht eines faulen Apfels werth, wenn keiner unter uns ist, der das Herz hätte, diesen Feind zu bestehen! Darum bringet mir meinen Harnisch, Schild und Speer, Stiefel und Sporen, vor allen aber mein Pferd und mein Schwert; Denn ich habe große Lust, mit diesem Riesen zu streiten!“ So wurde der Ritter in Eile gewaffnet. Er hatte ein gutes Roß, auf das er sich verlassen konnte; dies bestieg er, nahm den Speer in seine Hand, und nachdem er, sich versuchend, eine gute Weile die Gasse gerüstet auf und ab geritten, nahm er Urlaub von dem Kö-

nige, der eine große Freude an ihm hatte, und das Stadtthor öffnete sich ihm.

Als der junge Ritter im freien Felde war, ritt er auf dem nächsten Wege nach dem Riesen zu. Die Franzosen aber lagen auf den Mauerzinnen, zu sehen, wie er sich helfen würde. Beim Anblicke des christlichen Ritters wurde der Riese zornig; er achtete es für einen Spott, mit einem so kleinen Männlein zu streiten. Der Ritter aber rannte muthig auf den Riesen los, so daß ihm sein Panzer durchstochen ward, doch drang der Speer nicht in den Leib und der Riese stand unerschütterlich, wie ein Thurm. Dabei war er nicht säumig, sondern lauerte auf seinen Vortheil, und eh sich der Ritter versah, gerieth dem Riesen ein Griff, daß er seinen Feind erwischte, aus dem Sattel hob, und, ihn wie eine Feder auf seine Achsel nehmend, mit ins Lager trug. Der Ritter saß auf der Schulter des Riesen und rief Gott und alle Heiligen zu Hülfe, denn ihm wars, als wär' es der lebendige Teufel und wollte er ihn geradezu in die Hölle tragen. Der Riese eilte zu seiner Jungfrau, und nach gar freundlichem Gruß und Gegengruß setzte er seinen Gefangenen auf die Erde und schenkte ihn seiner Geliebten. Der junge Ritter aber meinte nicht anders, als daß er auf der Stelle sterben müßte. Aber die Königstochter erbarmte sich seiner, denn sie war den Christen im Herzen nicht feind. Doch wollte sie wissen, wie es gekommen, daß gerade dieser kleine Ritter ausgezogen, mit dem Riesenkönige zu kämpfen, und drang mit strengen Worten in ihn, die Wahrheit zu gestehen. Dem Ritter kam aufs Neue Furcht

an, er erzählte Alles, wie es ergangen war, und kniete dann in seinem Panzer vor der Prinzessin nieder. Diese wunderte sich über seine Kühnheit, hieß ihn den Panzer ablegen und sich gütlich thun. Der Ritter meinte, jetzt gehe es ihm an den Hals; aber es ward ein gutes Mahl aufgetragen, und seinen ritterlichen Muth zu ehren, hieß die Fürstin ihn zu Tische sitzen und fröhlich seyn. Nun sah er wohl, daß ihm sein Leben geschenkt war und dankte der Jungfrau mit weinenden Augen. Das Nachtmahl wurde prächtig gefeiert mit großer Freude und Frohlocken, des Sieges halber, den der Riesenkönig im Felde erhalten hatte.

Am andern Morgen begrüßte die Jungfrau ihren Buhlen, und der Riesenkönig bat sie mit sanften Worten um einen Kuß. Aber die Königstochter wehrte ihm und sagte: „Ja, wenn ihr mir den König von Frankreich bringet, wie ihr mir diesen Ritter gebracht habt, dann will ich euch einen freundlichen Kuß geben.“ Darüber ward der Riese hoch erfreut, neigte sich tief vor seiner Geliebten und waffnete sich abermals zum Streite. Bald darauf hörte man ihn hart am Thore von Paris mit lauter Stimme gräßlich schreien: „Hier steh' ich alle Stund zum Streite bereit, von meiner Geliebten Marcebylla gesandt! O König Dagobert, dir soll es übel ergehen, wenn du die Stadt Paris nicht übergeben willst. Denn du wirst keinen Ritter mehr finden, der mit mir streiten mag!“ Und wirklich waren alle Fürsten und Herrn erschrocken, und keiner von ihnen empfand eine Lust, mit dem Riesen zu kämpfen. Der fromme König Dagobert schaute um sich,

und sprach: „Wohl denn, wappnet mich behende, denn ich selbst will Leib und Leben gegen diesen Teufelsriesen wagen, und ihn mit Gottes Hülfe umbringen, wo nicht, so mag er mich todt schlagen! Heiliger Dionys, du wirst nicht dulden, daß ich dein Münster unausgebaut lasse, komme du mir zu Hülfe!“

Als dies Octavianus, der römische Kaiser, hörte, so sprach er zu Dagobert: „das wolle Gott nicht, mein Herr Bruder, daß ihr selbst mit dem Riesen streitet, vielmehr lasset mich hingehen und den Kampf wagen!“ Aber der König von Frankreich wollte es nicht gestatten, und so stritten sie miteinander um die Ehre des Kampfes.

Während nun die Fürsten und Herren so miteinander sprachen, spazierte der Bürger Clemens durch die Strassen von Paris, und sein Sohn Florens trat ihm an Dieners statt nach. Wie sie nun sahen, daß die Herren auf dem Balkon des Schlosses so traurig bei einander standen, fragte Florens seinen Vater nach der Ursache. „Ach, lieber Sohn,“ sagte Clemens, „du weißest ja, daß die Unglaubigen vor Paris sind. Nun ist da ein mächtiger Riesenkönig, ein Liebhaber der Tochter des Königs von Babylon, an den will sich kein Herr, kein Ritter oder Knecht wagen; denn er hat ganz plötzlich einen jungen mannlichen Ritter überwunden. Darum sind die Fürsten so erschrocken; denn wäre der Riese besiegt, so würden die übrigen Heiden bald aus dem Lande geschlagen seyn.“ „Wie?“ sprach Florens, „hat der Riese den Ritter denn gefressen?“ „O nein,“ erwiederte Clemens, „er hob ihn mit sammt seinem Panzer auf die Achsel, und trug ihn in das Zelt der

Jungfrau." — „O, wenn mir solches wiederführe," rief Florens, „ich wollte unerschrocken seyn! Mit Jungfrauen ist gut handeln!" — „Lieber Sohn," erwiederte ihm Clemens, „du bist wohl ein frischer Junge; aber bedenke, wie groß und stark der Riese ist; es ist kein Wunder, wenn sich die Fürsten bekümmern!"

Da fing Florens an, seinen Vater inständig zu bitten, daß er ihn mit dem Riesen streiten, und seine Stärke versuchen lasse. „Ich habe ja," sprach er, „ohne dies ein Pferd, das mich theuer genug zu stehen kommt!" Als Clemens lange vergebens seinen Sohn abgemahnt, und dieser endlich gedroht hatte, so wie er da stände, ohne alle Waffen zu dem Riesen zu gehen, so wurde der Vater zornig und sprach: „So fahre hin und lebe nach deinem Willen! Wolltest du aber meinem Rathe folgen, so bliebest du daheim, und ließest den Riesen zufrieden. Ich habe auch keinen doppelten Harnisch für dich, mein Krebs ist nichts mehr nütze, sondern rostig, die Armschienen sind ganz schmutzig; seit dreißig Jahren hab ich kein Stück mehr von Allem am Leibe gehabt; auch mein Spieß ist ganz krumm und schwarz vom Rauche. Du weißest ja, ich bin lieber hinter dem Ofen gesessen, als zu Felde gezogen. Harnisch tragen bringt selten Nutzen, wohl aber viel Schläge auf den Rücken!" — „Vater," sagte Florens, „das schadet Alles nichts, gebt mir nur die Stücke, von denen ihr gesprochen; so rostig sie sind, so will ich doch Ehre damit einlegen. Ja, ich möchte sie nicht mit andern vertauschen, die noch so schön glänzen!" — „Nun, so will ich dir meine rostige Rüstung holen," sagte Clemens ver-

drießlich, „weiß ich doch wohl, daß du damit wirst ausgelacht werden. Aber sey dem Allmächtigen befohlen, der wolle deine Seele bewahren!“ Jetzt war Florens vergnügt, und bald hatte er sich mit dem rostigen Harnisch gewaffnet. Sein Vater Clemens setzte ihm den alten Helm auf, der inwendig voll Spinnweben, und von außen ganz schwarz war; Mäuse und Ratten hatten lange darin genistet; dann gab er ihm sein Schwert, das wohl dreißig Jahre nicht aus der Scheide gekommen war, und vor lauter Rost sich nicht ausziehen lassen wollte. Clemens nahm es beim Kreuz, der andere Sohn Claudius bei der Scheide; sie zogen so hart, daß beide rückwärts fielen, Clemens mit dem Schwert in der Hand, Claudius mit der Scheide. Da hätten beide lieber geweint, als gelacht. Doch gefiel es dem Florens und er sagte scherzend zu seinem Vater Clemens: „Fürwahr Vater, ihr müßt schon lang keinen Zück-Frevel mehr gezahlt haben, das sieht man euerm Schwerte wohl an!“ Clemens erwiederte: „Weißt du was, mein Sohn, hänge das Schwert lieber ohne Scheide um, dann brauchst beim Ausziehen nicht mehr auf den Rücken zu fallen!“ So scherzten sie miteinander. Endlich brachte ihm Clemens auch das Roß, das er mit des Vaters Münze und Schäzen erworben hatte; es war stattlich anzuschauen, und nach französischer Sitte wohl aufgezäumt, der Sattel hübsch durchbrochen, der Zaum an drei oder vier Orten mit Nesteln wohl geziert. Das gefiel Florens gar wohl; er schwang sich hinauf und rief: „Wo ist der Riesenkönig? Nun gebt mir nur noch den Speer!“ Der Va-

ter reichte ihm auch den; er sah aber gar dürr aus, denn er hatte lang als Hühnerstange gedient.

„Nun fahr hin, lieber Sohn,“ sprach Clemens, „Gott wolle dir Gnade verleihen, daß du an diesem Tage Ehre einlegest. Ich will dir das Geleite geben bis zur Pforte der Stadt, und auf der Zinne Acht haben, wie es dir geht. Je größere Streiche du dem Riesen versetzest, je lieber wirst du mir seyn!“ — „Vater,“ sagte Florens, „vermag ich's, so will ich euern Willen thun. Ja, ich lasse dem König Dagobert noch am heutigen Tage das Haupt des Riesen in die Hände liefern.“ Mit diesen Worten nahm Florens Urlaub von seiner Pflegmutter, die sehr um ihn weinte, und von seinem Bruder Claudius. Er ritt in seiner rostigen Rüstung durch die Gassen von Paris, von Clemens begleitet, von allen andern Bürgern aber verspottet. „Sehet doch,“ sprach einer, „was da für ein glänzender wohlaufgeputzter Ritter kommt!“ Ein anderer sprach: „Laßt ihn nur reiten, der wird uns großen Nutzen schaffen. Wenn den die Heiden erblicken, werden sie an ihm so erschrecken, daß alle die Flucht ergreifen!“ — „Gewiß, der will mit dem Riesen streiten,“ sagte ein dritter, „und will des Königs von Babylon Tochter freien!“ Auch unter den Fürsten und Herren wurde er so zum Gespötte. Er that aber, als ob er es nicht hörte, und ritt so fort bis ans Thor.

Zur selben Stunde erschien auch der Riesenkönig vor den Thoren und hub abermal zu schreien an: „Ihr Pariser, ihr Bastarde, wollet ihr nicht das Thor aufthun? Es wird euch übel gehen, ihr müßt alle von meinen Hän-

den sterben, dawider vermag euer Gott nichts. Euren König Dagobert hänge ich an den Galgen; was nicht umkommt, soll schmählich aus Stadt und Land verjagt werden, und nimmermehr zurückkommen.“ Die Wächter auf den Mauern hörten das Geschrei, und als es den Fürsten und Herren angezeigt wurde, erschraken sie nicht wenig. Florens aber, als er den Riesen so schreien hörte, hatte keine Ruhe mehr. Man mußte ihm das Thor aufthun, und ihn hinaus lassen. Da lief in Paris Alles auf die Mauern, denn jetzt merkten sie, daß der rostige Ritter mit dem Riesen streiten wolle. Der gute alte Clemens, um desto besser zusehen zu können, saß rittlings auf der Mauerzinne, und rief seinem Sohne den Segen hinab. Indem sprengte Florens auf den Riesen zu. Als dieser ihn kommen sah, rief er ihm entgegen: „Wahrlich, du glänzender Ritter, du magst dem wohl billig Dank sagen, der dich gewappnet hat. Beim Gott Mahomets, dein Harnisch und deine Rüstung sind gar zu lustig; ich meine, du hast ihn in einer Pfütze aufbewahrt. Was ist dein Begehr? Warum bist du hier? du wirst doch nicht gar mit mir streiten wollen? Kehr um, und sage deinem König Dagobert, er soll selber kommen, mit mir zu kämpfen. Mit einem so rostigen Ritter zu fechten, wäre mir Schande!“ Bei diesen schimpflichen Worten zitterte Florens vor Zorn und sprach zum Riesen: „Ich merke wohl, daß du mein spottest, aber ich will dich bald besser reden lehren! Denn mit deinem Haupte will ich meinen gnädigen König Dagobert begaben. Ein anderes Geschenk verlange ich nicht von dir!“

Mit diesen Worten rannte Florens gegen den Riesen

und sprach ein leises Gebet. Da stand ihm Gott in seinem ersten Ritte bei, daß er den Riesen mit dem Speer auf den Boden rannte. Er hatte ihm den Rücken so durchstochen, daß der Spieß ein Klafter lang herausragte. Das Blut floß auf die Erde, wie das Wasser aus einem Röhrbrunnen, der Riese war mit seinem eigenen Blute besudelt bis an die Fersen. Als der alte Clemens auf der Mauer jenen Stoß sah, dankte er Gott mit großen Freuden und sprach: „Gesegnet sey die Stunde, in der ich dich übers Meer getragen habe!“ Der Riesenkönig war durch den Stoß schwer erzürnt und holte auf der Erde liegend mit seinem gewaltigen Schwert aus. Aber Florens, der sorgte, er möchte ihn hinwegtragen, wie er es dem jungen Ritter gemacht, sprang mit dem Pferd ein wenig bei Seite, und faßte den Streich mit dem rostigen Schwert auf, das er nicht zu ziehen brauchte, denn er hatte es nach des Vaters lustigem Rath ohne Scheide an sich hangen. Dann holte er selbst zum Streich aus, so sicher und stark, daß er dem Riesen den linken Arm abschlug, so daß dieser vor ihm nieder auf die Erde fiel. Den Streich sah Clemens abermals und schrie: „Gott stärke dich! Ich bin fröhlich, wenn ich dich ansehe! Glückselige Stunde, wo ich dich kaufte! Noch glücklichere, wo ich dich nach Paris brachte! Fürwahr, du hast mein Geld um das Pferd wohl angelegt! Auch werden die Franzosen deines rostigen Harnisches nimmer spotten! Schlag' ihm den andern Arm auch entzwei, mein Sohn, daß er sich in den Tod geben muß!“ Dieß Geschrei hörte Florens und sah wie sich alle, die auf den Mauern waren, mit seinem Vater Clemens für ihn freuten.

Der Riese aber trauerte um seinen Arm, und sprach in großem Zorn: „du Bösewicht, mit deinem rostigen Schwert hast du mir manchen Schlag gegeben und mich schwer beschädigt! Meinst du aber, du habest mich damit überwunden? Nein, beim Gotte Mahomets, und wenn du fünfzehn der stärksten Ritter bei dir hättest, so müßten sie alle mit dir sterben!“ — Florens antwortete: „du lügst, mit mir ist der lebendige Gott!“ Damit faßte er sein rostiges Schwert mit beiden Händen, und that einen so harten Streich auf den Riesen, daß er ihm den Helm vom Kopfe schlug. Der Riese aber war auch nicht unbehende; er erwischte den Florens bei seinem Schild und gedachte ihn dadurch unter sich zu zerren. Aber Florens ließ den Schild in den Händen des Riesen. Dieser schleuderte ihn hoch in die Luft, daß ihn Florens nimmer zu sehen bekäme, dann schlug er ernstlich auf diesen zu, und traf ihn mit seiner Faust auf den rechten Schenkel, so daß Florens beinahe rücklings vom Pferd gefallen wäre, doch kam er bald wieder in den Steigbügel. Clemens hatte Alles von der Mauer herab gesehen. „Ach, lieber Florens, rief er, ich glaube du schläfst; erwache von deinem Schlummer, denn wenn du von dem Riesen überwunden wirst, so ist ganz Frankreich verdorben!“ Florens hörte das Geschrei seines Vaters, und machte sich mit seinem rostigen Schwert wieder an den Riesen; er gab ihm einen solchen Streich auf die Schultern, daß ein großes Stück des harten Leders, welches in Cappadocien gefertiget worden, und womit der Riese bekleidet war, mit samt seinem Fleisch zur Erde fiel. Das Blut floß auf den Boden, als hätte man einen Ochsen geschlach-

tet. Als der Riesenkönig sein Blut so rinnen sah, hätte er lieber gewollt, er wäre bei dem Sultan oder bei der Jungfrau Marcebylla, denn er empfand über sich einen, der sein Meister war, und ein solcher war ihm noch nie unter die Augen gekommen. Doch erholte er sich von seinem Entsetzen, und eilte mit großem Grimm auf Florens zu. Dieser wich vier oder fünf Schritte hinter sich; doch der Riese verfolgte ihn und traf sein Roß auf den Kopf, daß es zur Erde fiel. Florens, der dem Roß auf dem Rücken lag, säumte nicht lang, sondern schwang sich herab auf seine Füße, doch mit großen Sorgen, denn er fürchtete den Fußkampf mit dem Riesen nicht auszuhalten. Die Ritter, die auf der Mauer standen und zusahen, schrieen alle mit lauter Stimme: „O du starker Gott, komm unsrem jungen Ritter zu Hülfe, daß er den grimmigen Verfolger deiner Christenheit überwinden möge!“ Den Riesen machte dieser Zuruf wieder muthig, er trat auf Florens zu und sagte zu ihm: „Nun hast du deinen letzten Tag erlebt; nun will ich Frankreich in dir überwinden! Und wiewohl du mir einen Arm abgehauen hast, so soll es mir doch nicht viel schaden, denn ich habe einen Arzt, der mir meine Wunden bald heilen kann.“ Florens aber sprach: „Ich aber habe noch viel bessere Hülfe bei mir, ich habe den lebendigen Gott mit seiner Gnade. Und obwohl du mir den Schild genommen hast, so hast du mich doch nicht überwunden!“ — „Laß sehen,“ sprach der Riese, „wir wollen es bald inne werden, wie stark dein Gott ist!“ Und nun schlug er mit seinem Schwert so gräßlich auf Florens los, als wollte er ihn mit Einem Streich von einander hauen.

Florens aber war ihm viel zu geschwind, sprang aus dem Streich, und wehrte sich so ritterlich, daß ihm der Riese keinen Schaden zu thun vermochte. Da wurde sein Feind immer wilder, aber in der Hitze übersah er die Schanze, an der sie fochten, strauchelte über einen Stock und that einen Fall, von dem der ganze Platz erzitterte. Jetzt nahm Florens seinen Vortheil wahr, sprang mit seinem alten Schwert hinzu, und gab dem Riesen so manchen harten Streich, daß er sterbend seinen Sieger um Gnade anflehen mußte. Aber Florens sprach: „Gott allein sey die Ehre, ihm, der mir geholfen hat; darum, du falscher Heide, mußt du sterben!“ und mit diesen Worten hieb er dem Riesen sein Haupt ab, und sagte: „dieß Haupt soll ein Ehrengeschenk für meinen König Dagobert seyn.“ Das Haupt war aber so groß, daß es Florens mit aller seiner Stärke kaum an seinen Sattel zu binden vermochte, denn sein Roß war während des Fußkampfes von dem Stoße wieder genesen und hatte sich neben seinem Herrn aufgestellt.

Nun dankten Clemens und alle, die auf der Mauer waren, Gott mit lauter Freude, daß er dem Florens so viel Gnade verliehen; sie sprangen hinab von der Mauer und rannten zum Thor hinaus, ihm entgegen zu gehen, denn sie glaubten nicht anders, als der Ritter würde von Stund an mit ihnen in die Stadt reiten. Aber Florens hatte ein andres Anliegen. Er gab ihnen das ungeheure Haupt des Riesen und befahl ihnen, dasselbe dem Könige Dagobert zum Geschenke zu bringen. Ihn selbst mußten sie des Weges reiten lassen. Und so begab sich denn sein Vater Clemens mit den andern Franzosen in die Stadt

zurück und brachte dem König Dagobert das Haupt des Riesen; dieser aber konnte des Staunens und der Freude kein Ende finden.

Florens war nicht sobald allein auf freiem Felde, als er sich selbst einen Schwur that, nimmermehr nach Paris zurückzukommen, er hätte denn zuvor des Königs Tochter aus Babylonien gesehen. Denn er hatte so viel von ihrer Schönheit gehört, daß er keine Ruhe hatte, ehe er ihres Anblicks theilhaftig geworden. So hörte er denn nicht auf zu reiten, bis er nach dem Berge Montmartre kam, wo der Jungfrauen Lager in Zellen aufgeschlagen stand. Wie nun Florens so den Heiden entgegen ritt, da sprachen sie zu einander: „Sehet doch zu, was will dieser trefflich gerüstete, rostige Ritter? Beim Gott Mahomets, sein Harnisch glänzet sehr, obwohl meistentheils von Rost; so sehet auch, wie sein Speer so schön bemalt ist; freilich hat es nur der Rauch gethan! Auf gleiche Weise ist auch sein Schild (denn diesen hatte Florens wieder zu sich genommen) trefflich aufgeputzt. Sein Schwert bedarf keiner Scheide, denn der Rost ist sein genügender Ueberzug! Ja, seine ganze Rüstung zeigt etwas Seltsames an; laßt uns ihn gefangen nehmen und ihn mit samt seiner Bekleidung dem Riesenkönig übergeben, der macht ihn gewiß zu unserem Hauptmann, denn seine Rüstung zeigt uns an, daß er etwas Vortreffliches ist!“ Die Heiden redeten die Wahrheit,

ohne es zu wissen. Florens ritt inzwischen auf das Zelt der Jungfrau Marcebylla zu, die sich gerade mit ihren Jungfrauen vor dem Zelt im Grünen erging, denn sie hatte es an einem lustigen Ort aufgeschlagen. Auf der einen Seite des Lagers war ein kleines dichtbelaubtes Wäldchen, in welchem die Nachtigallen Tag und Nacht lieblich sangen; auch waren grünende Matten da, mit bunten Blumen schön verziert; hier brachen die Jungfrauen Blümlein und wanden manchen Kranz daraus. Einen solchen hatte auch die Prinzessin Marcebylla selbst gewunden, und gedachte ihn dem Riesenkönige zu übergeben, wenn er vom siegreichen Streit nach Hause käme. Auf der andern Seite des Lagers floß das rasche Wasser, die Seine, so daß man keinen anmuthigeren Ort sich zu lagern hätte wählen können. Die Jungfrau Marcebylla selbst war köstlich geziert, sie hatte ein grünes Seidenkleid an, das zu Alexandrien gefertigt und mit lautrem, klarem Golde verbrämt war. Ihr Haar war nach heidnischer Sitte mit edlen Steinen geschmückt, in denen sich die Sonne hell spiegelte und die einen solchen Glanz von sich gaben, daß Florens von ferne dachte, es seyen gewaffnete Heiden, die zur Huth der Jungfrau dahin abgeordnet wären. Deßwegen erschrak er anfangs ein wenig. Aber das brennende Verlangen, das er nach der unbekannten Jungfrau trug, gab ihm wieder Muth, daß er vorwärts und auf der Fürstin Lager zueilte. Als die Jungfrau aufblickte und einen Ritter von Ferne so ernstlich auf ihr Zelt zureiten sah, verwunderte sie sich über diesen unerwarteten Anblick, und mit ihr zugleich alle ihre Jungfrauen. Diese trieben ihr gro-

ßes Gespötte mit der rostigen Rüstung des Fremden; am meisten aber spottete seiner die Jungfrau Marcebylla selbst, und endlich sagte sie lachend: „Ich glaube gar, er hat unser Oberhaupt, den Riesenkönig getödtet, denn sein Schwert ist noch voll Bluts, wenn anders es nicht auch Rost ist.“ — Eine andere Jungfrau, die erste nach der Fürstin, um ihr zu Gefallen zu seyn und den Spott zu vermehren, hub ganz feierlich an: „Fürwahr, Prinzessin, ihr habt Unrecht, den rostigen Ritter so zu verspotten! So wahr mir der Gott Mahomets helfe, mein Blut fängt seinethalben an sich zu bewegen; es ist auch kein Wunder, er ist so schmuck und schön! Ich wollte, ich könnte ihn mit meinen Armen umfangen; wie wollte ich seine rostige Schönheit herzen!“ — Und noch war es des Spottens nicht genug; denn eine andere Jungfrau erhob sich und sprach: „Laßt ihn doch zufrieden mit eurem Spotten, der rostige Ritter ist mein Trost, so bald ich mit ihm reden kann, soll er mein Buhle werden!“

So spotteten sie in die Wette. Aber Florens wußte von allem dem nichts, sondern trabte nur sehr ernstlich auf das Zelt der Jungfrau zu und dachte: „Ich will auf dieser Reise Leib und Leben wagen; bekomme ich nur einen freundlichen Kuß von des Sultans Tochter, so gehe ich nimmermehr nach Paris zurück.“ Marcebylla stand vor ihrem Zelte still, und war begierig, was der rostige Ritter begehren würde. Florens aber gebärdete sich wie einer, der sich auf solche Händel wohl versteht; er that, als ob er ihrer nicht achtete, bis er sie überraschen zu können hoffte. Da wandte er plötzlich sein wohlabgerichtetes Pferd, faßte sie beim Arm und schwang sie mit al-

ler Geschicklichkeit zu sich auf den Sattel. Als er sie einmal auf dem Roß hatte, drückte er sie an seine Brust und gab ihr manchen Kuß; Denn der Pfeil der Liebe hatte sein Herz getroffen. So ritt er mit ihr davon. Der Fürstin Marcebylla war kläglich zu Muthe. Sie wußte nicht, wer ihr Räuber war, ob Christ oder Heide, darum rief sie jammernd: „O Gott Mahomet! ist denn kein frommer Held da, der mir zu Hülfe komme? Ach, mein Vater, ich werde dich nimmer sehen!“ Auf diesen ihren Hülfeschrei eilten Heiden und Türken herbei, schwangen sich auf ihre schnellen Pferde und rannten dem Florens mit ihren Spießen und krummen Säbeln eilig nach, des Willens, ihm die Jungfrau wieder abzunehmen. Florens indessen gab die Hoffnung nicht auf, ihnen mit Hülfe seines schnellen Rosses zu entgehen; er setzte die Jungfrau vor sich auf den Sattel zur Rechten, und indem er sie vielmal küßte, rief er: „Billig sollte der fröhlich seyn, der einen solchen Schatz erbeutet hat. Aber bekümmert euch nicht so schwer, schöne Jungfrau! Seyd fröhlich mit mir, denn ihr seyd der Trost und das Leben meines Lebens! Und in kurzer Zeit werdet ihr mein Ehgemahl seyn!“ Die Jungfrau schwieg stille, und seufzte nur manchmal auf. Jetzt waren ihm die Heiden auf die Fersen gekommen; er mußte sich zur Wehre setzen, denn die Unglaubigen schrien ihm überlaut zu: „Ey, du Bösewicht, so halte still und laß des Sultans Tochter zurück, wenn du nicht von unsern Händen sterben willst!“ Florens merkte wohl, daß er die Jungfrau nicht behalten konnte. Drum wurde er gar traurig, küßte sie noch zweimal inbrünstig,

und da sie sich sträubte, so blieb ein Aermel ihres schönen Gewandes in seinen Händen; dann ließ er sie vom Sattel mit großem Unmuth auf die Erde gleiten. „Lieber wollte ich,“ sprach er, „alles andere verlieren, was ich habe, denn Euch; das aber sey euch verheißen: in kurzer Zeit will ich wieder bei euch seyn, und mein ganzes Leben lang sollt ihr dann meine Herzgeliebte bleiben. Denn wisset, daß ich euch ritterlich dem Riesenkönig, eurem Buhlen, abgefochten habe! Von mir liegt er erlegt, und sein Haupt habe ich dem Könige Dagobert geschenkt. Vor seiner Werbung dürfet ihr hinfort sicher seyn!“ Die Jungfrau hörte die freundlichen Worte wohl, aber sie schrie unaufhörlich um Hülfe, und mehr den hundert Heiden hielten den tapfern Florens umringt, und schlugen alle mit großem Geschrei grimmig auf ihn zu. Da feierte er auch nicht, und fuhr unter sie mit seinem rostigen Schwerte, daß mancher zu Boden fiel, und viele riefen: „das ist kein Mensch, sondern ein lebendiger Teufel aus der Hölle!“ Diese Worte hörten zwei Könige aus der Heidenschaft und fragten: „Wo ist der grausame Teufel, daß wir ihm seinen Sold bezahlen!“ — „Hier bin ich,“ sprach Florens, und nun schlug er sich mit ihnen, bis sie Beide zu Boden fielen, und ein Jammern unter den Heiden entstand. Der Admiral aus Persien wollte den Schaden rächen und rannte mit seinem Speer gegen Florens, ihn zu durchbohren. Aber Florens traf ihn mit seinem rauchichten Spieße eher, so daß er seine Waffen fallen ließ. Schnell warf Florens den Spieß von sich, ergriff sein Schwert ohne Scheide, und hieb auf ei-

nige Streiche dem Admiral die Hirnschaale entzwei, daß er zu Boden fiel, und todt auf der Erde lag. Zwölf Heiden hatte Florens so erschlagen; als aber ihrer immer mehr und sie immer grimmiger wurden, da mußte er endlich die Flucht ergreifen. Auf seinem Wege sah er seinen Vater Clemens mit zweihundert wohl gerüsteten Franzosen, die der König Dagobert zu seiner Hülfe ausgeschickt hatte, sich entgegenreiten. Und gewiß hätten die Heiden den fliehenden erreicht und umgebracht, wenn sein Vater nicht erschienen wäre. Nun kehrte Florens um, und sie alle mit einander schlugen die Feinde, und jagten sie in die Flucht; die Jungfrau Marcebylla rettete sich nach ihren Zelten, sonst wäre sie gen Paris geführt worden; die andern Türken und Heiden mußten ihre Hälse hergeben, bis auf zwei, welche sie übrig ließen, um dem Sultan die Niederlage zu verkündigen. Clemens aber, so alt er war, hatte dennoch das Beste gethan, und, wenn man ihm gefolgt wäre, so würden sie bis Montmartre gerückt seyn, wo die Jungfrau Marcebylla ihr Lager hatte. Aber Florens wollte dieß seinem Vater nicht zugeben, weil die Heiden dort ihrer dreitausend wären; „und doch," sprach er: „wenn ich meinem Pferde trauen dürfte, so wollten wir die Sache versuchen!" Denn sie waren alle freudig und beherzt. Während sie sich so besprachen, kam ihnen Kundschaft, daß die Feinde durch den unerwarteten Angriff in großer Bestürzung seyen, und schon auf die Flucht dächten. Da beriethen sich Florens und sein Vater nicht lange mehr, sondern rannten auf die Türken los, und nöthigten sie,

Panzer und Gewehr im Stiche zu lassen, und nach Dampmartin in das Hauptlager des Sultans zu flüchten. Auf dieser Flucht erschlugen die Franzosen an zweitausend Mann, plünderten das Vorlager der Heiden, und führten bei sechstausend Mark Goldes als Beute nach Paris. Das reisige Volk wußte nicht, wie es dem Florens genug Ehre erweisen sollte; die Unglaubigen aber sprachen: „Jetzt hat uns der Gott Mahomets ganz und gar verlassen; wenn er uns nicht besseres Glück giebt, so müssen wir mitten im Christenlande sterben!“ In diesem Schrecken kamen sie nach Dampmartin vor den Sultan und klagten ihm ihre Noth. Der Sultan sprach: „Seyd unerschrocken: ich habe in meinem Lager noch fünf und zwanzig Könige, und Geld und Mundvorrath auf volle vier Jahre.“ Als sie ihm aber von dem Tode des Riesenkönigs und von seiner Tochter Marcebylla erzählten, wie sie von dem rostigen Ritter Florens, der den Riesen umgebracht, beinahe geraubt worden wäre; da fiel der Sultan von Babylon vor Zorn und Kummer auf den Boden. Und als er wieder zu sich selbst kam, schwur er bei seiner Königlichen Krone, er wolle das ganze Land Frankreich verwüsten, alle Franzosen niedermachen, und den König Dagobert elendiglich umbringen.

Noch sprach er, als seine Tochter Marcebylla mit allen ihren Jungfrauen auf der Flucht daher geritten kam. Sie ward vom Pferde gehoben, kniete mit weinenden Augen vor ihrem Vater nieder, und grüßte ihn mit klagenden Worten. Der Sultan hob sie empor, und fing an, sie zu trösten: „Liebe Tochter,“ sagte er, „laß ab von deiner

Bekümmerniß; es soll gewiß nach deinem Willen geschehen: der Ritter, der deinen Liebhaber getödtet hat, soll eines bösen Todes sterben; ich will ihn zu Asche verbrennen lassen! Jetzt aber gehe mit deinen Jungfrauen in dein Zelt; erhole dich, und pflege des Schlafes!" — „Euer Wille geschehe, mein Vater!" sprach die Jungfrau: „aber mein Verlangen steht nach den Christen; ohne Rache darf ihr Muthwill nicht bleiben, und wäre es nur, weil der rostige Ritter unter ihnen ist, der mich fast eine Meile Weges entführt hat, und mich ohne Erbarmen nach Paris geführt hätte, wenn nicht große Macht unterwegs gewesen wäre!" So nahm sie Urlaub von ihrem Vater, und ging mit ihren Gespielen in ihr Zelt. Hier war der Jungfrau sanft gebettet; doch lag sie hart und übel auf ihren weichen Kissen, und hatte die ganze Nacht keine Ruhe. Den lieblichen Kuß, den ihr Florens gegeben hatte, den konnte sie nicht vergessen. Ihr ganzes Herz war von Liebe gegen ihn entzündet. Und wenn sie vor Einschlafen mit ihren Jungfrauen von einer andern Sache reden wollte, so nannte sie unversehens den rostigen Ritter. „O Gott Mahomets," sprach sie zu sich selbst, „wie ist mir zu helfen, ich bin krank, und Leid habe ich in Fülle. Unglückhaft war die Stunde, wo ich den rostigen Ritter das erstemal angesehen habe, noch viel unglücklicher der Augenblick, wo er mir den ersten Kuß gab! Es war ein Kuß, er brannte, als wollte er mich tödten. Seine Gebärde, als er mich zu Rosse hub, war fürstlich, männlich und mächtig. Gott Mahomets, warum hast du ihn nicht in deinem Glauben geboren werden lassen!

Und ach, wenn er zugegen wäre, meine Liebe könnte ich ihm nicht versagen. Kein anderer Christenmann soll je in meine Nähe kommen; aber dieser Ritter, wenn er dich anbeten lernt, Gott Mahomets, muß mir zu Theil werden!"

Am andern Morgen, als sie vom Lager erstanden war, fühlte sie sich so schwach, daß sie die Dienerin rief, und sie das Bett noch einmal bereiten ließ; dann legte sie sich wieder nieder und wälzte sich von einer Seite auf die andere, und gebärdete sich, daß es zum Erbarmen war. Sie konnte es auch nicht lang im Bette aushalten, erhub sich wieder und hatte keine Ruhe. Die Jungfrauen, die dieß mit ansahen, konnten nicht mehr dazu schweigen. „Herrin, was liegt euch so schwer auf der Seele," sprachen sie: „mit welcher Krankheit seyd ihr beladen?" — „Ach, ich weiß es selbst nicht," erwiederte Marcebylla, „und wenn ich es wüßte, so darf ich es euch doch nicht eröffnen." „Da drangen die Gespielinnen nur um so mehr in sie; und endlich, nach langem Bitten, erzählte sie ihnen die Ursache ihrer Krankheit.

„Liebe Freundinnen," sagte sie, „wisset, der rostige Ritter, der so häßlich gewaffnet nach Montmartre kam, der hat mich in solche Pein gebracht, die mich Tag und Nacht betrübt, denn er hat den Pfeil der Liebe mir mitten durchs Herz geschossen, so daß ich ihn nicht mehr vergessen kann; auch werde ich nimmermehr erfreut, bis ich ihn mit meinen Armen umfangen habe. Wenn dies geschehen ist, so darf er nicht von mir weichen, bis er meinen Willen vollbracht und den Gott Mahomets angebetet hat. Thut er dieses

nicht, so mag man ihn verbrennen oder schimpflich an den Galgen hängen!"

Auf diese Rede antwortete ihr eine von den Jungfrauen, Atymedes des Königes aus Asia Tochter: „Edle Jungfrau, was kümmert sich euer Herz um eines solchen armen, vielleicht unedeln Ritters; könnt ihr doch an seiner rostigen Rüstung abnehmen, weß Adels und Standes er seyn mag! Ueberdieß ist er ein Christ, und unserm Glauben aufsätzig. Darum ist mein Rath: schlaget es euch aus dem Sinn; euer Vater hat noch manchen Königssohn am Hofe, so daß er euch wohl eurer Würde gemäß vermählen kann. Wollet deßwegen des Ritters vergessen!" — „Ach," erwiederte Marcebylla, „wie kann man das sich aus dem Sinn schlagen, was das Herz am liebsten hat! Auch kann er nicht von niedriger Geburt seyn; seine adelige Gebärde, sein freundliches Gespräch zeigen an, daß er von hohem Stamm entsprossen ist, so rostig er einhergeritten kam. Und wisset nur, wenn er mir nicht zu Theil wird, so steht mein Leben in Gefahr!" So führte sie seufzend ihre Klagen fort, und ihre Jungfrauen vermochten nicht sie zu trösten.

Nach dem Siege über die Heiden zog Clemens mit den Franzosen freudig und reich an Beute in der Stadt Paris ein. Dem Florens ward sein rostiges Schwert vorangetragen. Die Fürsten und Herren ritten ihm mit

großen Ehren entgegen, alle Welt begehrte ihn zu sehen, und gab ihm das Geleite, bis in König Dagoberts Pallast. Und als Florens und die Ritter von ihren Pferden abzusitzen begonnen, eilte ihnen Kaiser Octavianus entgegen, und half dem Helden Florens aus den Steigbügeln. Und er wußte nicht, daß es sein leiblicher Sohn war, dem er dieses that. Als Florens abgestiegen war, nahm er sein rostiges Schwert, und wurde von sämmtlichen Fürsten in den Pallast des Königs geleitet. Hier trat er vor den König Dagobert, kniete nieder und sprach: „Allergnädigster Herr; mein Vater Clemens hat euch des Riesen Haupt überreicht; hier bringe ich das rostige Schwert, womit ich die Gabe erobert habe. Es gehört euch, wie euch des Gefallenen Haupt gehört! Wenn ihr möget, so sey es mir vergolten!“ Der König Dagobert sah dem Florens mit Ernst in's Angesicht, dankte ihm mit lauter Stimme, und hieß ihn aufstehen, und an seine Seite sitzen. Dieß schlug Florens dem König in aller Ehrerbietung ab und sprach: „Nein, das ziemt mir nicht, neben einem Könige zu sitzen!“ Aber Dagobert nöthigte ihn dazu. „Du hast es verdient,“ sprach er, „und morgen zur rechten Zeit will ich dich zum Ritter schlagen. Dann sollst du bei mir wohnen, und großes Gut von mir bekommen; wenn ich in der Schlacht bin, mußt du bei mir stehen und meinen Königsstab vor mir hertragen!“

Als Clemens den König so reden hörte, that er Einsprache und rief dazwischen: „O Herr König, laßt meinen Sohn Florens zufrieden; es ist nicht mein Wille, daß er zum Ritter geschlagen werde; denn alsdann bleibt er nicht

mehr bei mir daheim; er wird in alle Scharmützel reiten, vielleicht wird er auch geschlagen werden; dann kümmert sich mein Herz um ihn. Mein Wunsch und Wohlgefallen ist, daß er ein Wechsler werde, das ist eine Handthierung, die auch Nutzen und Gewinn bringt!“ Darauf sprach Florens: „Lieber Vater, wenn es des Königes Wille ist, daß ich ein Ritter werden soll, so sperrt euch nicht dagegen, lasset es euch gefallen, und saget dem Könige Dank dafür!“ Da warf sich Clemens auf die Knice, und sprach: „Herr König, meinem Sohn geschehe nach Eurer Majestät Gefallen. Doch daß nicht zu viel Unkosten darauf gehen; denn, ach, ihr wisset nicht, was dieser Sohn mich bis auf diesen Tag gekostet hat!“ Der König Dagobert mußte lachen, und sagte: „Florens, es ist mein königlicher Wille, daß du morgen zum Ritter geschlagen werdest!“

Hierauf ließ der König das Haupt des Riesen auf eine Stange stecken, mitten in der Stadt auf einen weiten Plan, daß alle Menschen das Wunder sehen könnten, das geschehen war. Und als es Morgen ward, wurden die Herren und Fürsten zusammen berufen, um dem Ritterschlage anzuwohnen. Da kam zuerst Kaiser Octavianus, den eine besondere Zuneigung zu Florens trieb. Er wußte nicht, wie ihm war, aber er mußte an Weib und Kinder denken; er konnte sich nicht enthalten, sondern er gab Florens einen Kuß. Nächst ihm waren auch der König von Spanien und der Herzog aus Irland beflissen, dem Florens gar eifrig zu dienen, auch der Fürst von Oestreich und sonst viele Herren erwiesen ihm große Ehre.

Nun wurden ihm Rücken und Brustharnisch mit goldenen Spangen köstlich geziert. Der Kaiser Octavianus legte ihm Armzeug und Beinschienen an, der Fürst aus Oestreich setzte ihm den Helm auf, der mit goldenen Knöpfen herrlich geschmückt war. Zuletzt steckte ihm der König von Frankreich einen goldenen Ring an den Finger, und sprach: „der Gott, der alle Dinge erschaffen hat, der wolle euch erleuchten und beschirmen, daß ihr im ritterlichen Stande mit Ehren und Gesundheit verharren möget!“

Clemens hatte ruhig gewartet, bis diese Dinge zu Ende seyn würden; als er aber sah, daß sein Sohn noch keine Sporen hatte, sprach er in seiner Einfalt: „Fürwahr, gnädiger Herr König! ich will meinem Sohn Florens die Sporen anlegen!“ Der Kaiser sprach mit lachendem Munde: „Clemens, wenn das euer natürlicher Wille ist, so muß ich mir es auch wohl gefallen lassen!“ Da kniete Clemens nieder, und wollte seinem Sohne die Sporen, die aus gutem Golde waren, anziehen; aber der gute Clemens hatte vergessen, wie man sie anlegen müsse, und zog sie ihm verkehrt an. Und wie es lange nicht gehen wollte, da wurde er zornig und sprach: „Ich weiß nicht, welcher an den rechten Fuß gehört, denn sie sind beide auf eine Form gemacht. Auch hab' ich in dreißig Jahren, ja noch drüber keinen Sporn angelegt, und den Heiden gestern bin ich ohne Sporen entgegengeritten. Der Böse hat es mir eingegeben, was ich jetzt eben versucht habe!“ Darüber mußten Fürsten und Herren, auch der neue Ritter Florens herzlich lachen. Clemens bemühte sich so

lange, bis es ihm endlich gelang. Und nun mußte Florens sich aufrichten, und ward von allen Fürsten und Herren beschauet und gelobt.

Hierauf ließ der König Dagobert in einem schönen Garten einen Pfahl aufrichten, an dem zwei starke Panzer und zwei mächtige Schilde angeknüpft wurden, und dorthin wurde Florens in großem Triumphe geführt. Mancher Fürst und Herr, Ritter und Knecht ritt ihm nach. Der König aber sprach zu ihm: „Guter Freund Florens, ihr sollt den alten Brauch Frankreichs halten, und als ein Ritter mit eurem Speer wider den Pfahl rennen!“ Aber der alte Clemens, der nahe dabei stand, sprach: „Gnädiger König, mit Verlaub, das ist ein närrischer Brauch in Frankreich, es wäre viel nützer, der Stich wäre auf einen Heiden gerichtet, als auf einen Panzer!“ Fürsten und Herren lachten über diese einfältige Rede, und sein Sohn Florens sprach: „Lieber Vater! seyd zufrieden, zu einer andern Zeit wollen wir auch nach den Heiden stechen; dießmal aber will ich des Königs Willen vollbringen, denn ich soll sein Ritter seyn.“ — „So gebe dir Gott Glück und Heil,“ erwiederte Clemens, „daß du den Panzer erlegest!“ Florens tummelte sein Roß, und rannte so ritterlich gegen den Pfahl, daß er die zwei alten Panzer und die zwei neuen Schilde durchrannte, so daß Panzer und Schilde zu Boden fielen. „Gott gebe dem Ritter Glück und Heil! rief das zuschauende Volk. Gewiß ist er aus königlichem Stamme geboren! Vor allen auf Erden soll ihn der König Dagobert am Hofe haben; lebt er nur noch kurze Zeit, so jagt er uns alle Heiden aus dem Lande!“

Das glückliche Rennen des neuen Ritters machte dem König Dagobert große Freude. Er ging auf Florens zu, und reichte ihm aus herzlicher Liebe die Hand. Dasselbe that auch Kaiser Octavianus, denn dem war niemand lieber als Florens. Und nun führte ihn der König wieder in seinen Pallast zurück, und Clemens, der sich seines Sohns überall erfreuen wollte, folgte nach. Im Schlosse war ein köstliches Mahl bereitet und Fürsten und Herrn waren zum Schmauße gebeten. Saitenspieler, Geiger und Lautenschläger, Trommler und Trompeter waren aufgestellt und spielten um einen guten Lohn köstliche Stücke auf. Da ward es dem alten Clemens bange und zu viel, denn er dachte an die Rinder und an das Roß, und meinte am Ende für seinen Sohn die Zeche zahlen zu müßen. Und weil er nicht wußte, wie es am Hofe Brauch war, so holte er sich einen Stecken und schlug auf die Spielleute zu, indem er rief: „Ihr Lotterbuben, wollt ihr auch schmarotzen? Sehet ihr nicht, daß mein Sohn ohne dieß genug aufgehen läßt, und daß er mich zum Bettler macht?“ Da die Musikanten sahen, wie ungebärdig sich Clemens stellte, fürchteten sie, es möchten noch mehrere mit Prügeln nachfolgen. Sie flohen deßwegen mit leerem Magen zum königlichen Schlosse hinaus, und waren übel zufrieden. Als Florens von diesem Handel Kunde erhielt, schämte er sich für seinen Vater, rief ihn zu sich, und sprach: „Vater, was denket ihr, daß ihr eine grobe Unvernunft begehet, und die Spielleute, die mir zu Ehren erschienen sind, und den Fürsten und Herrn und allen Jungfrauen Freude und Kurzweil bereiten sollen, so schmählich vom Hofe gejagt, und ihnen

ihre Instrumente zerschlagen habt? Wahrhaftig, sie müßen ihnen doppelt wieder bezahlt werden!“ Clemens erschrak und sagte: „Ach mein lieber Sohn, ich hab' es nicht recht verstanden, sondern ich meinte, sie hätten euer gespottet. Wenn es aber euer Wille ist, so werde ich sie eilends wieder holen.“ Und so lief der Alte zum Pallaste hinaus und den Spielleuten nach. Doch diese, als sie den alten Clemens mit seinem Stecken in der Hand daher rennen sahen, liefen noch viel mehr, und je gewaltiger ihnen Clemens nachschrie, je eifriger flohen sie, so daß er sie nicht mehr einholen konnte. Im Saale war darüber ein großes Gelächter, und die schönen Jungfrauen mußten ungetanzt nach Hause kehren.

Jetzt nahm Kaiser Octavianus des Augenblickes wahr, nahm den Ritter an der Hand, hieß ihn neben sich sitzen und sprach zu ihm: „Lieber Florens, saget mir die lautre Wahrheit. Ist der alte Clemens euer rechter Vater von Geburt?“ — „Erhabener Kaiser,“ erwiederte Florens, das kann ich euch nicht sagen, sondern nur, daß er mir so lieb ist, als ob er mein leiblicher Vater wäre. Aber das ist wahr, seine Hausfrau hat andern Leuten gesagt, er habe mich am Gestade des Meeres gefunden und einen guten Theil des Weges auf seinem Rücken getragen und dann auf einem Esel vollends nach Paris gebracht und in St. Germain als sein Kind auferzogen bis auf diese Stunde. Ob sie recht hat, oder mich damit verläugnen will, das weiß ich nicht. Mir aber wird es bei euch, Herr Kaiser, so wohl zu Muth, als ob ihr mein rechter Vater wäret, denn ich weiß keinen Menschen auf Erden, den ich lieber

sehe, als eure kaiserliche Majestät.“ „Habt ihr eure rechte Mutter gekannt,“ sprach der Kaiser. „Ich habe sie mit Wissen nie gesehen,“ erwiederte Florens. Da erkannte der Kaiser Octavianus, daß Florens sein leiblicher Sohn sey. Das Herz im Leibe wollte ihm zerspringen und doch wollte er seine eigene Sünde nicht offenbaren, aber beinahe wäre ihm das Wort entfahren: „Ja, du bist mein rechter Sohn, die Natur spricht aus dir!“ Aber er schluckte die Rede wieder hinter sich, und so blieb die Sache stehen. Inzwischen wurde das Mahl aufgetragen, und Jedermann setzte sich zu Tische, und der köstlichen Speisen wollte kein Ende werden.

Der alte Clemens war bestellt, die Pforte zu hüten. Ihm aber war noch immer bange, daß er für alles die Zeche bezahlen müßte. Er dachte daher darauf, wie er sich eines Unterpfandes versichern wollte. Und als das Mahl vorüber war und die Fürsten vom Tische aufstanden und jeder sein Oberkleid suchte, es anzulegen und Abschied zu nehmen, fand keiner das seinige. Die Diener wurden darum gefragt, aber keiner konnte Bescheid geben, denn Clemens hatte die Kleider ohne der Leute Wissen verborgen. Die Fürsten lachten und sagten: „merket wohl auf; solches ist uns noch nie geschehen!“ Clemens aber stand nicht ferne, und hörte das Gemurmel. Er lachte in die Faust und dachte bei sich selbst: „So fängt man die Mäuse; hätte ich die Kleider nicht aufgehoben, sie wären wahrhaftig unbezahlt weggegangen!“ Endlich aber, als die Herren laut zu klagen anfingen, sprach er mit lauter Stimme: „Liebe Herren! seyd unbesorgt, ich habe die Kleider aufgehoben,

sie sind unverloren. Aber das sage ich euch, ihr werdet sie nimmermehr überkommen, ihr habet denn die Zeche bezahlt! Meinet ihr, ich werde euch so heimschleichen lassen?" Als Florens dieses hörte, wurde er zornig und wußte doch nicht, wie er die Sache zurecht setzen sollte; er schämte sich vor den Fürsten und wollte doch seinen Pflegvater nicht beleidigen, denn er hatte ihn sehr lieb. So zornig er war, so sprach er darum doch mit lachendem Munde: „Lieber Vater, gebt uns die Kleider wieder!" — „Nein, fürwahr sprach Clemens, sie haben denn zuvor Alles bezahlt, was an Unkosten aufgegangen ist!" — Da mußten alle Umstehenden lachen, und Florens stellte den Alten zufrieden, denn er verbürgte sich bei ihm mit seinem Pferde. Nun erhielten die Herren Jeder das Seinige, und schieden unter fröhlichem Gelächter.

Der Tag war verflossen und die Nacht herbeigekommen. Aber Florens konnte nicht schlafen, er dachte nur stets daran, wie er den Sultan in seinem Feldlager sehen könnte; und nicht den Sultan allein, sondern auch sein schönes Töchterlein Marcebylla; denn das brennende Feuer der Liebe flammte in seinem Herzen. Nach langem Hin- und Herdenken konnte er nicht länger im Bette bleiben. Er stand mitten in der Nacht auf, rief seinem Kämmerling, und hieß ihn Harnisch, Armzeug, Kragen, Helm und Schwert, und was zur Rüstung sonst gehört, bringen, wapp-

nete sich und befahl dem Diener, ihm sein Roß zu satteln. Während Florens sich wappnete, fragte der Kämmerling, wohin er denn zu reiten Willens sey." Aber keine andre Antwort gab Florens, als: „Er sollte sich wegen des Reitens nicht kümmern; er selbst würde bald wieder kommen." So setzte er sich zu Pferd und ritt um Mitternacht davon durch die langen Gassen von Paris bis ans Thor. Als er an die Pforte kam, weckte er den Thürhüter, und sprach: „Guter Freund! öffne mir die Pforte, denn ich habe ein Geschäft zu verrichten, das dir und allen Franzosen zu gute kommen soll." Der Thorhüter sprach: „Lieber Junker, es kann nicht seyn; es ist mir von unserm Herrn dem Könige bei Verlust meines Lebens verboten!" — „Ach," sprach Florens, „es soll dir kein Ungemach daraus erwachsen; glaube mir, es wird dir vom Könige wohl belohnt werden." Und nun redete er dem Wächter so freundlich mit Gelde zu, daß dieser ihm endlich heimlich das Thor aufschloß und ihn hinaus ließ.

Also ritt Florens fröhlich fort und machte noch vor Tage die fünf Meilen bis in das Feldlager des Sultans. Und als der helle Tag anbrach, war er nicht mehr weit von den heidnischen Zelten. Diese waren alle köstlich zubereitet und das Zelt des Sultans übertraf alle andern, denn es war mit Gold und Edelsteinen bedeckt und gab einen hellen Schein von sich. Aus den Heidenzelten ertönten Pfeifen, Trompeten und Posaunen und ein gräuliches Geschrei, so daß sich Florens einen Augenblick entsetzte. Doch bald wieder seiner vorigen Thaten und des Kampfes mit dem Riesenkönige eingedenk, ermannte sich der

Held und sprach zu sich selbst: „Es gehe wie es will, noch heute muß ich den Sultan in seinem Lager sehen, und mit ihm reden, und ihm sagen, was mein Vorhaben gegen ihn ist.“ Als er jedoch die große Menge der Heiden sah, wurde er wieder unschlüßig. „Soll ich mit ihnen streiten,“ dachte er, „so ist ihrer so viel, daß ich nicht davon kommen kann; soll ich meinem Roß die Sporen geben, so haben sie so rasche Pferde, daß ich nicht entrinne.“ Inzwischen stieg er von dem Pferde, hieb einen Zweig von einem Oelbaum und hing sich den vor seine Brust. Dann bestieg er das Roß wieder, und dachte sich für einen Boten auszugeben, der mit dem Sultan zu verhandeln hätte. So befahl er sich dem Allmächtigen, und ritt auf das feindliche Lager zu. Dieß hatten einige gewaffnete Heiden gesehen, und da sie in ihm einen Christen erkannten, so rannten sie auf ihn zu, in der Absicht ihn niederzuhauen. Als sie jedoch den Oelzweig an seiner Brust gewahr wurden, das auch bei den Heiden ein Zeichen des Friedens ist, wagten sie nicht, ihm ein Leid zuzufügen, denn sie hielten ihn für einen Abgesandten, und dachten, er habe vielleicht dem Sultan Gutes vom Könige von Frankreich zu überbringen. Also ritt Florens ungekränkt fort, bis an das Zelt des Sultans; da stieg er ab, band sein Pferd an einen Baum und trat ritterlich hinein.

Er fand den Sultan in großer Majestät auf einem Stuhle sitzen, der köstlich und mit golddurchwirkten Tüchern umhängt und geziert war, so daß man mit dem Zeltschmucke ein ganzes Fürstenthum hätte bezahlen können. Um ihn saßen im Kreise sechzehn Könige gelagert. Flo-

rens staunte über all der Macht; doch faßte er sich bald, zog den Helm ab, um verständlicher reden zu können, und sprach mit männlichem Stolze zu dem Sultan: „Der Gott, der von dem Himmel herab gekommen ist und an dem Kreuz den Tod für die Menschen gelitten hat, der ists, der dem frommen König Dagobert täglich mehr Stärke giebt und alle seine Feinde zerstören will, zuvörderst dich, Sultan und König von Babylon; es sey denn, daß du den Befehl des Königes von Frankreich hören wollest, welcher also lautet: du sollst vor allen Dingen vor seiner königlichen Krone erscheinen und von ihr Gnade begehren, weil du den Frevel gewagt hast, über Meer in unser Land zukommen. Thust du dieses nicht, so kommst du mit deinem Volke nimmermehr in die Heimath, dein Haupt muß dir von den Achseln gehauen werden, danach kannst du dich richten; und was du für eine Antwort zu geben hast, das weißst du jetzt!“ Der Sultan war über dieser trotzigen Rede fast von Sinnen gekommen. Er ergriff ein scharfes Messer und warf es nach Florens; dieser aber wich behende dem Wurf aus, und das Messer fuhr drei Finger tief in einen Posten, daran das Zelt gespannt war. Florens war über diesen Wurf nicht wenig verdrossen; aber auch den Sultan reute, was er gethan hatte, weil Florens ein Bote vor seinen Augen war. Daher sagte er: „Bei dem Gotte Mahomets, der die Welt geschaffen hat, wenn du kein Bote wärest, so müßte dein Leib in Stücke gehauen werden. So aber soll dir nichts geschehen, und mit dem Wurf habe ich mich übereilt; es soll auch dein Schaden nicht seyn; nimm diesen Beutel mit vierhundert Dukaten, kehre zurück

zu deinem Könige Dagobert, und sag' ihm meine Antwort: Wenn er unsern Gott Mahomets nicht anbeten und ihm dienen will, so werde ich nimmermehr übers Meer zurück kehren, und mein Herz wird keine Ruhe haben, ehe denn ich ihn getödtet und mir das Land unterwürfig gemacht habe."

Der Sultan hatte eben diese Rede vollendet, als seine Tochter Marcebylla von schmucken Jungfrauen begleitet, eintrat und ihren Vater mit tiefer Beugung freundlich grüßte. Der Sultan, samt den Königen, die bei ihm saßen, stand auf und empfing seine Tochter mit ihrer Begleitung gar gnädig. Dann mußte sie zu ihrem Vater auf das Polster sitzen, und er mit allen Fürsten erfreute sich ihres holden Gespräches und ihrer unaussprechlichen Schönheit. Sie war in rothen Karmoisin gekleidet, der von goldenen Blumen durchsäet und mit Perlen und Edelsteinen herrlich gestickt war, so daß ihre Gestalt durch das ganze Gezelt einen klaren Schein gab. Als Florens sie sah, verlor er Kraft und Besinnung; und als Marcebylla's Blick auf ihn fiel, da wich alle Farbe von ihr, denn sie hatte ihn auf der Stelle wieder erkannt. Doch blickte sie den Florens mit lieblichen Augen an, und fing an mit verstellten Worten zu ihm zu sprechen: „Sag an, du Christenmann, kennest du nicht einen Ritter am Hofe des Königs von Frankreich, der in einem rostigen Harnisch den Riesenkönig vor den Mauern von Paris zu Tode geschlagen hat? Mein Verlangen ihn zu sehen, ist groß; nicht aus Liebe, die ich zu ihm trage; sondern wenn ich ihn in meiner Gewalt hätte, von Stund' an müßt' er verbrannt

werden, weil er mir meinen Buhlen, den Riesenkönig, erschlagen hat.“ Unter diesen Reden warf sie dem Ritter Florens heimlich manchen zärtlichen Blick zu, und fuhr unter großem Seufzen fort: „O daß ich jenen Ritter, der mein Räuber ist, hier hätte; er müßte mein tägliches Seufzen zufrieden stellen. Ich leide große Qual von dem Kuß, den er mir gegeben hat. Daß ich mich nicht an ihm rächen kann, das bringt mir schwere Pein!“ Der Sultan und die Könige bei ihm verstanden diese Rede nicht recht, aber Florens ward ihre Bedeutung bald inne. Daher erwiederte er mit Ehrerbietung und sprach: „Ja, gnädigste Fürstin, ich kenne jenen Ritter sehr gut; er ist meiner Länge und hat meinen Gang, im Rennen und Stechen kann man uns nicht unterscheiden, so gleich sind unsre Gebärden. Auch ist er ein getreuer Mehrer der Christenheit und Zerstörer der Abgötterei. Und wenn ihm Leids von euch geschähe, so thätet ihr großes Unrecht, denn ich weiß, daß er euch von Herzen hold ist. Zum Zeichen führt er auf seinem Helm den rechten Aermel, den er euch entrissen hat, als ihr mit ihm zu Pferde saßet, damit ihr stets an ihn gedenket, wo ihr ihn in der Schlachtordnung erblicken werdet!“

Jetzt erkannte die Jungfrau Marcebylla erst recht gewiß, daß es der Ritter Florens sey, der mit ihr sprach, und gern hätte sie noch lange mit ihm geredet, wenn sie sich nicht vor ihrem Vater gefürchtet hätte.

Florens aber setzte sich wieder auf sein Roß und rief ins Zelt hinein dem Sultan zu: „Ich fahre dießmal wieder davon; aber du hast unredlich nach mir mit dem Messer geworfen; darum sey dir gesagt, in kurzer Zeit soll es

dich reuen; dein Leben steht auf der Spitze meines Speeres!" — „Was sagst du, schändlicher Bube, rief der Sultan, du giebst dich für einen Boten aus, und verräthst dich doch durch schnöde Drohworte?" Und mit lauterer Stimme schrie er: „Lieben Könige und Herren, schlagt mir den Schelmen todt!" Als das die Türken und Heiden hörten, rannten sie dem Florens mit Bogen und Pfeilen nach, schoßen nach ihm und wollten ihn umbringen. Aber Florens wendete sein Pferd, zog sein Schwert, und schlug unter sie, daß bald zwei Könige todt auf dem Boden lagen, und drei andre Heiden lahm gehauen waren. Aber sein Roß wurde ihm hart verwundet, und mit Mühe erwehrte er sich ihrer. Dreihundert waren auf ihm; der vorderste war der König von Alamphatin, der hoffte den Ritter gewiß zu treffen und rief: „Halt stille, du Bastard, denn von meiner Hand mußt du sterben!" Als Florens dieß hörte, kehrte er sich auf seinem Heimritt um, und sah, daß dieser König ihm allein nachgefolgt war, da säumte er nicht, sondern legte seinen Speer ein; sein Gegner war auch gerüstet; so machten sie nicht viel Worte, sondern rannten ritterlich auf einander, und trafen alle beide so gut, daß beider Speere in Stücke und himmelauf sprangen. Florens war betrübt, daß er keinen Speer mehr hatte. Doch zückten jetzt beide ihre Schwerter und fochten ritterlich. Und endlich gerieth dem Florens ein Streich, daß er dem König durch den Helm in die Hirnschale hieb und ihm sein Haupt zerspaltete, so daß er vor Ohnmacht vom Rosse fiel. Florens hielt sich nicht lange mit ihm auf, er war zufrieden, seiner los zu seyn, und tauschte nur des

Königs gesundes Pferd gegen sein verwundetes ein; auf jenem rannte er so schnell er konnte, der Stadt Paris zu. Aber sein verwundetes Roß wollte ihn dennoch nicht verlassen und lief ihm unausgesetzt nach bis an die Thore.

Als die Heiden auf den Platz kamen, wo der König Alamphatin todt in seinem Blute lag, mochte, vor dem großen Leide, das sie um ihn trugen, keiner mehr dem Florens nachrennen, denn er hatte ihnen einen großen Vorsprung abgewonnen. Sie nahmen den todten König und trugen ihn nach heidnischer Sitte unter lautem Wehklagen in das Lager. Dann meldeten sie dem Sultan alles, was mit dem Boten geschehen war, auch daß er auf des erschlagenen Königes Pferd davon geritten, das mehr Pfund Silbers werth sey, als es wäge. Der Sultan, wie er dieß hörte, wurde ganz rasend, lief mit einem Prügel nach seinem Götzen, schlug ihm auf den Kopf vier harte Streiche und schrie: „O du böser Gott Mahomets, du bist keines todten Hundes werth, daß du den Bastard entrinnen und den König, meinen Freund und Bruder, erschlagen lassen!“ Und nun versammelte er alles Volk, that kund, wie viel Schaden Florens angerichtet, und sprach: „Liebe Herrn und gute Freunde, rüstet euch alle zur Wehr; denn die Stadt Paris muß zerstört werden. Achtzigtausend Mann will ich davor schicken, und kommt der König Dagobert und sein Bote in meine Gewalt, so müßen sie grausamen Todes sterben.“

Die Jungfrau Marcebylla vernahm aus den Reden ihres Vaters, daß der König Alamphatin umgekommen und

Florens kein Leid widerfahren sey; darüber freute sie sich und bat den Gott Mahomets, daß er ihn schirmen möge.

Während nun die Heiden sich rüsteten, war Florens glücklich an das Stadtthor von Paris gelangt, und als er hineinritt, grüßte er den Thorwärter freundlich, schenkte ihm das verwundete Roß und sprach: „Es schadet nicht, daß es wund ist; es wird bald wieder heilen; dann ist es immer noch fünfzig Kronen werth.“ Der Thorwärter bog sein Knie und dankte ihm mit demüthigen Worten. „So oft ihr kommt, lieber Herr, sagte er, soll euch das Thor von mir willig aufgeschloßen werden!“ Und von Stund an verbreitete sich die Kunde in der Stadt, daß Florens wieder gekommen sey, darüber Jung und Alt fröhlich erfreut waren. Florens ritt wieder durch die langen Gassen zurück bis an Dagoberts Pallast, und wurde von dem König so freundlich empfangen, wie er es verdiente.

Der Sultan that, wie er geschworen hatte. Er schickte all sein Kriegsvolk vor Paris, es auf's härteste zu belagern. Die Heiden lagen auf drei Seiten vor der Stadt, sie hatten den Bauern alles Vieh weggenommen, die Dörfer verbrannt, die armen Leute todtgeschlagen. Aber auch König Dagobert hatte alle seine Leute zur Schlachtordnung aufgeboten, und Florens war der erste, der trefflich bewaffnet, auf des Königs Alamphatin Rosse sitzend, sich einstellte. So zogen die Franzosen muthig aus der Stadt

und hatten zusammen einen Eid geschworen, daß keiner von des andern Seite weichen wolle. Und nun griffen sie die Heiden im Sturme an, und kein Christenfürst war, der nicht ritterlich in den Kampf gegangen wäre. Der muthigste Kämpfer war der König von Frankreich; alle Streiche, die er schlug, saßen fest, sey es auf Roß oder Mann. Auch Kaiser Octavianus wollte nicht säumen, er rannte mit seinem Speer durch die Heiden hin und her, machte großen Raum und leerte manchen Sattel. Der Herzog von Oestreich, der König von Spanien und andere Fürsten brachten unzählige Feinde ums Leben. Aber keiner war über Florens; vor dem konnte kein feindlicher Held Stand halten, sie flohen, so wie er nur gegen sie rannte. Dennoch wollten die Heiden nicht abziehen, sie schlugen sich noch so männlich um den Sieg, daß zuletzt der König Dagobert von ihnen umringt wurde. Manch harter Streich traf ihn; doch war sein Harnisch gut, und er selbst fehlte ihrer auch nicht. Zuletzt wurde sein Roß unter ihm erstochen, und wie er auf der Erde war, so schlug er wie ein Löwe um sich. Da wurde er müde, und rief zuletzt in der Noth: „Ach Gott, und du heiliger Dionysius!“ Diesen Ruf hörte Florens, der nicht weit von dem Könige war. Er kannte des Königs Stimme und drang so gut er vermochte zu ihm, indem er eine lange Gasse vor sich her machte. Der erste, den er zu Grunde stach, war der König von Persien. Er nahm sein Roß und setzte den König von Frankreich darauf, und sprach zu ihm: „Seyd unerschrocken, Herr, wir wollen unsere Feinde bald dämpfen!“ Jetzt aber fing die

Schlacht erst recht von Neuem an, und auf beiden Seiten wurde viel Blut vergossen. Endlich aber hielten die Heiden den Anlauf nicht länger aus, sondern fingen an zu fliehen, und Florens samt dem Kaiser Octavianus und dem König von Spanien setzte ihnen nach auf zwei Meilen Weges, und auf der Flucht erstachen sie über fünftausend Heiden. Mancher lag lahm gehauen, mancher halb todt vor der Stadt Paris; Aecker und Wiesen waren von Todten bedeckt, das Blut floß wie ein Bach. Am Ende waren der Heiden auf dreißig tausend erschlagen. Der König mit seinem Volke zog wieder ein in Paris, und lobte Gott. Die Heiden aber flohen in das Lager von Dampmartin zu ihrem Sultan, und klagten ihm, was geschehen. Da sprach der Sultan: „Bei unserm Gott, der Tod unsers Volkes darf nicht ohne Rache bleiben; seyd zum Streite gerüstet; vierzigtausend tapfere Streiter vermag ich noch; die müssen zum zweitenmal die Stadt belagern!“ Dann rief er sieben Könige, die ihm übrig wawaren, und übergab ihnen dieses Heer. Auch schwur er, wenn er den Boten bekäme, so wolle er ihn durch vier starke Pferde in Stücke zerreißen lassen. Diese Drohungen hörte die Jungfrau Marcebylla wohl, und betete heimlich zu ihrem Gotte, daß er den Ritter aus den Händen ihres Vaters reißen wolle. Aber zum Sultan sprach sie: „Möchte uns doch der Lotterbube zur Beute werden, denn er hat mir den Riesenkönig umgebracht! Darum, Vater, wenn ihr meinem Rathe folgen wollet, ich glaube, ich wollte das Wagniß unternehmen, und ihn in eure Gewalt bringen.“ — „Wie sollte das möglich seyn, liebe Tochter?“

fragte der Sultan. — „Ich will es euch sagen, erwiederte die Jungfrau. „Mit meinen Gespielinnen sammt Zelten und Rüstung will ich mit den sieben Königen zu Felde ziehen; auf der grünen Matte vor der Stadt Paris, am Gestade des Seineflusses, will ich mein Lager aufschlagen. Sobald der Schändliche meine Ankunft erfahren hat, wird er zu mir kommen, das weiß ich gewiß. Dann sollen ihn meine Ritter in Stücke reißen, und sein Haupt euch zum Geschenke bringen.“ — „Wohl geredet, schöne Tochter,“ sprach der Sultan; eurem Rathe soll in allen Stücken gefolgt werden!“

So zogen die Heiden noch einmal mit vierzigtausend Mann vor die Stadt Paris. Sie schrien und heulten, daß die ganze Gegend zitterte. Aber in der Stadt war man auch gefaßt, Alles lief auf die Mauern, schoß Pfeile und warf Steine auf die heranstürmenden Heiden. Am Gestade des Seinewassers war Marcebylla gelagert, und schärfte ihren Blick auf Florens. Dieser wußte gar nichts von ihr; er war zu Hause, rüstete sich eilends und wollte aus der Stadt unter die Heiden fahren. Da kam ein edler, ihm vertrauter Ritter zu ihm und sprach: „Wisset, edler Ritter Florens, die Jungfrau, die euch so wohl gefällt und euch so hold ist, hat ihr Lager sammt ihren Jungfrauen am Gestade des Stromes errichtet.“ Florens wurde von Liebe entzündet, als er dieses hörte, und sprach: „Morgen erhaltet ihr eine Rüstung für diese Nachricht zum Lohn, lieber Ritter!“ und so entließ er ihn. Am andern Tage ließ Florens den Ritter waffnen, und rüstete sich selbst. Unverweilt machten sie sich auf den Weg

nach der Seine. Da sah Florens von weitem seine geliebte Marcebylla; und auch sie erkannte ihren Ritter von Ferne, denn um den Helm trug er den Aermel geknüpft, den er ihr einst abgenommen hatte. Blut und Farbe verließ sie bei diesem Anblick, und ihre Jungfrauen fragten sie ängstlich, was ihr wäre? Da gestand sie ihnen die Ursache abermals. Ihre Gespielinnen riefen einstimmig: „Wir wollen euch nicht verrathen; rufet ihn nur getrost herbei; wir alle sind so gesinnt, daß wir Leib und Leben für euch lassen wollen! Darum seyd guter Dinge: seyd ihr noch in des Ritters Huld, so wird er von selbst herankommen; ist aber eure Liebe in ihm verblichen, so hilft all euer Trauren nicht dazu.

Lange bedachte sich die Jungfrau Marcebylla, endlich aber sandte sie dem edeln Florens eine Freundin entgegen, die ihn von ihrer Nähe benachrichtigen sollte. Als Florens die Boten nur von weitem erblickte, da hatte er keine Ruhe mehr. Mit Helm und Harnisch angethan sprang er zu Roß in den Seinefluß, durchschwamm ihn und war bald auf der andern Seite des Wassers, wo der Jungfrauen Zelte standen. Hier ging Marcebylla am Gestade auf und ab wandeln; sobald sie ihren Geliebten sah, begrüßte sie ihn mit holdseliger Gebärde, und sprach: „Gelobt sey mein Gott, daß er euch zu mir hieher geführt hat! Welche Gefahr habt ihr ausgestanden! Den Wellen habt ihr mir zu liebe getrotzt!“ — „Schöne Jungfrau, erwiederte Florens, die Liebe zu euch hat mich über das Wasser getragen; wenn euer Angesicht mich bescheint, kann mir nichts mißlingen!“ — „Lieber Ritter,“ sprach

Marcebylla, „wie große Schmerzen habe ich um unsere Liebe Willen erduldet; jetzt aber, wo euer Licht mir leuchtet, bin ich gesund geworden.“ Darauf nahm die Jungfrau den Ritter an der Hand, und führte ihn in ihr eigenes Zelt; hier löste er Helm und Harnisch, umfing die Jungfrau, und gab ihr einen Kuß um den andern. Da schwur sie dem Gott Mahomet ab, der Ritter bekehrte sie zum wahren Glauben, und er mußte ihr versprechen, sie von hinnen zu bringen. Darauf sagte Florens: „Hierzu weiß ich keinen andern Weg, geliebte Jungfrau, als daß ich euren Vater, den König von Babylon, zum Gefangenen mache. Alsdann könnt ihr selbst mir euch nicht entziehen.“ — „Geliebter Ritter Florens, sprach Marcebylla, kein Mensch auf Erden vermag meinen Vater zu fangen; er müßte denn von seinem guten Rosse Pontifer verlaßen werden, das er nicht um die halbe Welt gäbe; dieses ist schnell wie der Wind, und so stark, daß es zwei Reiter im vollen Harnische auf einmal in den Streit reiten und sich darauf wehren können. Es läuft so geschwind mit ihnen, als ob es nichts auf sich trüge. Durch das Waßer schwimmt es, wie ein Fisch durchs Meer; seines gleichen ist nie gesehen worden.“ Florens ward von Verlangen nach dem Roß entzündet und fragte eilig: „Was für eine Farbe hat das Roß Pontifer?“ — „Es ist ganz weiß, erwiederte die Jungfrau, den Kopf trägt es allzeit aufrecht, wie ein Löwe, mitten auf seiner Stirne aber hat es ein scharfes, spitzes Horn, wie ein Scheermeßer so scharf, was es damit trifft, das muß Alles zu Grunde gehen.“

Nun war fast eine Stunde vergangen mit beider

Gespräch, und Florens sagte: „Die Zeit ist hier, Geliebte, daß ich von euch scheiden muß. Aber mich verlangt zu wissen, wann ich euch nach Paris bringen darf.“ — „Ich will euch eine List angeben, sprach Marcebylla, vielleicht dient sie, mich fort zu schaffen. Wenn es dazu kommt, daß mein Vater dem Könige von Frankreich eine Schlacht liefert, was nicht mehr lange anstehen kann, und wenn sich nun alles Volk im Kampfe vermischt, dann verlieret euch, wenn ihr meinen Vater am ernstlichsten kämpfen sehet, aus dem Streite, und begebet euch so, daß ja niemand es merke, zu mir. Mein Vater ahnet wohl unsre Liebe, aber er glaubt nicht daran, weil wir zweierlei Götter haben. Würde er sie gewiß inne: glaubet mir, vierundfünfzigtausend Mann würden ihm nicht zu viel seyn, mich zu hüten. Gebet also wohl acht, daß ihr von niemand gesehen werdet. Ehe ihr aber in die Schlacht reitet, bestellt ein Schiff, und sobald die Schlacht anfängt, soll der Fährmann nicht säumen, das Schiff zu mir herauf zu führen; dorthin will ich meinen Schatz und alle meine Kleinodien tragen lassen, dann will ich mit meinen Jungfrauen und mit euch mich auf das Schiff setzen, und so wollen wir nach Paris fahren. Dieß ist das Mittel, wie ihr mich hinwegbringen könnet.“ Florens freute sich über den sinnreichen Einfall seiner Geliebten. „Ihr habt den rechten Weg gefunden, rief er, ich will ihm nachkommen!“ Und so drückten sie Lippe an Lippe und Herz an Herz; dann legte Florens den Panzer wieder an, und befahl seine Jungfrau in den Schutz des allmächtigen Gottes. „O du Leben meines jungen Lebens, antwortete ihm Marcebylla, ich weiß nicht, wann ich dich wieder sehen

werde, aber laß mein Herz in dem deinen beschlossen seyn. Keinem Manne will ich unterthänig seyn, als dir!"

So schied Florens, schwamm wieder über das Wasser, und fand dort den Ritter, der mit ihm gezogen war, und seiner wartete. Kaum waren sie zusammengekommen, als Florens einen Türken dahertraben sah, der unter großem Geschrei begehrte mit ihm zu kämpfen. Florens war nicht säumig; er legte den Speer ein, und rannte auf den Türken, daß er zu Boden fiel und ein Bein entzwei brach. „Geschwind," sprach Florens zu seinem Begleiter, „setzet euch auf des Heiden Pferd; es ist viel stärker als das eure; so kommen wir schneller davon. Aber kaum war dieß geschehen, so sahen sich die beide von einer wilden Heidenschaar umgeben. Doch schlugen sie sich ritterlich mit ihren scharfen Schwertern, daß die Heiden wie der Schnee niederfallen mußten. Da erstach auch der andre Ritter den Admiral von Persien, daß ihm das Eingeweide, als er vom Pferde sank, auf die Erde fiel. Und so schlugen sie sich endlich durch und gelangten fröhlich nach Paris. Dem Könige Dagobert war bald hinterbracht worden, was der Ritter Florens unternommen hatte. Da beschickte er ihn und fragte ihn: „Nun, Florens, saget an, was macht die Jungfrau Marcebylla? Wahrlich ihr traget eine große Gunst zu ihr, daß euch das Seinewasser nicht zu kalt zum Bade war. Um ihretwillen werdet ihr, däucht mir, noch manchen Heiden darnieder strecken!" Da sprach Florens mit lachendem Munde: „Ja, es möchte so geschehen, mein Herr und König! denn meine Hoffnung auf Erden stehet allein zu ihr." Und nun beurlaubte sich

Florens mit gebogenen Knien von dem König Dagobert, und ritt zu seinem Pflegevater Clemens. Diesem erzählte er als ein gutes Kind alles, was sich begeben hatte, und verschwieg ihm seine Liebe zu Marcebylla nicht, und wie er sie mit ihrem Willen bald nach Paris bringen werde. Auch berichtete er ihm von dem köstlichen Pferde, Pontifex genannt. „Was hat das Roß für Farbe?“ fragte Clemens.“ — „Es ist ganz weiß wie ein Schwan,“ sagte Florens, „und an der Stirn hat es ein langes Horn, scharf wie ein Scheermesser.“ — „Um Gott,“ sprach Clemens, „da ist es wohl ungezäumt und furchtbar anzufassen? doch getraue ich mich, seiner Meister zu werden.“ Florens mußte lachen und hielt des alten Mannes Rede für einen Scherz. Aber Clemens ließ sich von seinem Weibe den Pilgermantel und Hut reichen, womit er am heiligen Grabe gewesen. Er warf den Mantel zur Hälfte über sich, und machte sein Angesicht mit einer Salbe schwarz wie eine Kohle; einen kohlschwarzen langen Bart hatte er schon vorher. So entstellt sah er einem Heiden nicht unähnlich, und wer es sah, dem kam das Lachen. Darnach nahm Clemens seinen Pilgerstab in die Hand, und sprach zu Florens und zu seiner Hausfrau: „Nun gehabet euch wohl mit einander; ich will nicht wieder kehren, ich habe denn das köstliche Roß Pontifex gewonnen!“ Das ganze Hausgesinde hatte seine Freude darüber, daß der alte Mann noch so leichtsinnig war. Doch glaubten sie nicht, daß es ihm gerathen würde. Und so hinkte er davon.

Es dauerte nicht lange, so kam der alte Clemens unter die Heiden, und er grüßte jeden, dem er begegnete,

treuherzig bei dem Gotte Mahomets. Clemens verstand nämlich die heidnische Sprache ganz gut, weil er lang über Meer gewesen war; und die Heiden dankten ihm wieder bei Mahomets Gott, denn sie dachten, er sey ein heidnischer Pilgersmann. So kam er ungefährdet bis Dampmartin, wo der Sultan sein Lager hatte. Er aber hatte zuvor wohl bedacht, was er mit dem Sultan reden wollte. Wie er nun in das königliche Zelt trat, zog er seinen Hut demüthiglich ab, grüßte ihn und sprach: „der Gott Mahomets, welcher Tag und Nacht geschaffen hat, und den Bäumen und allen Kräutern Blüthe giebt, wolle den großmüthigen Sultan von Babylonien segnen! Großmüthiger König, um euer Majestät willen bin ich diesen weiten Weg gereist, und mit großer Mühe in euer Lager aus der fernen Heimath gekommen, etwas zu schaffen, das meinem Herrn angenehm wäre.“ Der Sultan dankte dem alten Clemens und sprach: „Sag' an, mein Pilger, wie lebt man in unsrem Lande? Sagt man davon, welch großen Schaden ich erlitten habe? Ich habe manchen Heiden verloren, vor allen den Riesenkönig; darüber werde ich noch zornig! Aber es soll gerächt werden, bei Mahomet! Nun sag' an Pilger, was bringst du Neues?“ — „Allergnädigster Herr,“ sagte Clemens, „ich will es euch nicht vorenthalten: als ich aus unsrem Lande zog, betete Jedermann zum Gotte Mahomets, daß er es euch nicht mißlingen lassen möge, sondern euch die Macht gebe, Frankreich zu verderben und euch glücklich wieder heimbringe.“ Der Sultan sprach: „Wohl, ich will nicht weichen, Frankreich sey denn zuvor verloren. Aber sage mir, Pilger, was ist deine Handthier-

ung?" Clemens antwortete ihm: „Herr, ich bin ein erfahrener Meister über alle Pferde; kein Pferd ist so groß oder wild, von dem ich nicht sagen könnte, wie alt es ist, und wie lang es noch leben wird; es wäre denn, daß ich nicht darauf zu sitzen käme; aber sobald ich darauf sitze, so kann ich es euch sagen." Du bist wahrlich ein geschickter Meister, sagte der Sultan darauf, und ich freue mich deiner Ankunft. Denn ich habe ein Roß, das mir sehr lieb ist; das sollst du mir besehen, denn es gibt seines gleichen nicht auf Erden." — „Großmächtiger König," sagte Clemens, „so gewiß ich euch täglich gehorsam bin, so gewiß will ich euch die Wahrheit über des Rosses Leben sagen, sobald ich auf seinem Rücken sitze."

Jetzt gebot der Sultan, daß man eilig sein Pferd vor ihn bringen sollte; dieses war mit zwei silbernen Ketten angelegt, und mit einem Zaum von schönem rothen Sammt aufgezäumt, darin lag ein Gebiß von reinem Silber, und silberne Spangen daran. Auf der Seite war das Gebiß köstlich mit Gold eingelegt, und mit manchem edlen Stein besetzt. So wurde das Roß Pontifex vor den Sultan geführt und von ihm und allem Volke mit Lust betrachtet. Als Clemens das Roß ansah, ward er im Herzen betrübt; besonders das spitzige Horn an der Stirne wollte ihm gar nicht gefallen, und überhaupt war das Pferd übermächtig und furchtbar anzusehen. Da kehrte sich Clemens um, neigte sein Haupt und den Pilgerstab, und rief den wahren Gott ernstlich an, daß er ihm sein Vorhaben gelingen lassen möge. „Nun, alter Vater," sprach der Sultan vergnügt, wie gefällt dir das Pferd? Sage mir etwas von seiner Art

und Tugend!“ — „Ja, Herr Sultan,“ sagte Clemens, sobald ich darauf sitze; eher kann ich es nicht anzeigen!“ — der Sultan sprach: „Nun so lege Sporen an, und man sattle dir das Roß!“ So wurde das Pferd Pontifer gesattelt, die Steigbügel sorgfältig umgehängt, und das Thier in seiner köstlichen Ausrüstung vor den Sultan geführt. Je länger dieser das Pferd ansah, desto größere Freude hatte er daran und sagte zu seinen Fürsten: „Habt ihr auch euer Lebtage so ein schönes und starkes Thier gesehen? Es ist wohl werth, daß es der Alte beschaue!“ Und nun befahl er dem Clemens aufzusitzen. Dieser warf Pilgermantel und Hut vor dem Sultan auf die Erde, legte sich die Sporen an und wollte, seinen Pilgerstab in der Hand, das Roß besteigen; dieses aber stellte sich sehr ungebärdig, als es einen fremden Reiter auf den Rücken nehmen sollte; es schlug ihn mit den Hinterfüßen so hart, daß er zwei Ellen weit rückwärts gestreckt ward. Da hätte einer den Sultan und sein Volk sollen lachen sehen! Man mußte dem Alten wieder aufhelfen; als er nun wieder auf seinen Füßen stand, lachte auch er unter Weinen, gab dem Roß ein paar Streiche mit seinem Stab, nahm es am Zaum, und führte es so lang im Kreise um, bis es ihm gelang, sich hinaufzuschwingen. So wie er die Füße im Bügel, den Zaum fest in den Händen hielt, sprach er vom Pferde herab zum Sultan: „Fürsichtiger Sultan von Babylon, euch sey mein Pilgermantel und Hut um das Roß Pontifer geschenkt, und damit Gott befohlen, denn ich will den nächsten Weg nach Paris reiten!“

Mit diesen Worten gab Clemens dem Roß beide

Sporen; da hub es an zu laufen, nicht anders als wie ein Vogel durch die Lüfte zieht. Jetzt erst merkte der Sultan, daß er schmählich um sein Pferd betrogen sey, und fiel vor Zorn und Schrecken wie todt zu Boden. Als er wieder zur Besinnung kam, versprach er dem, der es ereilen würde, hundert Mark Silbers. Da jagten ihm viele nach, aber es war vergebens: ehe sie auf die Pferde kamen, war Clemens weit davon und pries seinen Gott, daß er ihm so glücklich davon geholfen. Zuletzt kamen sie ihm näher, und er sah von Weitem den Staub in den Lüften. Da eilte er nur um so mehr und wäre noch zu rechter Zeit in die Stadt gekommen, wenn das Thor nicht verschlossen gewesen wäre. Nun waren die Heiden so nahe, daß er schon ihre Flüche vernehmen konnte. Clemens schrie kläglich nach dem Thorwärter: „Ach, thut mir doch das Thor auf, ich habe des Sultans gutes Roß. Wenn ihr mich nicht gleich einlasset, muß ich sterben!“ Zum Glück hörte Florens, der eben auf der Mauer war, seines Vaters Stimme, und ließ ihm das Thor öffnen. Nun schlüpfte er hinein, aber die Türken waren so nahe, daß sie ihn um ein kleines noch erwischt hätten. Das Thor ward hinter ihm zugeschlossen; Clemens ritt vor seinen Sohn, stieg ab und sprach: „hier ist das köstliche Roß, das meine Kunst dem Sultan abgewonnen; dir sey es geschenkt, mein Sohn Florens!“ Darüber verwunderte sich Florens und dankte seinem Vater von Herzen. Er schwang sich auf das herrliche Roß und tummelte es auf einem offenen Platze der Stadt vor vielen Zuschauern, darunter mancher Herr und Edler war. König Dagobert und Kaiser Octavianus kamen auch her-

bei und hatten ihre Lust an dem Rosse Pontifer. Als Florens sah, daß dem Könige das Pferd besonders in die Augen leuchtete, stieg er ab, faßte es beim Zaum und führte es dem König als ein Geschenk zu. Dafür schenkte der König Dagobert dem Ritter Florens zwei Herrschaften mit schönen Schlössern in seinem Lande, und Clemens ging auch nicht leer aus für seine Arbeit. In Paris wurde ein herrliches Fest gehalten; aber der Sultan zerschlug seine Götzen im Grimm und beschloß Paris zum drittenmal zu belagern.

Bald lagen die Heiden Zelt an Zelt vor der Stadt. Auf des Sultans hohem Gezelte stand ein Adler vom feinsten Gold, seinen Schnabel der Stadt Paris zugekehrt, als wollte der Sultan damit ihre Zerstörung andeuten. Dießmal rüsteten sich die Feinde zum Sturm, und mehr denn zwölftausend Heiden zogen mit Aexten, Hellebarden und langen Spießen heran. Aber auch Ritterschaft und Volk in Paris war wohl gerüstet, und das Thor that sich auf, das Christenheer hinaus zu lassen. Das erste, was der Sultan erblickte, war sein gutes Roß Pontifer, auf dem der König Dagobert vor allem Volke ritt. Darüber kam er vor Wuth fast von Sinnen, er rannte mit solchem Grimm auf den König ein, daß er ihn fast durchbohrte. Doch führte Gott den guten König; denn das Speereisen haftete nicht auf seinem Harnisch, so daß der Sultan voll Zornes wurde. Nun legte auch Dagobert seinen Speer

ein, und rannte gegen den Sultan mit solcher Stärke, daß dieser wohl empfand, mit wem er es zu thun hatte. Ehe es aber zum vollen Zweikampfe kam, verwundete des Sultans eigenes Roß diesen mit seinem scharfen Horne so schwer, daß er von seinem Pferde herab und zu Boden sank. Dagobert zog sein Schwert und wollte dem Gefallenen das Haupt abschlagen, aber fünfhundert Heiden kamen ihrem Sultan zu Hülfe, wehrten die Streiche von ihm ab, und halfen ihm wieder auf das Pferd. Nun wurde das Schlachtgetümmel erst recht allgemein.

Da gedachte Florens an Marcebylla's Rath, schlich sich, nachdem er auf's tapferste gestritten, heimlich aus der Schlachtordnung, und begab sich in den Rücken der Stadt Paris, wo ein trefflich bestelltes Schiff seiner wartete, so daß er bald zu seiner Geliebten kam, welche sein sehnlich harrte. Sie fielen sich um den Hals und küßten sich mehr denn hundertmal. Derweil wurde alles Gut und Kleinod der Fürstin auf das Schiff gebracht, und Florens und Marcebylla, sammt allen ihren Jungfrauen säumten nicht lange, sondern traten auf das Schiff, und fuhren auf Paris zu. Gar froh und kurzweilig saßen die zwei bei einander und eins erzählte dem andern die Schmerzen, die sie erduldet hatten, bis sie zusammengekommen. Auch unterrichtete Florens die Jungfrau im christlichen Glauben. Die Zeit verflog ihnen und es fuhren die Schiffsleute eilig, so daß sie bald in der Stadt ankamen. Dort führte Florens seine Geliebte mit ihren Jungfrauen in das Haus seines Vaters Clemens, und bestellte ihr zwanzig Edelknaben, die ihrer warten sollten; dann

führte er sie in ihre Kammer und nahm Urlaub von ihr, um die Schlacht zu vollbringen. Marcebylla aber befahl ihn mit großem Seufzen dem wahren, allmächtigen Gott, denn von Mahomets Gott wollte sie nichts mehr hören.

Florens ritt indessen mit großen Freuden wieder in die Schlacht, und war leichten Sinnes, als einer, der seine Beute schon empfangen und in der Kammer geborgen hatte. Im Treffen begegnete er bald einem Könige, der auch damals bei dem Sultan gesessen, als Florens die Botschaft ausrichtete; den rannte er mit sammt seinem Pferde zu Boden, daß er das Genick brach. Dann stürzte er sich immer tiefer in die Haufen, und brachte viele Heiden um, bis er zu tief unter sie kam, und zuletzt umringt wurde. Da vergalt ihm König Dagobert, und kam ihm zu Hülfe. Auf einer andern Seite des Schlachtfeldes rannten der Kaiser Octavianus und der Sultan gegen einander; der Speer des Kaisers prallte an dem Harnisch des Sultans ab, und dieser schrie seinem Heidenvolk zu: „Wird der schändliche Verräther nicht von euch gefangen, so bin ich euch nimmermehr günstig!“ Nun schlugen alle Heiden auf den Kaiser zu; sein Pferd wurde ihm unter dem Leibe erstochen; da wurde er erst traurig; dennoch wollte er sich nicht gefangen geben, sondern brachte noch manchen Heiden um. Aber jetzt konnte er sich nicht länger mehr wehren; sein Helm war zerschlagen, sein Leib verwundet, und all sein Volk war ferne von ihm. Nur Florens ersah des Kaisers Noth im wüsten Getümmel, eilte zu ihm und verließ ihn nicht, und keiner seiner Streiche fehlte. Als die Heiden den Schaden empfanden, da wollte jeder den Todesstreich

auf Florens führen; sein Roß ward unter ihm erstochen, daß er auf die Erde fiel. Doch erhob er sich bald wieder und focht, wie ein grimmiger Löwe.

Zuletzt aber wurden sie müde und mußten sich beide, der Kaiser und Florens, den Heiden gefangen geben, und so wurden diese zwei vor den Sultan geführt, und seiner Gewalt überantwortet. Der grimmige Sultan gebot sie hart zu binden, und abzuführen in sein Gezelt. Florens war sehr betrübt; er dachte nur an die schöne Marcebylla, und wiewohl er sich des Lebens ganz verzieh, so betete er doch heimlich zu Gott um Errettung. Ebenso that auch der Kaiser Octavianus. Die Heiden aber schnürten sie so fest, daß die Stricke hart in das Fleisch gingen. So kamen sie in Banden zu des Sultans Zelt.

Vergebens suchte der König Dagobert in der Schlacht nach seinen beiden Freunden; niemand wußte von ihnen zu sagen. Da ward er traurig und ergrimmt und schwur die Heiden zu verderben. Aber ihrer waren zehn gegen einen Christen, so daß die Franzosen immer härter in's Gedränge kamen, und es nahe an der Flucht war. Dagobert stellte sich an die Spitze der seinigen, die Krone Frankreichs funkelte auf seinem Haupt. Und er betete und schrie gen Himmel: „Heiliger Dionys! Schirme die Krone Frankreichs, daß sie nicht vertilget werde!“ In dieser Noth sandte Gott den Christen eine wunderbare Hülfe. Denn er stellte den Heiden ein Blendwerk vor die Augen, als wenn bei Montmartre in das Lager der Christen ein fremdes Volk den Franzosen zu Hülfe gekommen wäre, alle mit weißen Kleidern angethan, ihrer mehr denn zwanzig-

tausend. Der König Dagobert aber hörte eine Stimme vom Himmel: „König von Frankreich, sey unverzagt, die weißen Rittter werden dir zu Hülfe kommen.“ Jetzt faßte sich Dagobert wieder ein Herz, und rief den Seinen zu, sie sollten tapfer auf die Heiden schlagen, damit sie des Streites müde würden. Zugleich rückten die weißen Ritter, die Gott gesandt hatte, von hinten gegen die Schlachtordnung der Feinde an, und der Anblick dieser neuen Heerschaaren verwirrte ihre Reihen, daß sie sich in Unordnung zusammendrängten, und an zweitausend von den Franzosen erschlagen wurden. Dieser Streit gefiel dem Sultan nicht wohl; „verwünscht sey die Stunde, sagte er zu seinem Volke, wo ich nach Frankreich gekommen bin! Laßt uns fliehen, die weißen Ritter werden uns alle umbringen!“ So kehrten die Türken um und ergriffen die Flucht. Da schlugen die Franzosen unter sie, daß Aecker und Matten mit Leichnamen bedeckt wurden, und ein gleiches Gemetzel in Frankreich noch nicht gesehen worden war. Noch auf der Flucht erhielt der Sultan die Nachricht, daß seine Tochter Marcebylla gen Paris geführt worden sey. Da brach er in ein lautes Jammergeschrei aus. Und als er in sein Zelt gekommen war, trat er mit dem Schwert vor seinen Götzen, der da stand, herrlich mit Gold und Silber geschmückt, und hieb ihm das Haupt ab, und steckte es in einen Sack. Man wußte nicht, ob es aus Zorn geschah, oder um es vor den verfolgenden Christen zu retten. Zugleich sprach er: „Liebe Herren und gute Freunde, es wird wahrlich Noth thun, daß wir uns bald von hinnen machen; sehet zu, daß die zwei gefangenen Bösewichter wohl

verwahrt seyen, führet sie über das Meer mit in unser Land. Kein Silber, und kein Gold, ja nicht das Gut aller Welt nehme ich für sie. Vier Pferde sollen sie unter den Galgen schleifen, dort will ich sie selbst in Stücke hauen." Octavianus und Florens wurde bald inne, was man mit ihnen vor habe. Schimpflich mit Seilen und Stricken gebunden, wurden sie von dem fliehenden Heere der Heiden hinweggeführt. Bei Dagobert und seinen Schaaren war laute Klage um sie, denn Niemand wußte, wo sie hingekommen waren.

Nun lassen wir Florens, seine wunderbaren Thaten und mannigfaltigen Geschicke ruhen, und kehren uns zu seinem Bruder Lion und der Kaiserin, seiner Mutter. Als diese zu Jerusalem bei dem redlichen Edelmann Herberge machte, nahm derselbe sich des kleinen Kindes an und erzog es ritterlich. Alle Welt hatte den Knaben lieb, er wurde mannlich und stark, und war schön und wohlgezogen. Seiner Mutter erwies er große Ehre und treuen Gehorsam; darum ward er von Jedermann gepriesen.

Es geschah aber um diese Zeit, daß der türkische Kaiser wider den König von Akron Krieg führte, und mächtig zu Felde lag. Von ungefähr kam der junge Fürst Lion an den Hof dieses Königes, und begehrte in seine Dienste zu treten. Der schöne und starke Jüngling gefiel dem Könige, ward willig angenommen, und erhielt einen

guten Harnisch samt voller Rüstung zum Geschenke. Lion war ein Christ, denn die Kaiserin hatte ihn zu Jerusalem taufen und seinen Namen nach der treuen Löwin, die immer ihre Hausgenossin war, nennen lassen. Auch wich die Löwin von dem Knaben nimmer, und so zog sie auch mit ihm in diesen Krieg. Als die beiden Heerhaufen zusammen kamen, schlugen sie sich ritterlich. Lion focht mitten unter den Heiden, und seine Löwin half ihm streiten; er erschlug, sie erwürgte viele Feinde. Zuletzt, es kurz zu sagen, flohen die Feinde. Der türkische Kaiser wurde gefangen und ihm das Haupt abgeschlagen. Der König von Akron, der die Heldenthaten des jungen Lion mit angesehen hatte, ließ ihn rufen, und fragte nach seiner Geburt. Der Jüngling erzählte dem Könige, was er von seiner Mutter gehört hatte. Sogleich wurde nach der Mutter gesandt, welche bald vor des Königes Angesicht erschien. Da sprach der König zu ihr: „Würdige Frau, ists euch nicht zuwider, so sagt mir, von welchem Geschlecht ihr seyd.“ Da sprach die Kaiserin: „Herr König, mein Gemahl ist Octavianus, der Kaiser zu Rom.“ Und damit erzählte sie ihre Verfolgung und ihr ganzes Geschick.

Als der König dieses vernahm, ward er erstaunt und betrübt, und sprach: „Wahrlich, erlauchte Frau! ihr habt Unrecht gethan, daß ihr so manches Jahr in meinem Lande gewohnt habt, ohne es mir zu wissen zu thun. Gewiß, ich hätte euch nicht so lang im Elende gelassen. Nun aber seyd fröhlich; was ich habe und vermag, das will ich mit euch theilen!“ Die Kaiserin dankte dem Könige von Herzen, und während sie mit einander redeten, kam

Lion zu dem Könige, und sprach zu ihm: „Unüberwindlicher König, meine Bitte an euch lautet, daß ihr euch meiner erbarmen, und mich aus euren Diensten entlassen wollet. Ihr wisset durch mich und meine Mutter, wie unschuldig ich enterbt worden bin. Darum ist mein Vorhaben, zu dem Könige von Frankreich über Meer zu fahren. Er ist ein Freund des Kaisers, und ich habe das Zutrauen zu ihm, daß er seinen Einfluß darauf verwenden wird, meine Mutter in ihre Würde und Ehre wieder einzusetzen." Der König antwortete dem Jünglinge Lion: „Eure Bitte ist ganz billig, und soll euch gewährt werden, schon um der großen Hülfe Willen, die ihr mir gegen die Türken geleistet habt. Deßwegen sollt ihr auch von mir eine ehrliche Summe Goldes zum Geschenk erhalten und tausend gewappnete und wohl gerüstete Ritter, die ihr von dem Gelde ernähren möget."

Die Kaiserin und ihr Sohn dankten dem Könige von Akron aus gerührtem Herzen, machten sich mit ihren Rittern auf, ritten durch das Land, und fuhren durch das Meer. Sie langten in kurzer Zeit in der Lombardei an. Dort begegnete ihnen ein junger Ritter, der aus Frankreich gebürtig war. Diesen grüßte der Jüngling Lion und sprach: „Lieber Freund, zürnet nicht; ich muß euch eins fragen. Aus eurer Kleidung ersehe ich, daß ihr aus Frankreich gebürtig seyd." Der Ritter antwortete: „Wahrlich, ihr habt recht gesehen. Es sind noch nicht vier Tage vergangen, daß ich in der Stadt Paris bei dem Könige war." Als Lion dieß hörte, fragte er ihn, ob der König Dagobert zu Paris Hof halte, wie es ihm gehe, ob er frisch

und gesund sey.“ Der Ritter sah den Lion an und sprach: „Fürwahr, Herr, ich glaube, ihr spottet mein mit eurer Frage! Wißt ihr denn nicht, daß die Heiden in Frankreich eingefallen sind, und fast das ganze Land verwüstet haben? Obgleich große Fürsten und Herren dem Könige zu Hülfe kamen, so konnten sie den Heiden doch nicht genug widerstehen, denn sie waren mehr als zweimalhunderttausend Mann stark. Ich glaube deßwegen, eine gute Belohnung könnte euch nicht fehlen, wenn ihr dem bedrängten Könige mit euren Reisigen zu Hülfe ziehen wolltet, denn alle seine Bundesgenossen müssen vor den Heiden weichen.“ Die Kaiserin und ihr Sohn dankten dem Ritter für seine Nachricht, und Lion sprach zu seinen Rittern: „Seyd wohlgemuth, liebe Freunde! das Glück trifft uns, daß wir in den Sold des Königes von Frankreich kommen!“ Und zu seiner Mutter: „Seyd fröhlich, liebe Frau Mutter, in kurzer Zeit sollt ihr zu Rom als gewaltige Kaiserin gekrönt werden!“

Sie waren noch nicht lange unterwegs, als die Kaiserin von ferne eine große Staubwolke sich erheben sah, wie sie von Kriegsleuten und Rossen kommt. „Lieben Freunde, sprach sie zu ihrem Sohn und seinen Rittern, das dürften wohl die Heiden seyn, von denen uns gesagt ist, daß sie das ganze Frankreich verderbt haben. Laßt uns schnell eine Schlachtordnung bilden, damit ihr, wenn es von Nöthen ist, ritterlich wider sie streiten möget.“ Dieß thaten die Ritter, und noch waren sie nicht weit geritten, als sie auf viele tausend Türken und Heiden zu Roß und zu Fuße stießen. Unter ihnen befand sich auch der Sultan; er war mit seinem ganzen Volke, nach jener dritten Schlacht vor

Paris, auf der Flucht und im Begriffe nach Babylonien zurück zu kehren. Auch führten sie zwei Gefangene hart gebunden mit sich, der eine war der Kaiser Octavianus, der andere der Ritter Florens; sie waren wie Jagdhunde mit Stricken zusammen geknebelt und wurden schimpflich mit Prügeln getrieben. Beide sprachen klagend einer zu dem andern: „O frommer König Dagobert, Gott wolle deiner pflegen; denn du und wir werden einander nimmer sehen; aber doch sey Gott gelobt, daß die Heiden von uns Christen überwunden sind!“ Auf der andern Seite führte der Sultan große Klage wegen seiner Tochter Marcebylla, die von den Franzosen nach Paris entführt worden war.

Inzwischen rückte Lion mit seinen Rittern so nahe auf die Heiden, daß er erkannte, welch ein Volk es wäre, und sah, daß sie auf der Flucht und noch ganz müde und athemlos waren. Auch sah er den Sultan, der zwar das königliche Diadem auf dem Haupte trug, aber so traurig aussah, nicht als ob er von einem Schmauße aus Frankreich käme. Darum sprach Lion zu den Seinigen: „Seyd unerschrocken! Es sind die Heiden, die gegen das Christenblut toben! Seht, dort führen sie zwei vornehme Gefangene; die werden hart von ihnen geschlagen! Es sind Fürsten. Laßt sehen, was das Alles ist!“ Seine Genossen erklärten sich bereit, in allem seinem Willen zu folgen. Die Löwin aber, die immer bei dem edlen Jüngling Lion war, begann mit ihren Klauen in der Erde zu scharren, als wollte sie andeuten, daß sie bereit sey, zu kämpfen und unter den Heiden zu wüthen. Davon gewann die ganze Ritterschaar ein fröhliches Herz. „Seyd getrost, rief der

Jüngling seiner Mutter zu, wir wollen sie so empfangen, daß ihrer keiner am Leben bleibe, außer ihren zwei Gefangenen!“ Mit diesen Worten führte er sie an einen sichern Platz, bis das Treffen vorüber wäre. Dann fiel er mit seinen Rittern unter die Heiden, die nichts dergleichen erwarteten, und erwürgte ihrer in kurzer Zeit die Hälfte. Auch die ungeheure Löwin machte eine weite Gasse um sich, und zerriß manchen Türken und Heiden. Und als sie gar von einem Feinde wund geschlagen worden war, wurde sie noch viel grimmiger und stürzte so tief unter sie, daß sie endlich den Sultan erreichte, ihn mit großem Ungestüm anfiel und zu Boden warf. Ja, sie hätte ihn in Stücke gerissen, wenn nicht Lion dazu gekommen wäre. Dieser merkte bald an seiner Tracht und Haltung, daß der Sultan ein Oberster der Heiden sey und wehrte der Wuth des Thieres. Doch stellte er sich, als wollte er dem zu Boden liegenden das Haupt abschlagen, bis der Sultan um Gnade flehte, sein Schwert als Gefangener darreichte, großen Tribut zu bezahlen versprach, und am Ende gar seinen heidnischen Glauben abschwur. Darüber war Lion sehr erfreut, und sagte ihm sein Leben zu. Doch wurde er hart gebunden, und so an einem Strick vor die Kaiserin geführt. Inzwischen hatten die edlen Ritter und die Löwin auch die übrigen Heiden vollends erlegt.

Die Schlacht war vorüber und Alle ruhten vom heißen Kampf aus. Da trat Lion zu den beiden Gefangenen, dem Kaiser und Florens, und sprach: „Liebe Herren, sagt mir die Wahrheit, von wannen ihr stammt; denn ich bins, der euch erlösen will.“ — Der erfreute Octavianus erwiederte: „Wir wollen euch die Wahrheit nicht verhehlen, werther Ritter: ich bin der römische Kaiser und werde Octavianus genannt, und dieser mein Genosse hier heißt Florens, und ist wahrlich ein rechter Held. Wir sind von den Heiden während der Schlacht gefangen worden, und jetzt wollen wir gern eure Gefangenen seyn und ganz nach eurem Willen thun. Aber, wenn es euch gefällt, so überliefert uns nur dem Könige Dagobert von Frankreich; der wird euch so begaben, daß ihr nimmermehr in Armuth kommen möget.“

Als der Jüngling Lion diese Rede hörte, konnte er vor großer Freude nicht mehr reden, denn er erkannte in ihm seinen leiblichen Vater, obwohl er ihn in seinem Leben noch nicht gesehen hatte. Darum lobte er Gott, daß er ihn auf diese Weise seinen Vater hatte fangen lassen, und fragte den Kaiser: „Mein lieber Herr! saget mir, habt ihr jemals eine Gemahlin gehabt?“ — „Ja, lieber Freund,“ erwiederte Octavianus, von ihretwegen bin ich der allertraurigste Mensch auf Erden. Ich glaube gewiß, daß alles Uebel und alle Schande, die ich bis auf diesen Tag erlitten habe, meiner Sünden Schuld ist, weil ich an meiner unschuldigen Gemahlin so freventlich gehandelt habe.“ — „Was habt ihr denn Unbilliges an ihr gethan,“ fragte Lion, als wüßte er von nichts. — „Ach,“

erwiederte der Kaiser, „die Frau war fromm gegen mich und Jedermann, und ich hatte sie auch lieb. Aber durch eine große Verrätherei, welche gegen sie erdacht wurde, habe ich sie aus meinem Lande verbannt und ins Elend geschickt. Und die Bosheit kam von meiner Mutter her. Die Kaiserin hatte mir zwei Söhne geboren; da überredete mich meine Mutter, sie wären nicht meine Kinder; darum wollte ich Mutter und Söhne verbrennen lassen, und nur mit Mühe begnadigte ich sie. Aber wahrlich es hat mich seitdem bitter gereut, und ich habe keine gute Stunde mehr gehabt von jenem Augenblick an.“ So erzählte der Kaiser dem Jünglinge Lion alles Stück für Stück, was sich mit seiner Gemahlin begeben; da fragte dieser noch weiter: „Lieber Herr und Kaiser, wie heißt denn euer Genosse?“ — „Dieser, sprach Octavianus, wird Florens genannt, wie ich euch schon gesagt habe; aber es ist wunderbar, meiner Lebtage habe ich keine zwei Männer gesehen, die einander von Antlitz und Gebärde so ähnlich sehen, wie ihr. Man sollte meinen, daß ihr leibliche Brüder seyd!“

Kaum konnte sich Lion länger halten: „Herr Kaiser,“ sprach er, „wenn eurer Majestät Gemahlin euch vor die Augen gestellt würde, vermeinet ihr sie zu erkennen?“ „Fürwahr, sehr wohl,“ erwiederte der Kaiser; „aber, Gott erbarm's, ich bin wohl sicher, daß ich sie nie mehr sehen werde.“ Da nahm Lion den Kaiser bei der Hand, und sprach zu ihm: „Folget mir nach, beide Herren!“ Und nun führte er sie dem Orte zu, wo er seine Mutter vor der Schlacht geborgen hatte. Sobald die Kaiserin von Ferne ihren

Gemahl sah, erkannte sie ihn, und als sie ihn ansah, mußte sie vor Freuden weinen. Wie nun alle drei vor sie gekommen waren, sprach Lion zu dem Kaiser: „Lieber Herr! sehet diese Frau an, ob es nicht die sey, die ihr, wie ihr mir gesagt habt, aus eurem Lande verbannt und verstoßen habet.“

Octavianus durfte die edle Frau nicht lange ansehen; er erkannte sie alsbald, empfing sie mit weinenden Augen und nahm sie in seinen Arm. Sie selbst fiel dem Kaiser, ihrem Herrn und lieben Gemahl, dessen sie so lange beraubt gewesen war, unter lautem Schluchzen um den Hals, und küßte ihn mit liebevollem Seufzen mehr denn hundertmal. Da mochte man große Freude sehen. Der Kaiser bat sie voll Schaam um Verzeihung; er erzählte ihr Alles, was sich mit seiner Mutter begeben, und sagte ihr feierlich zu, daß er in Kurzem zu Rom ihr die Kaiserkrone auf das Haupt setzen wolle. Dann fragte der Kaiser die fromme Frau weiter, ob der Jüngling Lion, der ihn gefangen und erlöst habe, ihr Sohn sey? „So wahr wir hier beisammenstehen, ist er euer und mein Sohn,“ sagte sie, „Gott hat es gefügt, daß er ein so beherzter Mann geworden ist. Aber wegen meines andern Sohnes bin ich sehr bekümmert; denn ihn habe ich elendiglich verloren!“ Der Kaiser fiel seinem Sohne Lion um den Hals und gab ihm vor großer Liebe einen Kuß um den andern. Die Kaiserin aber sah nur immer den Ritter Florens an und fragte ihn: „Lieber, junger Ritter, sagt mir, von wannen seyd Ihr? Denn wahrlich, ihr und mein lieber Sohn Lion seyd einander gar ähnlich von Angesicht

und Gebärden!“ Florens sprach: „Gnädige Frau, wo ich geboren bin, weiß ich nicht; das aber weiß ich wohl, daß mich ein Bürger zu Paris gütig erzogen hat. Dieser sprach bald zu mir, er habe mich gezeugt, bald, er habe mich am Meeresgestade gekauft.“ Die Kaiserin fing an zu erkennen, daß Florens ihr anderer Sohn seyn müsse; ihr Blut kam in heiße Regung, und sie sprach schnell: „Junger Ritter, ich glaube, daß ich euch unter dem Herzen getragen habe, daß ich eure Mutter und der Kaiser euer Vater sey. Gott gebe, daß der Bürger von Paris euch gefunden oder gekauft habe. Doch, um die Wahrheit zu erfahren, laßt uns mit einander zu König Dagobert nach Paris ziehen!“

Alle waren in großer Freude und Erwartung, und so rückte der ganze Heerhaufe, Kaiser Octavianus und die Kaiserin, Florens und Lion, sammt allen Rittern nach Paris. Doch war die glückliche Botschaft von der Erlösung des Kaisers und des Ritters noch vorher bei König Dagobert angelangt. Der dankte Gott mit heller Stimme, denn er hatte sie für todt verloren gegeben. Auch Marcebylla erhielt einen Brief von ihrem Geliebten, und wußte nicht, wie sie vor Freuden sich gebärden sollte. Und bald darauf kamen Alle mit einander an, und der König mit allen Rittern und Edeln war ihnen vor das Thor entgegen gezogen. Da mußte vor allen Dingen Marcebylla ihren Florens umhalsen und küssen; aber reden konnte sie nicht zu ihm. Alles Blut war ihr vor großer Freude zu dem Herzen gelaufen. Als sie wieder zu sich kam, sprach sie: „Ach du Trost meines Lebens, sey willkommen; warum

hast du mich so lange verlassen?“ Florens aber sprach nichts, sondern küßte sie nur. Und nun ritten sie alle, Kaiser Octavianus und seine Söhne Florens und Lion, und die fromme Kaiserin mit dem ganzen Gefolge, ein in Paris.

Hier wurde der Sultan von dem jungen Fürsten Lion sogleich dem König Dagobert ausgeliefert. Aber ihm geschah kein Leid. An einem und demselben Tage wurde er und seine Tochter Marcebylla durch den Bischof von Paris getauft, und der edle Florens mit seiner Geliebten zur Kirche geführt und vermählt. Es war eine gute Ehe, denn die Geschichte meldet, daß sie mit keinem Worte je gegeneinander gezürnt haben. Dem Sultan wies der König von Frankreich eine eigene Landschaft an, doch mußte er seine Wohnung an dem Hofe des Königs haben. Der Christenglaube machte ihn fromm und sanft, und durch seinen hohen Geist wurde er des Königs oberster Rath in allen wichtigen Dingen.

Jetzt schickte König Dagobert auch zu dem Bürger Clemens, welcher den Fürsten Florens so lange erzogen hatte. Dieser war gar wohlgemuth, daß sein Pflegesohn wieder erlöst worden war. Und als König Dagobert die drei, den Kaiser Octavianus, den Ritter Florens und den jungen Lion ernstlich in's Auge faßte, da konnte er nach langem Anschauen nicht mehr zweifeln, daß beide Jünglinge Brüder seyen und Octavianus beider Brüder Vater. Daher rief er den guten Clemens nahe zu sich und sprach: „Clemens, höret mir zu, ich habe etwas mit euch zu reden. Bei dem Eide, den ihr mir als guter Unterthan zuge-

schworen habt, sagt mir, ist der Jüngling eures Geschlechtes?“ Clemens erschrak vor dem Ernste des Königes und erzählte, wie er den Knaben erkauft habe, ohne einen einzigen Umstand zu verschweigen. Sobald die Kaiserin die Rede vernahm, rief sie: „Ja, es ist wahrlich mein Sohn; er ist mir in dem wilden Walde gestohlen worden!“ Sie lief auf Florens zu, und küßte ihn mit klopfendem Herzen. Dem Kaiser, als er seine liebe Gemahlin und die Kinder wieder gefunden hatte, gingen die Augen über. Der König von Frankreich nahte sich ihm, und bezeigte ihm seine große Freude. Da sprach Kaiser Octavianus: „Ja, es ist eine große Gottesgabe, die mir armen Sünder zu Theil geworden ist. Darum nehmet es nicht übel auf, lieber König und Bruder, wenn ich mit meinem Weib und meinen Söhnen wieder nach Rom ziehe.“ Aber Dagobert bat ihn ernstlich, ihm doch seinen lieben Sohn Florens zu lassen, daß er ihn mit einer Landschaft in Frankreich begaben möge, so daß der Kaiser es nicht abschlagen konnte. Doch blieb die Reise wohl noch zehn Tage anstehen, während welcher der König mit seinen Großen allerlei Festbarkeiten anstellte. Am eilften Tage verließ der Kaiser die Stadt Paris, und der König, Florens und sämmtliche Ritter gaben ihm das Geleite. Die Römer empfingen den Kaiser Octavianus köstlich, und als der Kaiser in seiner Stadt angekommen war, setzte er der Kaiserin eine köstliche Krone auf das Haupt, und die fromme Frau vergaß ihres vorigen Leides und wurde hoch erfreut.

Darnach fragte der Kaiser, wo seine Mutter sey. Das Hofgesinde sprach: „Eure Mutter ist vor langer Zeit ge-

storben, aber fast unchristlich. Vor ihrem Ende ist sie taub und wahnsinnig geworden, und wollte alle Leute lebendig auffressen. Zuletzt mußte man sie an eine starke Kette legen; so trug sie die Schuld ihrer Sünden, bis sie ihren Geist aufgab.“ Der Kaiser war froh, daß er seine Mutter nicht bestrafen durfte. Er wandte sich zu fröhlicherem Dinge, und schlug seinen lieben Sohn Lion zum Ritter, und alles Volk hatte große Freude.

Da begab es sich, daß der König von Spanien ein Turnier ausschrieb an alle Könige und Fürstenhöfe, also daß, wo ein tapferer Ritter wäre, der seine Kraft und Mannheit versuchen wollte, derselbe sich in der spanischen Stadt Valencia einfinden sollte: da würde ein Jeder seinesgleichen finden. Als dieß vor die Ohren des edeln Ritters Lion kam, säumte er nicht lange. Er gebot einigen seiner Ritter, sich auf das Turnier zu rüsten, erbat sich von seinem Vater die Erlaubniß zu reisen, und zog mit zweihundert wohlgewaffneten Rittern nach Valencia. Hier blieben sie acht Tage stille liegen und ruhten, bis alle Ritterschaft zusammengekommen. Dann ließ der König von Spanien einen schönen Turnierplatz zurichten und öffentlich ausrufen: „Wo ein Ritter wäre, der turniren möchte um einen Kranz, den des Königs Tochter Rosamunde selbst gewunden, der solle sich des andern Tags zu guter Zeit auf den Platz verfügen.

Als der Ritter Lion dieses hörte, konnte er kaum erwarten, bis die Sonne aufging, und ließ sich schon vor Tag seine Rüstung bringen. Diese war gut und schön gefertigt: vorn auf der Brust war sie mit feinem arabischen Golde zusammengeschmelzt und mit viel köstlichen Edelsteinen besetzt. Auf seinem Helm führte er einen Löwen aus klarem Golde, der trug ein Wickelkind im Rachen. Sobald er nebst allen seinen Begleitern fertig war, begab er sich den nächsten Weg auf den Kampfplatz. Hier fand er manchen kühnen Ritter; doch war keiner so wohl gerüstet wie er, daher wurde er auch von allen Anwesenden mit Neugierde betrachtet. Wie nun die Zeit kam, daß man zusammentreffen sollte, theilten sich die Ritter in zwei Haufen; aber Lions Begleiter trennten sich nicht von ihrem Herrn; sie legten ihre Lanzen ein und rannten alleweg mit ihm, und das so gewaltig, daß mancher von den Gegnern den Sattel räumen mußte. Auch Lion säumte nicht, und warf alle zu Boden, die ihm vorkamen.

Die Königstochter Rosamunde lag auf den Zinnen mit ihren Jungfrauen und schaute dem Kampfe zu. Wie sie nun den Jüngling so ritterlich streiten sah, hätte sie gerne gewußt, wer der Ritter sey, der einen goldenen Löwen auf dem Helm hatte. Als nun das Turnier vorüber war, das bei fünf Stunden gewährt hatte, und Jedermann wieder in seine Herberge gezogen war, auch Lion sich wieder entwaffnet hatte, begab er sich mit seiner Gesellschaft sofort zu dem Könige von Spanien und wurde von diesem gar höflich empfangen. Und als es Zeit war zu Tische zu sitzen und alle Ritterschaft zugegen war; siehe, da trat

Rosamunde mit ihren Jungfrauen in den Saal, köstlich geziert. Auf dem Haupte trug sie eine goldene Krone und auf der Krone das Kränzlein. Und als sie in dem Königssaale vor ihrem Vater stand, hub dieser an und sprach: „Liebe Herren und Ritter, der Kranz, der dem Tapfersten unter euch gehört, ist hier vor euch. Fragt ihr aber, wer der sey, so ist mein Bedenken, daß der Ritter, der einen goldenen Löwen auf dem Helme führt, der würdigste sey ihn zu tragen. Welcher nun derselbe ist, der melde sich, daß ihm die gebührende Ehre geschehe.“ Lion stand hinten in der Tiefe unter den andern Rittern, und scheute sich, seinen eigenen Namen zu nennen. Als aber der König immer ernstlicher nach dem Ritter fragte, trat einer von Lions Genossen hervor, deutete auf den Fürsten und sprach: „Hier stehet der, nach dem ihr fraget.“ So mußte Lion hervortreten und sich dem Könige zeigen. Die schöne Rosamunde nahm den Kranz von ihrem Haupte, und setzte ihn dem Jüngling Lion mit den Worten auf: „Edler Ritter, dieses Kränzlein möget ihr wohl in Ehren tragen, denn ihr habt wahrlich ritterlich gefochten!“ Lion dankte ihr mit einer tiefen Verbeugung und trat wieder zurück zu seinen Kampfgenossen. Alsdann begann das Mahl und der Jüngling wurde neben Rosamunde gesetzt. Die beiden vergaßen aber das Essen, und vertrieben die ganze Zeit mit freundlichem Gespräche. Und unter ihren Worten entzündete sich das unauslöschliche Feuer der Liebe, so daß sie am Ende verstummten, und keines mit dem andern mehr reden konnte, sondern daß sie nur Seufzer ausstießen. Der alte König von Spanien merkte dieses; er fragte

deßwegen heimlich: wer denn der Ritter Lion wäre. Als ihm darauf die Antwort geworden, daß er des römischen Kaisers Octavianus Sohn sey, verwunderte sich der König dessen und war im Herzen sehr darüber erfreut. So wie man von der Tafel aufgestanden war, führte er seine Tochter Rosamunde und den Ritter Lion in seine Kammer und sprach zu diesem: „Lieber Herr und guter Freund; wir haben wohl vermerkt, daß ihr und meine Tochter große Liebe zusammen traget. Wenn es euch nun beliebt, so will ich euch meine Tochter zum ehlichen Gemahl geben.“ Er antwortete: „Gnädigster Herr, ich bin allezeit geneigt, euren königlichen Willen zu thun, bevorab dießmal!“ Auf solches zog der König seinen eigenen Ring von der Hand und verlobte Lion mit Rosamunde; und bald darauf wurde eine köstliche Hochzeit gehalten, worauf der Ritter Urlaub nahm und mit seiner jungen Gemahlin und den zweihundert Rittern wieder nach Rom fuhr, wo er von seinem Vater, dem Kaiser, gar wohl empfangen wurde.

Florens hatte dem Könige von Frankreich drei Jahre lang gedient, und war nun schon ein Jahr drüber bei ihm, seitdem sein Vater wieder zu Rom hauste. Da kamen im vierten Jahre die Großen von England zu dem König Dagobert, und beklagten sich, daß ihr König gestorben sey und keinen Erben hinterlassen habe, der die Krone antreten könnte. Sie baten ihn mit Ernst, er möchte ihnen einen König wählen, der sie regiere und wider ihre Feinde beschirme. Darauf sprach Dagobert: „Bei der Treue, die ich Gott schuldig bin, ich wüßte Keinen auf Erden, der dieß füglicher seyn könnte, als Florens, ein Sohn des römischen

Kaisers Octavianus. Denn wenn nicht erstlich Gott, und dann Er gewesen wäre, so wäre mein Land von den Unglaubigen erobert worden. Darum, liebe Herren, einen bessern Rath kann ich euch nicht geben." Die englischen Fürsten waren dieses Raths sehr zufrieden, denn sie hatten von Florens, seinen Tugenden und männlichen Thaten schon vieles reden hören. Dagobert meldete seinem Freunde Florens die Sache, und dieser nahm das Königreich mit gutem Willen an. So ward er im Triumph in das Münster St. Denys geführt, und vom Könige Dagobert zu einem König in England gekrönt.

Als er nun nach England zog, wollte er seinen lieben Pflegevater Clemens, dessen Hausfrau und seinen vermeinten Bruder Claudius nicht hinter sich lassen, sondern sie mußten alle drei mit ihm nach England ziehen. So saßen sie auf, zogen durch Brabant, setzten sich auf das Meer, und schifften gen England; und bald waren sie in der Hauptstadt London. Hier wurden Florens und Marcebylla sammt dem König Dagobert, der ihn begleitet hatte, von England feierlich empfangen. Dem Florens wurde das Gesetz von England vorgelesen, dasselbe zu halten, wie es einem frommen Könige gebührt. Und Florens that einen willigen Schwur.

Darauf segnete König Dagobert sie alle, und schied von dannen. Der König Florens, dem Gott allezeit beistand, regierte sein Volk weislich, und es gehorchte ihm in Ehrfurcht und Liebe. Auch wurde ihm und seiner Gemahlin Marcebylla ein schöner Sohn bescheert, welchen sie Wilhelm nannten. Dieser wuchs in allen Tugenden

auf, und wurde von allen Menschen in Ehren gehalten. Nach langen Jahren starben Florens und seine geliebte Marcebylla kurz nach einander, und Wilhelm ward zum König in England gekrönt. Auch dieser hielt gut Recht, achtete den Armen wie den Reichen, und war seinem Volke sehr lieb.

Dieß ist die Geschichte vom Kaiser Octavianus und seinen zwei Söhnen.

Die vier Heymonskinder.

In den alten Geschichten finden wir beschrieben, wie Kaiser Karolus mit großer Feierlichkeit als König von Frankreich gekrönet wurde; es kamen dazu die vornehmsten Fürsten der ganzen Welt, sowohl geistliche als weltliche, die päbstliche Heiligkeit, der Patriarch von Jerusalem: alle Cardinäle, Bischöffe und andere Prälaten, dazu zwölf gekrönte Könige, einundzwanzig Herzoge, viele Grafen, tausend Ritter und fünftausend Edelleute, samt vielen Frauen und Jungfrauen hohen und niedern Standes, Adel und Unadel, auf das allerstattlichste, und waren in allerlei Farben gekleidet. Nachdem dieses Königsfest viele Tage angehalten, so entfernten sich die hohen Herrschaften nach und nach wieder in ihr Heimwesen.

Weil nun also Kaiser Karl im Brauch hatte, daß er alle Jahr auf das Fest der Pfingsten ein stattliches Banquet hielt, hat er es auch nach seiner Krönung nicht unterlassen wollen, sondern ein gleiches in der Stadt Paris aufgestellt; auf welchem allerdings, was man nur erdenken konnte, und was dazu gehörig, in Fülle zu finden war. Nun befand sich zu dieser Zeit daselbst ein hochgeborner Fürst, von dem Geschlechte Bourbon, mit Namen Heymon von Dordone, der dem Könige viel treue Dienste gegen die Heiden geleistet. Dieser war sehr reich an Ländern,

Schlössern und Städten, dazu ein strenger Mann, wohl erfahren im Krieg und andern ritterlichen Thaten, also daß fast seines gleichen nicht gefunden wurde. Darum wurde er nicht allein von seinen Unterthanen gefürchtet, sondern auch der Kaiser und die Herren von Frankreich scheueten ihn wegen seines Ernstes und seiner Ritterlichkeit. Kaiser Karl der Große, der nun König von Frankreich war, saß mit seiner Krone in aller Majestät und Herrlichkeit zu Tische, die Königin an seiner Seite; an einem andern Tische saßen viele vornehme Fürsten und Herren samt dem ganzen Adel und der Ritterschaft von Frankreich, und zwischen zweien Herren allemal eine schöne Dame, alles herrlich und schön anzusehen. Auch waren daselbst viele junge Edelleute, welche aufwarten mußten, und ein jeglicher befleißigte sich, damit an Essen und Trinken nichts mangelte. Unter diesen befand sich auch an einem Tisch Heymon von Dordone mit seinen Freunden und Rittern, desgleichen Heymerin von Bourbon, und Hugo von Bourbon, welcher Heymons Schwestersohn und ein außerordentlich schöner Jüngling war; er hatte ein goldgelbes Haar, und war gar wohl beredt und in allerlei fremden Sprachen erfahren. Hugo nun stand von seinem Tisch auf, ging zu dem König und sprach mit freundlichen Worten und mit gebührender Ehrerbietung: „Allergnädigster Herr und König, es ist ohne Zweifel Euer Majestät wohl bewußt, daß allhier meine lieben Vettern, Heymon von Dordone, und Heymerin von Bourbon erschienen sind, welche alle beide Eurer Majestät ritterlich und getreulich gedient haben gegen die Heiden, haben beinahe ganz Hispanien bezwungen, und viel Gefahren ih-

res Lebens ausgestanden, welches sie Eurer Majestät gerne gethan; und wofür sie noch keine Belobung empfangen haben. Deßwegen begehren sie, es wolle sie Eure Majestät doch einer Gnade würdigen, oder aufs wenigste mit ihren eigenen Gütern belehnen, damit sie ihre Standeswürde desto besser wahren mögen.“ Als König Karl diese Rede des Jünglings angehört, sprach er mit zornigem Gemüthe zu Hugo von Bourbon: „deine Forderung ist vergebens; sie hatten solches oftmals von mir begehrt, aber ich habe ihnen nichts geben wollen, wie ich ihnen auch nichts geben will, sie mögen anfangen, was sie wollen.“ Als der König ausgeredet hatte, sprach Hugo von Bourbon gar ernsthaft zu dem König: „Gnädigster Herr König, so Eure Majestät meine Vettern für ihre treue Dienste unbelohnt lässet, wird solches Eure Majestät eine geringe Ehre und Gunst bei andern Herren und Fürsten zu Wege bringen!“ Als König Karl solche Rede vernahm, ward er im Zorn ergrimmet, ergriff sein Schwert und schlug den Hugo so, daß er zur Erde fiel, und starb alsbald; und der Saal ward mit Blut erfüllet, worüber ein groß Geschrei unter den Edeln und Herren entstand, daß alle Tische über den Haufen geworfen wurden, mit allem, was darauf war. Und daraus entspann sich eine große Fehde.

Denn als Hugo von Bourbon von König Karl so jämmerlich entleibt worden, so veränderte sich alle Freud' in große Traurigkeit, sonderlich bei Graf, Heymon und

und Heymerin, welche schwuren, sie wollten den Tod ihres Vetters rächen, und sollte kein Stein auf dem andern in ganz Frankreich bleiben, und man sollte davon wissen zu sagen, so lang die Welt stehet. Darauf rüstete sich Heymon alsbald und brachte dreihundert wohlgerüstete und auserlesene Ritter, die er in seinem Lande aufbringen konnte; desgleichen that König Karl mit allen seinen Freunden, rüstete sein Volk in der Eil und ließ sein Fähnlein fliegen, darunter hatte er tausend Mann wohl gerüstet und gewappnet. Noch bekam er Hülfe von Mailand, denn das war unter seiner Herrschaft; zu dem hatte er etliche Flaminger, Brabanter, Deutsche und Frießen, brachte also manchen tapfern Mann zu Felde. Mit solchem Volk zog nun König Karl aus, den Heymon mit seinen Freunden und seinem Kriegsheer zu erschlagen, ihr Land zu verbrennen und zu verwüsten. Heymon aber hatte nur jene dreihundert Mann, und dieß waren meistentheils große Herren, Herzoge, Grafen, Ritter und Edelleute, mit denen ritt er mit aufgestecktem Fähnlein zum Thor hinaus. Sie bliesen dermaßen ihre Trompeten, daß man vermeinte, es hätte gedonnert; dann rief er mit voller Stimme: „Bourbon, Bourbon!“ Als Heymon mit seinem Volk bei König Karls Lager ankam, wo der König sein Volk in Schlachtordnung gestellt hatte, fiel er ihn mit Gewalt an, schlug tapfer drein, daß den Rittern zu beiden Seiten ihre Speere zersprangen, und von des Königs Volk fielen viel von den Pferden, und blieben todt. Da Heymon solches merkte, rief er sein Volk an und machte ihnen Herz, und sprach: „ihr Herrn Herzoge, Grafen, Baronen und Edel-

leute, wehret euch ritterlich, wir haben den Streit schier gewonnen; helfet mir den Tod meines Vetters Hugo rächen, ich frage nicht darnach, ob ich auch auf der Wahlstatt bleibe!“ Heymerin von Bourbon sagte: „Das will ich auch thun; Leib, Gut und Leben will ich wagen und auf's Spiel setzen!“

Da versammelte sich Heymons Volk wiederum, und wehreten sich so ritterlich, daß die Speere sammt ihren Wehren meist alle zersprangen, und schlugen König Carls Volk zur Erden, also, daß man da viel Volk erschlagen sah, von Grafen und Herren, und die Pferde bei zwanzig oder dreißig auf dem Felde ledig liefen.

Die von Bourbon wehrten sich so ritterlich, als wenn Heymon ihr Vater gewesen wäre, und solcher Streit währte bis in die Nacht, daß sie nicht mehr konnten. König Karl verlor von den Seinigen tausend Mann, der Graf Heymon nur etwa dreißig. Also kostete Hugo's Tod manchen Herren und Edelmann, und manches schöne Schloß war deßhalb verheert und eingerissen, und alles verbrannt. Da sprach König Karl mit zornigem Muth: „Ich gelobe Gott und seiner Macht, ich will sie allhie nicht länger bleiben lassen; ich will sie aus dem Lande vertreiben, und sie verbrennen samt ihren Freunden!“ Und also nahm er ihnen ihre Güter. Darauf ließ er alle Obersten, Herzoge, Grafen, Barone und Rathsherren zusammen fordern, und zu Rath sitzen wider Heymon und seine Freunde. Diese wurden für Räuber erklärt, durch das ganze Land. Als solches ruchbar ward, mußte Heymon samt seinen Freunden und Mithelfern das Land räumen, und solches in höchster Eile. Da

nahm er mit sich achthundert Ritter, die allerbesten und auserlesensten Männer, die packten so viel Gut auf, als sie fortbringen konnten, denn sie wußten wohl, daß sie König Karls Macht nicht widerstreben könnten. Als Heymon mit den Seinigen aus dem Lande war, nahm der König alle ihre Güter und gab sie wem er wollte. Solches verdroß Heymons Volk sehr, daß sie als vertriebene Leute sich mußten in den Wäldern aufhalten; sie fielen deßwegen des Nachts heraus, raubten, plünderten und verbrannten alles, was sie außerhalb verschlossener Mauern fanden, und verschonten nichts, die Klöster so wenig als andere Häuser, schlugen Mönche und Nonnen bis gen Paris zu todt. Heymon hatte einen Vetter bei sich, genannt Malegys, einen stolzen Ritter, wohl erfahren als Schwarzkünstler, der großen Schaden that. Was sie von Gold und Silber erbeuteten, damit ließen sie ihre Pferde beschlagen; und der Krieg währte sieben Jahre.

Diese langwierige Fehde war den Franzosen verdrießlich; denn wenn Heymon es befahl, mußten sie zu Felde und streiten. Sie wurden daher einig, und gingen zu Rathe, daß sie bei dem König anhalten wollten, damit er Frieden mit Heymon und seinem Volke schlöße. Als sie solches beschlossen hatten, gingen sie zum König Karl, grüßten ihn mit höchster Ehrerbietung, und sprachen: „Großmächtigster König! Euer Majestät wissen ohne Zweifel wohl,

wie lang der Krieg gewähret, wir bitten, Euer Majestät wolle doch Frieden mit Heymon machen, denn das ganze Land wird von ihm verheert und zu Grunde gerichtet. Als König Karl solche Rede von seinen Landesherren vernommen, war er ganz unwillig; jedoch bedachte er sich, ließ sich das Bitten zu Herzen gehen, und bewilligte ihnen ihre Wünsche. Die Stände des Königreichs beschloßen sofort mit dem Könige, daß er an Heymon und seine Freunde einen gütigen Brief schreiben sollte, des Inhalts: „daß er ihm die Uebelthat, die er bisher an ihm und seinen Freunden bewiesen, verzeihen wollte,“ welches auch zur Stunde geschah; denn es ward ein Gesandter an Heymon abgefertiget, welcher zu Pierlamont lag, mit dem Vorschlag, er wolle seinen Vetter Hugo neunmal mit Gold auswägen; damit begehrte er Frieden mit ihm. Als Heymon den Inhalt des Briefes eingesehen, dünkte ihn solches spöttisch und seltsam zu seyn, und er sprach zu dem Gesandten mit zornigem Gemüth: „Saget eurem König, ich begehre durchaus keinen Frieden mit ihm einzugehen, sondern will den Krieg mit ihm führen so lang mir möglich ist, denn ich kann Hugo's meines Vetters Tod nicht also leicht vergessen!“

Wie die Gesandten solche Antwort von Heymon erhalten, kamen sie wieder zu König Karl, und meldeten ihm Solches; worauf er sie alsbald wieder mit einem andern Schreiben zu Heymon abfertigte, mit dem Erbieten, wenn Heymon mit ihm einen Frieden eingehen würde, so wollte er ihm seine Schwester Aya zur Gemahlin geben mit allen den Gütern, die er ihm und sei-

nen Freunden genommen hätte, und solches los und frei, als ein Erbgut, ohne einiges Lehen, denn allein von Gott.

Da nun Heymon des Königs Meinung hörte, hieß er die Abgesandten abtreten: er wolle sich mit seinen Freunden berathschlagen, und ihnen gute Antwort geben. Er ließ darauf alsbald seine Verwandte rufen, nämlich Deymeron von Bourbon, Wilhelm von Orleans, und alle andere Baronen und Edelleute seines Landes, verkündigte ihnen was ihm König Karl vorgeschlagen hätte, und begehrte, daß sie ihm hierin rathen sollten, was ihnen gut dünkte und dem Lande nützlich wäre. Sie antworteten: „Wann König Karl das alles halten wollte, was er ihm in dem Schreiben versprochen hätte, so wären sie deß also zufrieden.“ Darauf sandte Heymon den Adelhart und Malegys, seinen Vetter, an König Karl, ließ ihn fragen: ob er dasjenige alles halten wolle, was er ihm geschrieben hätte, nämlich, daß er ihm seine Schwester Aya zur Gemahlin geben wolle, und was sonst in dem Briefe gemeldet war. So wollte er einen Frieden mit ihm eingehen. Wie Adelhart und Malegys nun zu Paris anlangten, erschienen sie sofort vor dem Könige, und erwiesen ihm gebührende Ehrfurcht; dann richteten sie ihren Auftrag aus: „Der Tod Hugo's könnte nicht vergessen noch der Friede geschlossen werden, der König bewillige denn, was in dem Schreiben gemeldet sey.“

Als der König Karl den Brief empfangen, ließ er denselben öffentlich vor seinen Räthen lesen; so bald diese den Inhalt vernommen, waren sie dessen wohl zufrieden, und begehrten, der König solle darin willfahren; wie er

denn auch gerne that, ließ Adelhart und Malegys vor sich kommen, und sprach zu ihnen: sie sollten wieder nach Hause gehen und dem Heymon verkündigen, er möge zu Senlis erscheinen, da wolle er mit ihm Frieden schließen, denn er begehre keinen Krieg mehr gegen ihn zu führen.

Mit diesem Bescheide zogen sie wieder nach Pierlamont, und zeigten dem Heymon des Königs Meinung an. Da rüstete und bekleidete sich alsbald Heymon mit seinen Freunden auf das Zierlichste, und zogen nach Senlis. Als er nun bei dieser Stadt angelangt war, kam zu ihm König Karl mit seinen Verwandten, samt fünfhundert Rittern: „Mein Freund Heymon, sprach er, ich habe übel daran gethan, daß ich deinen Vetter Hugo erschlagen habe; ich bitte, du wollest mir solches um Gottes und seines lieben Sohnes willen verzeihen; ich will dir ihn neunmal mit Gold auswägen, meine Schwester Aya will ich dir zur Gemahlin geben, samt allen den Gütern, die ich dir genommen, und Alles was du von den Heiden erobern wirst.“ Als Heymon die Verheißung angehört, war er mit dem König einig, und sie wurden Freunde.

Der Friede zwischen dem König Karl und Heymon war durch die Heirath mit des Königs Schwester beschlossen, und die Hochzeit sollte zu Senlis gehalten werden. Dort führte Heymon die Braut nach christlichem Gebrauch in die Kirche, ließ sich mit ihr einsegnen, und ging neben

ihr, an der rechten Seite den Bischof und an der andern den Grafen Roland. Als das Mahl fertig war, daß man zu Tische sitzen sollte, begehrte Graf Heymon vom König, er sollte bei ihm bleiben, und dem hochzeitlichen Schmause sammt andern Herren und Fürsten, so dazu berufen waren, beiwohnen. Als er aber eine abschlägige Antwort bekam und der König nicht bleiben wollte, sondern sich alsbald nach Paris begab, ward Heymon ganz zornig, nahm sein Gemahl und zog nach Pierlamont; dort hielt er das Hochzeitmahl, so überaus herrlich und stattlich und mit solcher Festlichkeit, daß es wohl vierzig Tag und Nächte währte. Als aber der erste Tag vorüber war, und die Nacht kam, daß man zu Bette gehen sollte, gedachte Heymon an die Weigerung des Königs, ergriff sein Schwerdt und schwur bei demselben, er wolle seines Vetters Hugo Tod doch noch rächen, und alles erschlagen, was von des Königs Geschlecht wäre. Vor solcher Rede erschrak Frau Aya gar heftig, und durfte gleichwohl nichts sagen; denn er war ein ernsthafter und strenger Mann. Sie zeigte sich ganz demüthig und lebte in Liebe und Einigkeit mit ihm. Heymon aber blieb darnach nicht lange zu Hause, sondern zog nach seiner Gewohnheit wieder in Krieg gegen die Heiden, und wußte nicht, daß seine Gemahlin guter Hoffnung war; denn sie hatte das Niemand offenbaret, als nur Einer Jungfrau. Wie nun die Zeit der Geburt heran kam, rieth ihr die Jungfrau, sie sollte sich in ein Jungfrauenkloster begeben, und sich darin heimlich halten, bis sie des Kindes erlöst wäre, und vorgeben, sie wäre eine Pilgerfahrt schuldig, die wollte

sie verrichten. Als sie nun im Kloster war, kam die Stunde der Geburt herbei, und Gott gab ihr einen jungen Sohn; den ließ sie stattlich taufen, und er ward Rittsart genannt. Seine Pathen waren der Bischof Turpin und Graf Wilhelm: diese bestellten dem Kind heimlich eine Säugmutter, und gaben ihm Schreiben mit, daß es ehrlicher Eltern eheliches Kind sey, und von hohem Stande. Aber man hielt es geheim, daß Niemand nichts erfahren konnte, wem es zugehörte; denn die Mutter fürchtete sich sehr vor dem Heymon ihrem Herrn; er war ein strenger Mann, und konnte es leicht nach seinem Eid, den er zuvor gethan hate, als ein Kind von König Karls Geschlechte, tödten lassen. Mittlerweile kam Heymon wieder nach Haus und hatte lange gegen die Heiden gestritten mit seinem eigenen Geld.

Auf denselben Tag, als Heymon wieder zu Hause kam, war Frau Aya auch heim gekommen und hatte sich in der Kirche (nach altem Herkommen) dem Priester gezeigt; und wieder lebten sie in Liebe zusammen. Und Aya ward abermal mit einem jungen Sohne schwanger, und hielt es auch gar heimlich wie zuvor, und genaß des Kindes wieder im Kloster, daß es Niemand erfuhr. Das Kind ward auch in der Stille erzogen, und ward genannt Writsart. Darnach empfing sie den dritten Sohn, und mit demselben ward eben gethan wie mit dem andern, und dieser ward Adelhart genannt.

Wie nun dieses alles geschehen war, zog Heymon wieder in den Krieg, und blieb wohl sieben ganzer Jahr aus; dieß machte Frau Aya sehr traurig, denn ihr war Bot-

schaft gekommen, daß ihr Gemahl todt wäre. Indem sie nun so traurig war, kam Heymon wieder zu Hause, und hatte sieben große Wunden im Krieg empfangen, saß gleichwohl auf seinem Pferd mit Harnisch und Schild am Hals, denn er hatte viel Land und Leute gewonnen, dazu die Dornenkrone unsers lieben Herrn, und die Nägel, damit Christus ans Kreuz geheftet war.

Sobald nun Frau Aya vernahm, daß Heymon unterwegs sey, ging sie ihm entgegen, empfing ihn ganz freundlich, umhalsete und küssete ihn, und hieß ihn also willkommen seyn. Auch er war von Herzen froh, stieg von seinem Pferd und ging mit ihr in seine Burg. Darauf bekam Aya den vierten Sohn, welchen sie Reinold nennen, und ihn, wie die vorigen, auch heimlich auferziehen ließ.

Also hatte Heymon vier Söhne, von welchen allen er nichts wußte. Der vierte Sohn war ein schöner junger Held, groß und stark über die andern, gleich wie ein Falk über einen Sperber. Zu dieser Zeit hatte König Karl auch einen Sohn, der hieß Ludwig; dieser Reinold und Ludwig waren gleichen Alters und in Einer Größe; als er aber fünf und zwanzig Jahr alt war, überwuchs Reinold den Ludwig schier um einen Fuß, und Ludwig ward nach Hause berufen.

Zu derselbigen Zeit nämlich wollte König Karl seinen Sohn Ludwig krönen lassen als König von Frankreich, denn er selbst war nunmehr zu seinem höchsten Alter gekommen. Er ließ deßhalb durch seiner Schwester Sohn, welche Bertha hieß, die zwölf Genossen von Frankreich berufen, ingleichen die päbstliche Heiligkeit, die Patriarchen, Bischöfe, Könige, Herzoge und Grafen. Als sie nun bei einander versammelt waren, gebot er Stille, stand auf und sprach: „Ihr Herren allesammt, wie euch Gott alle mit einander hier versammelt; ihr habt den Augenschein jetzt vor euch, wie ich nunmehr zu meinem höchsten Alter gelangt bin, und mir das Regiment der Krone Frankreich viel zu schwer wird, also daß ich dem Königreich nicht mehr vorstehen kann, wie ich bisher gethan. Es ergeht an euch derohalben meine freundliche Bitte, ihr wollet meinen Sohn Ludwig zu einem König annehmen und denselben dafür halten und krönen; denn er ist ein schöner junger Held, und kann das Königreich wohl versehen.“ Als die Herren des Königs Meinung vernommen, erhub sich Bischof Turpin im Namen der andern Herren allen, begehrte Urlaub zu reden, und sprach: „Allergnädigster Herr König, solches kann für diesmal noch nicht geschehen; denn euer Hof ist noch nicht vollkommen.“ Da fragte der König: „Wer mangelt denn noch allhier? Ich meinte ich hätte die Edelgesteine vom ganzen Lande, dazu die größten Herren, sowohl geistliche als weltliche, der ganzen Christenheit!“ Darauf antwortete der Bischof: „Allhier mangelt der allertapferste und kühneste Held der Welt, von hohem Geschlecht und Herkommen, welcher unbezwungen

und frei ist, und seine Güter von keinem Menschen zu Lehen hat, denn allein von Gott."

Da sprach der König: „Das ist Heymon von Dordone, derselbe hat mir große Bedrängniß angethan in meinem Königreich mit Rauben und Brennen, er schlug alles todt, was ihm vorkam und mir zugehörig war, geistlich wie weltliches; er nahm das Gold aus den Kirchen und beschlug damit sein Pferd. Gleichwohl bekenne ich, daß ich keinen tapferern Helden weiß, als ihn; hat er doch die Krone und die Nägel unsers Herrn Jesu Christi, womit er gekrönet und an das Kreuz geheftet worden, von den Heiden und Juden erobert. Ich weiß, daß er mir auch den Tod geschworen hat; wenn es aber euch rathsam dünket, daß ich ihn auch hieher berufen lasse, so will ich nach ihm schicken!" Darauf antwortete Turpin: „Gnädigster Herr König, ich sammt diesen Herren allen sehen für gut an, daß ihr solche Krönung noch vierzig Tage wollt ausstellen und mittler Weile nach Heymon schicken, daß er allhie erscheinen wolle; dafür müsset ihr ihm gut Geleite zusagen, auf St. Dionysii Leichnam, und wenn er aus Furcht nicht wollte kommen, so stellet ihm zu Geißeln oder Bürgen die ein und zwanzig besten Herren eures Königreichs." Diesen Rath fand der König gut, und fragte den Bischof, wen er am besten zu Heymon schicken möchte, daß er ihm solches ausrichtete. Da hieß der Bischof den Graf Roland, Wilhelm von Orleans, Bertram und Bernhard vor den König kommen. Die fragte der König, ob sie nach Pierlamont reisen wollten, dem Heymon anzuzeigen, daß er gen Hof käme nach Paris, und seinen Sohn Ludwig

zum König helfen krönen. Sie bedachten sich und willigten darein; zum Zeichen, daß sie es thun sollten, beschenkte sie der König alle vier je mit einem schönen Pferd, mit allem Zeug von Gold und köstlicher Seide, dazu schenkte er einem jeden auch einen schönen Hut, mit herrlichen Edelsteinen geziert. Wie sie nun alle aufs schönste geschmückt und zu reisen fertig waren, saßen sie auf ihre Pferde; da kam der König, hängte ihnen einen köstlichen Mantel um, und gab jedem einen Oelzweig in die Hand. So ritten sie hinweg nach Pierlamont, und säumten sich auf dem Weg nicht lange.

Als sie nun nahe zu der Burg kamen, stand Frau Aya von ungefähr an einem Fenster, blickte hinaus ins Feld, und sah die vier Ritter da nahen, und gewahrte bald, wer sie wären. Sie dachte bei sich selbst; was mögen die vier Herren hier wollen, ich fürchte, sie eilen in ihren Tod! Alsobald rief sie dem Thorhüter, gab ihm vier schöne Hutschnüre, und sagte: Gehe hin und bringe sie den vier Herren, die da geritten kommen, und gieb meinem Vetter Grafen Roland die beste; sage zu ihm, die hat euch Frau Aya, eure Base, überschickt. Als nun diese vier Ritter vor Heymon kamen, hatte er damals bei dreihundert Ritter an seinem Hof und ungefähr hundert und dreißig Mann Fußvolk. Wohlgewaffnet fielen ihm die Grafen zu Fuß und bewiesen ihm Ehre, da sprach Graf Roland mit freundlichen Worten: „Gnädigster Herr Heymon, wir kommen als Gesandte von König Karl dem Großen von Frankreich, der begehrt freundlich, es wollen Euer Gnaden nach Paris kommen, und seinen Sohn Ludwig zum Könige von

Frankreich helfen krönen. Er will allzeit willig seyn, euch diesen Dienst zu vergelten, denn er hat diese Krönung wohl gegen vierzig Tage um Euretwillen aufgeschoben."

Heymon, als er diese Botschaft empfangen, veränderte die Farbe, und ward zornig, schwieg still und redete kein Wort. Wie er nun keine Antwort von sich gab, redeten sie ihn zum andernmal an, er möge sich erklären, ob er Ludwig wollte helfen krönen oder nicht? Er antwortete abermal nichts. Da sahen die vier Gesandten einander traurig an. Frau Aya wurde auch sehr betrübt, nahm einen silbernen Becher voll Weines und sprach: „Lieber Vetter Roland, nehmet diesen und thut einen Trunk, ich will jetzt euer Schenk seyn." Da nahm Roland den Becher und trank, gab ihn darnach den andern dreien, daß sie auch trinken sollten. Also hieß sie Frau Aya willkommen seyn. Darnach sprach sie zu ihrem Gemahl Heymon: „Gnädiger Herr, ich bitte euch freundlich, wollet diesen vier Herren Antwort geben; denn es sind eure eigene Verwandte, und die Vornehmsten des Königreichs."

Sobald Heymon dieses von seiner Hausfrau hörte, schlug er sie in's Angesicht, daß sie darnieder fiel. Dieß sahen die Herren mit zornigem Gemüth an, und halfen der Frau auf. Als sie nun wieder zu sich selbst kam, wischte sie sich den Staub ab, trat wieder zu ihrem Gemahl Heymon, küßte ihn freundlich, und sprach noch einmal: „Gnädiger Herr, ich bitte euch noch einmal, wollet diesen meinen Vettern Antwort geben."

Heymons Zorn ward etwas gelinder, und er sprach

zu seiner Hausfrau: „Herzliebste Hausfrau, wenn ich ja Antwort geben soll, so mag ich wohl sagen, daß ich der unseligste Mann bin auf Erden und ihr das unseligste Weib, so jemals geboren ist.“ Da fragte sie: „Warum saget ihr das, lieber Herr?“ — „Darum,“ sagte er, „daß uns Gott nicht so wohl gewollt hat, daß er uns in zwanzig Jahren, die wir bei einander gewesen sind, Leibeserben gegeben hätte, die unser Land und unsre Güter nach unserem Tode besitzen, damit dieselben nicht in unserer Feinde Hände kommen; nun weiß ich gewiß, daß Ludwig nach meinem Tode meine Güter einnehmen wird; und denselben soll ich helfen krönen? Nein, ich begehre nicht es zu thun, denn ich bin ihm mehr feind als dem Vater; ich weiß, und Jedermann ist es kundig, wann sie mich hätten bekommen können, sie ließen mich nicht lange leben!“ Da sprach Frau Aya: „Gnädiger Herr, wenn ihr nun Kinder hättet, wenig oder viele, wolltet ihr dieselben umbringen?“ Darauf sprach Heymon: „Geliebte Hausfrau, ich sage euch, wenn ich Kinder hätte, ich wollte sie nicht tödten, sondern wollte mehr an ihnen thun, als ein Vater schuldig ist, seinen Kindern zu thun.“ Alsbald sprach Aya: „Fürwahr, gnädiger Herr, dann sind die Worte vergeblich, so ihr geredet, als ihr erstmal das Beilager bei mir gehalten: daß ihr Alles tödten wollet, was von mir käme!“ Da antwortete Heymon: „Liebe Hausfrau, böse gezwungene Eide kann man wohl lassen; hätte ich Kinder, so wollte ich fröhlicher seyn, als ich jetzo bin!“ Darauf sprach Frau Aya: „Wollt ihr mich versichern, gnädiger Herr, daß ihr ihnen

nichts thun wollet, so möchte ich ihrer etliche finden und euch geben!"

Als Heymon diese Worte gehört, kam ihm solches fremd vor und sprach: „Ich will dasselbe gern thun, wenn mir Gott die Gnade verleihen wollte; aber ich kanns nicht wohl glauben, daß ich jemals Kinder mit euch gehabt habe." Da nahm Frau Aya den Grafen bei der Hand und sprach: „Gehet mit mir, ich will sie euch sehen lassen!" Darüber war Heymon sehr erfreut, und ehe er ging, sprach er zu den vier Rittern, und hieß sie willkommen seyn, gab ihnen die Hand; begehrte, sie sollten etwas verziehen, er wollte ihnen gute Antwort geben, er müßte erstlich mit seiner Hausfrau hingehen, seine Kinder zu besehen. Er nahm nun Abschied von den vier Grafen und ging mit seiner Gemahlin vor ein schön herrlich Zimmer, da die Söhne bei einander waren. Als Heymon vor das Zimmer kam, blieb er ein wenig vor der Thüre stehen, ehe er hinzu ging; da hörte er, daß Reinold aus verzagtem Muth zu seinem Bruder sagte: „Ich sage dem Hofmeister keinen Dank, der uns allhie zu essen und zu trinken bringt; denn alle Gerüchte, die er uns bringt, sind auf eines andern Herrn Tisch übrig geblieben, als Brosamen; dazu bringt er uns auch keinen guten Wein; hätte ich den Speismeister hie, ich wollte ihn so zurichten, er sollte vor meinen Füßen liegen bleiben." Da antwortete Adelhart seinem Bruder und sprach: „Bruder, ich bitte, laß ab von solcher Rede, wir können wohl reden unter einander, was wir wollen, aber du weißt, daß unsre Mutter uns befohlen hat, daß wir still sollten seyn, und nicht viel Wesens machen; denn

wir wissen wohl, wer unsere Mutter ist, aber unsern Vater kennen wir nicht; und ich sage euch, schlüget ihr des Heymons Speismeister: er ist so frech und muthig, er ließe euch in aller Eile umbringen, denn er hat allezeit gewaffnet Volk bei sich; darum laßt solche Worte bleiben, denn ihr habt Unrecht." Da sprach Reinold mit zornigem Muthe zu seinem Bruder: „soll mich Heymon, der graue Hund, tödten lassen, das soll ihm der Teufel danken; ich sehe ihn mit seinen gewaffneten Leuten nicht an, ich wollt' ihn mit Fäusten schlagen, daß er sollte liegen bleiben!"

Heymon hörte diese Worte, und war dessen froh; er sprach zu seiner Hausfrau: „Das ist gewiß mein Sohn, da zweifle ich gar nicht, aber von den andern weiß ich nichts; will sie einmal probiren, ob sie auch so beherzt sind, als sie scheinen!" und stieß mit einem Fuß an die Thür, daß sie zersprang. Reinold sprang auf, ergriff den Heymon, warf ihn über einen Bank zur Erde und sprach: „Was hast du hier zu schaffen, du alter Grauer? Ich sage dir, wir haben jetzt Mahlzeit gehalten, wärest du hier gewesen, so hättest du es so gut gehabt als wir."

Da kamen die andern Brüder herzu gelaufen, worüber Heymon sehr erschrak; er sprach: „O ihr jungen Helden, schlaget mich nicht; ich bin Heymon, euer lieber Vater, und will euch auf den Abend zu Rittern schlagen!" Als das Reinold hörte, sprach er: „O Gott! seyd ihr mein Vater, so wäre es mir von Herzen Leid, wenn ich euch geschlagen hätte," und ließ ihn alsobald aufstehen. Als Heymon auf war, that er sich höchlich bedanken gegen seine Kinder, und küßte erstlich den Writsart, darnach den Adel-

hart und Ritsart. Und als er Reinold küßte, drückte er denselben so freundlich an seine Brust und Wangen, daß ihm die Nase blutete; worüber Reinold sehr ergrimmte, und sprach: „So wahr mir Gott hilft, wenn ihr mein Vater nicht wäret, ich wollte euch dermaßen schlagen, daß ihr müßtet liegen bleiben!“ Darauf sprach Heymon: „Mein Sohn, ich erfreue mich jetzt höchlich in meinem Alter, daß dir Gott die Gnade gegeben, und dich so lange erhalten hat, daß du magst ein Ritter werden!“ Da sprach Frau Aya: „Gnädiger Herr, was unsere Söhne zum ritterlichen Stande bedürfen, als Kleider, Wehr und Waffen, hab' ich alles machen lassen; darum möget ihr frei zu meinem Bruder zu Hofe reiten, denn er hat euch Fried' und Freiheit zugesagt und geschworen; dessen zum Zeugniß, hat er die Besten seines Reichs zu Geißeln gesetzt und verbürgt.“ Aber Heymon antwortete nichts darauf, sondern befahl, man solle den Saal stattlich zurichten, er wolle seine Söhne zu Rittern schlagen.

Als der Saal zugerüstet und geziert war, kam Heymon herein und ließ eine große sammetne Decke auf die Erde breiten. Dann hieß er seine vier Söhne zu ihm kommen, nahm zuerst den Ritsart vor, kleidete ihn gar stattlich, zog ihm zwei übergoldete Sporen an, und gürtete ihm ein Schwert an seine Seite; nun hieß er ihn ins Knie sitzen, schlug ihn zum Ritter, und sprach: „Stehe auf, mein

Sohn Ritsart, jetzt schlug ich dich zum Ritter, deß sollt und mußt du helfen rächen das Blut Christi, so er am Stamm des Kreuzes für uns vergossen hat; von nun an sollt du gegen die Heiden und Türken streiten mit allen ritterlichen Thaten, wo du kannst; ich gebe dir allhie solches Schwert, das mein Vater mir gegeben hat, damit hab' ich alles gewonnen von den Heiden und Türken; deßgleichen sollt du auch thun: aber du mußt erst mit mir nach Hofe reiten.“ Darnach ließ er den Adelhart vor sich kommen, der hatte seine Sporen schon angezogen, und brachte das Schwert in seiner Hand, welches ihm Heymon an seine Seite gürtete. Dann schlug er ihn auch zum Ritter, und sprach: „Gedenke an Gott, wie man den auf seine Backen schlug, und ihm das so lieblich war zu ertragen um unserer Erlösung willen. Ich sage dir, zu der Ritterschaft gehört viel; ich gebe dir weder Haus noch Burg, du mußt sie mit deiner Hand von den Heiden und Türken gewinnen, wie ich auch habe gethan; aber du mußt mit mir nach Hofe reiten.“ Darnach nahm er den Writsart, und that wie er mit den andern zwei gethan hatte. Zum vierten ließ er auch Reinold vor sich kommen; der war gar stolz und hochmüthig, und hatte seine Sporen schon umgeschnallt; dem hing er auch das Schwert an, wie den andern; aber Reinold war so lang, daß Heymon auf ein Bänklein steigen mußte, als er ihn zum Ritter schlug. Darauf sprach Heymon zu seinem Sohn: „stehe auf, Reinold, als ein frommer Ritter, und sey muthig als ein Ritter; ich gebe dir allein Pierlamont, Montagne und Montfaucon, du sollt nicht unterlassen auf die Türken zu streifen!“

Jetzt brachte man vier schöne wohlgezierte Rosse, das beste gab er dem Reinold, daß er darauf nach Hofe reiten sollte, denn er war ein Gutes stärker, und einen Fuß höher als die andern.

Als Reinold das Pferd ansah, däuchte es ihm schwach, er schlug es mit der Faust vor den Kopf, und sprach: „das Pferd ist viel zu gering, mich zu tragen!"

Frau Aya, seine Mutter, die das mit ansah, verwunderte sich dessen und sagte: „Auf diese Weise wirst du wohl alle Pferde todt schlagen, die man für dich brächte!" Darnach brachte man ihm ein andres aus der Stadt, das höher und stärker war als das vorige, das schlug er auch vor den Kopf, daß es nieder fiel. Zum dritten brachte man ihm noch ein andres, das war noch stärker und höher als die andern; da sprang er darauf, daß ihm Lenden- und Rücken zu Stücken brachen, und es bald darnach starb.

Als Heymon, sein Vater, solches sah, erfreute er sich dessen, daß sein Sohn eine solche Kraft und Stärke hatte, und sprach: „Sohn Reinold, sey nicht traurig, sondern wohlgemuth, ich weiß noch ein Pferd, heißt Beyart, hat Pferdsstärke von zehn, und ist verwahrt in einem starken Thurm; es darf niemand dazu gehen, wegen seines Zorns; das hat ein Kameelführer gewonnen; es ist so geschwind im Laufen, wie ein Pfeil vom Bogen, schwarz wie ein Raabe, hat Augen wie ein Leopard, hat keine Mähnen."

Als Reinold seinen Vater das Pferd so sehr preisen hörte, sprach er lachend zu ihm: „Vater, das wäre wohl ein Pferd für mich; ich wollte, es wäre mein." Da sprach Heymon: „Ziehe deine Rüstung an, das rathe ich

dir, und versuche, ob du es zwingen kannst: aber sieh dich wohl für, dann es ist über die Maßen böse, und läßt niemand zu sich kommen, es zerbeißt Steine, gleich wie andere Pferde Heu.“ Als Reinold das hörte, sprach er: „Soll ich mich gegen ein Pferd waffnen? Das wäre mir eine große Schande:“ doch folgte er seinem Vater und waffnete sich, als ob er in den Krieg oder Streit ziehen wollte, nahm einen Stock in seine Hand, und ging zum Stalle hin, wo das Roß stand; und außer Vater und Mutter folgten ihm viel edle Ritter und Frauen, zu sehen, was für Wunder Reinold mit dem Roße treiben würde.

Als er nun in den Stall kam, sah er das Roß an, alsbald schlug ihn das Pferd vor seinen Kopf, daß er ohnmächtig zur Erde fiel. So bald Frau Aya dieß gesehen, rief sie zu Gott und sprach: „O Gott im Himmel, mein Sohn Reinold ist todt!“ Dagegen rief Heymon den Reinold an und sagte: „Mein Sohn Reinold, stehe auf, und zwinge das Roß; ich schenke es dir, denn ich gönne es niemand besser als dir!“ da rief die Mutter wiederum: „ach lieber Gott, wie soll er das Roß zwingen, er ist todt.“ Heymon sprach: „Hausfrau, schweiget still, er ist meines Geblüts; darum zweifelt nicht, er wird wohl wieder aufstehen.“

Indessen kam jener wieder zu sich, stand auf und nahm seinen Stock wieder zur Hand, in der Absicht, das Roß damit zu zwingen; aber Beyart faßte ihn beim Hals und warf ihn von sich in die Krippe, da wehrte sich Reinold aufs möglichste, nahm Beyart bei dem Hals, und hielt sich männlich daran, schlug mit seinem Bengel gewaltig darauf,

und wehrte sich so tapfer, daß er ihm das Gebiß in das Maul brachte; zäumte das Roß, sprang in aller Eil darauf, und ritt aus dem Stall; da floh ein jeder und fürchtete sich vor dem großen Roß Beyart. Als Reinold und Beyart auf den Plan kamen, gab er ihm die Sporen, und ließ ihm den Zaum schießen, denn er saß so fest, als wenn er darauf gewachsen oder gemauert gewesen wäre, und sprengte ihn über zween weite Gräben, deren jeglicher über vierzig Fuß breit war. So bezwang er das Roß, bis es ganz müde worden; da ritt er es wieder in den Stall, stieg ab, putzte und wischte es. Als er es nun wohl gereinigt hatte, sprach er: „Dieß Roß wollte ich jetzund um kein Geld noch Gut verkaufen!“ Denn er zwang es, daß es vor ihm stand und zitterte; es neigte und beugte sich gegen ihn, wann er aufsitzen wollte, er hatte es dermaßen gezähmt, daß ein Kind darauf sitzen konnte. Und als es nun also abgerichtet war, ließ er gar köstliches Gezeug dazu machen, Sattel und Zaum, und alles was dazu gehört. Und nun machte sich er fertig, mit seinem Vater nach des Königs Hofe zu reiten.

So reisete Graf Heymon mit seinen vier Söhnen in voller Rüstung, als wann sie zum Streite wollten, nach Paris in Begleitung des Grafen Roland, Grafen Wilhelm, Grafen Bernhard, und Grafen Bertram, ein jeglicher aufs allerschönste geziert. Als sie nun nahe bei Paris

waren, und König Karl vernahm, daß Graf Heymon mit vier Söhnen so stark gewaffnet ankomme, sandte er alsbald einen Herrn zu ihm, begehrte, er sollte sich entwaffnen und die Rüstung von sich legen, welches auch Graf Heymon auf des Königs Begehren that. Darauf machte sich König Karl sammt seinem Volk auf, den Grafen Heymon mit den Seinigen freundlich zu empfangen und einzuholen, und zog ihm feierlich entgegen.

Als Ludwig, der junge König, solches gehört, sprach er zu seinem Vater: „Ey Vater, wollt ihr dem entgegen gehen und ihn empfangen, der Eurer Majestät und den Eurigen so todfeind ist, und dieselbe verfolget hat, wo er konnte und mochte?“ Da sprach König Karl: „Mein Sohn, ich will, man soll den Zank und Streit ruhen lassen, und fortan guten Frieden halten, es hat lang genug gewähret: darum mache dich fertig, du mußt mit mir ziehen, und deine Vettern helfen freundlich empfangen.“ Zu solchem Ende ließ König Karl seine ganze Ritterschaft ausrüsten; dazu alle Frauen und Jungfrauen so schön, als ihm möglich. Als sie nun zusammen trafen, empfing König Karl den Heymon sammt den Seinigen ganz liebreich, und in aller Herrlichkeit, wie sichs geziemte; denn das war das erstemal in dreißig Jahren, daß er den Heymon gewaffnet gesehen. Aber Ludwig, der junge König, nahm sich Heymons nicht an, sondern schwieg ganz still. Als Graf Roland solches gesehen, trat er zu ihm, und begehrte von ihm, er sollte den Heymon sammt seinen vier Söhnen auch freundlich begrüßen. Ludwig jedoch antwortete

ihm: „er habe mit dem Heymon und seinen vier Söhnen nichts zu schaffen."

Ritter und Frauen, welche den Reinold sammt seinem Roß Beyart gesehen, verwunderten sich und sprachen eines nach dem andern: „Ist dieses der Ritter Reinold, des Heymons Sohn? er ist fürwahr der trefflichste und schönste Fürst von ganz Frankreich!" Das hörte der junge König Ludwig; er zürnte heftig über diese Rede, denn er ließ sich dünken, es wäre keiner schöner an Leib und Gliedern, keiner trefflicher in ritterlichen Thaten, und keiner so beredt, als er. Deswegen antwortete er auf jene Rede: „Wo hat man wohl gehört, daß Heymon Kinder mit Frau Aya gehabt hat? Es müssen seine Kinder nicht seyn, sondern er muß sie für seine Kinder angenommen und dazu erkauft haben! Ich will in kurzer Zeit erfahren, ob der Reinold mein Vetter ist oder nicht! Darauf ging er zu Reinold, bot ihm die Hand und hieß ihn willkommen seyn. Reinold dankte ihm höchlich; alsbald sprach König Ludwig zu Reinold: „Vetter, ihr habt ein schön Pferd; wäre es nicht rathsam, daß ihr mir das Pferd verehrtet? Ich wollte euch viel dagegen geben!" Darauf antwortete Reinold: „Fürwahr, mein lieber Vetter, wenn ich es jemand gebe, so sollt ihr der nächste seyn, ich will euch wohl gerne mit Leib und Gut dienen, wo ich kann und mag, aber das Pferd euch zu geben, das kann ich jetzt nicht thun, weil kein ander Pferd mich tragen kann, als dieß, und ich kann mit keinem andern dasselbe ausrichten, was dies vermag." Da König Ludwig das vernahm, sprach er mit zornigem Muth: „Jetzt sehe ich, er ist von keinem geringen Geschlecht!

Wenn ich aber gekrönet bin, und in meiner Majestät sitze, und die Lehen austheile, so will ich ihm auch nichts geben!“ Als dieß vor Reinold kam, ward er auch zornig, ging zu König Ludwig und sprach: „Ich habe vernommen, daß Eure Majestät mir keine Lehen geben will. Darnach frag' ich gar nichts, ich bedarf es Gott Lob auch nicht; mein Vater hat mir so viel gelassen, daß ich von Eurer Majestät zu leben nicht benöthiget bin, weiß derohalben Eurer Majestät keinen Dank!“

Nach diesem gingen sie mit einander in einen lustigen Garten, wo der König Karl gern verweilte; hier ward allerhand Kurzweil getrieben, mit Musik und Turnierspiel, im Beiseyn vieler Frauen. Als nun Zeit war, daß man Tafel halten sollte, befahl der König Ludwig, daß man den vier Heymons-Kindern kein Essen und Trinken vorsetzen sollte, viel weniger ihren Rossen. Da gab man Wasser die Hände zu waschen, erstlich dem Pabst, darnach den Patriarchen, sodann dem König und der Königin, und sofort allen Edeln und Rittern, die da zugegen waren, und man setzte einen jeglichen nach seinem Stand zu Tische; aber der vier Heymons-Kinder war nicht gedacht. Und ward also vortrefflich Tafel gehalten. Als Reinold sah, daß man ihnen nichts geben wollte, gedachte er, er müßte zu essen haben, es wäre dem König lieb oder leid; deßwegen erhub er sich, stieß die Küchenthür mit einem Fußtritt auf, daß sie in viel Stücke sprang, und lief zur Küche hinein, nahm daselbst etliche Schüsseln mit Essen, und trug sie seinen Brüdern zu. Da der Koch solches sah, wollt er dem Reinold die Schüsseln nicht verabfolgen

lassen, und sprach: „Laß die Schüssel stehen, du loser Vogel, oder ich muß etwas anders vornehmen!“ Darüber ergrimmte Reinold, schlug den Koch mit der Faust, daß er zur Erde fiel, und ging mit den Speisen fort zu seinen Brüdern.

Wie solches vor den König kam, daß der Koch todt geschlagen wäre, da fragte der König, wer es gethan hätte? Sie sprachen: „Reinold, des Heymons Sohn, hat es gethan, weil ihm der Koch nicht wollte zu essen geben.“ Da sprach der König: „Ihm ist recht geschehen, wenn er meinem Vetter solches weigerte, da doch so mancher Fremdling hier gespeiset wird!“ Von Stund an bekam Reinold alles, was sein Herz begehrte, worüber König Ludwig gar heftig erzürnt war. Nun kam der Marschall zu Reinold, und sprach: „Junger Herr, ihr habt dem Koch groß Unrecht gethan, daß ihr ihn todt geschlagen; wenn er mir verwandt wäre, ich wollte seinen Tod an euch rächen!“ Da antwortete Reinold: „Ihr seyd nicht kühn genug, solches zu rächen.“ „Da ward der Marschall zornig und schlug nach Reinold, er aber versetzte den Streich, und schlug den Marschall zur Erden, und stieß ihn mit dem Fuß, daß er weit in den Saal rollte, daß es König Karl sah.“ Da sagte König Ludwig zu seinem Vater: „Gnädigster Herr Vater! wenn ihr solchen Muthwillen an eurem Hofe ungestraft laßt, so wird es Eurer Majestät schlechte Ehre bringen!“

Bald hernach ließ König Karl gebieten, obgleich der Marschall an dem Streiche gestorben war, daß niemand so verwegen seyn sollte, sich dem Reinold zu wiedersetzen.

Als es nun wieder still war, ließ man alle Musiken klingen, und die Kurzweil nahm ihren Fortgang, bis es Nacht ward. Da ließ König Ludwig wieder gebieten, man solle des Heymons vier Söhnen kein Bett anweisen, daß sie nicht mit Ruhe schlafen könnten. Als Reinold dieß gesehen, ward er abermal zornig und sprach zu seinen Brüdern: „Was soll es gelten, wir bekommen über Nacht noch das beste Bett?“ Als nun jedermann zu Bett und im ersten Schlafe war, da nahm Reinold seine Wehr in die Hand, und machte einen großen Tumult unter Freunden und Verwandten, Edeln und Unedeln; welcher zuerst davon kam, war der beste; er trieb sie alle aus den Betten, daß er ihrer an dreißig ledig fand. Dann legte er sich sammt seinen Brüdern in die besten, die er am Hofe traf, und schlief im guten Frieden, bis an den hellen Morgen.

Früh Morgens liefen die Vertriebenen zum König Karl, und klagten ihm, wie es ihnen ergangen wäre, und wer solches gethan hätte; begehrten zugleich, er solle über solche Gewalt Gericht halten, und den Reinold strafen. Da schalt sie der König, daß sie alle über Einen Mann klagten, und sprach: „Wie, lasset ihr euch alle vertreiben von einem Einzigen? Darüber kann ich keine Strafe erkennen, denn er hat eine ritterliche That gethan!“ Als Reinold sammt seinen Brüdern sich angezogen, gingen sie nach des Königs Hof; da begegnete ihnen der König mit den Bischöfen, Königen und Herzogen. Diese wollten nach des jungen Königs Ludwig Wohnung gehen, da gingen auch die Heymons-Kinder mit. Als sie nun vor Ludwigs

Zimmer kamen, sprach König Karl: „Sohn, stehe auf, denn heut ist der Tag, da du zu hohen Ehren kommen wirst; ich will dir heute meine Krone von Frankreich, sammt allen zugehörigen Ländern übergeben, und dich zum Könige krönen!"

König Ludwig dankte seinem Vater, sammt allen Herren, so zugegen waren, höchlich und mit Ehrerbietung, bot ihnen allen die Hände, und empfing sie gar freundlich. Dann gebot der König Karl, Heymon sollte seinen vier Söhnen sagen: was sie für Aemter an seinem Hofe versehen wollten, die wollte er ihnen geben; machte also den Reinold zum Haushofmeister, Adelhart ward Schultheiß, Rittsart mußte dem König aufwarten, und Writsart den Bischöfen. Als nun der König Ludwig gänzlich zu der Krönung fertig war, führte man ihn zu der Kirche, da gingen Adelhart und Writsart vor ihm her und neben ihm ging Reinold, hinter ihm folgte Rittsart und Heymon der Vater. Diese Gebrüder trugen einen Thronhimmel über dem König Ludwig, daß es auf ihn nicht regnen konnte. Wie nun König Ludwig in die Kirche kam, führte man ihn auf das Chor, welches gar herrlich gezieret war, da stand König Karl neben König Ludwig; die andern Herrn ein jeder nach seiner Ordnung. Heymon aber mit seinen Söhnen begab sich dahin, wo er am besten Platz fand.

So ward König Ludwig in die Kirche geführt vor St. Mariens Altar, da sang der Bischof Turpin das Amt der Messe, und der Patriarch von Jerusalem diente ihm dazu, und solches geschah mit großem Triumph und Froh-

locken. Als es nun dazu kam, daß man zum Opfer gehen sollte, da opferte König Ludwig einen goldnen Byzantiner, darnach kam Reinold, und opferte deren zwei. Als solches König Ludwig sah, meinte er, sein Opfer wäre zu ring gegen Reinolds, und opferte auch noch zwei Goldstücke. Als dieses der Reinold merkte, daß König Ludwig noch mehr geopfert habe als er, opferte er noch drei Byzantiner. Als Heymon dieses sah, sagte er: „Zu guter Zeit, und glückseliger Stunde bist du geboren; ich wollte, daß ich alle meine Güter verkauft hätte um lauter Byzanten, und hätte sie hier, du solltest sie opfern."

Auf dem Altar fehlten noch Oel und Kerzen. Darum winkte Ludwig seinem Vater König Karl. Da bat der König Gott den Allmächtigen, daß er seinem Sohn wollte zukommen lassen, was zu solchen Ehren gehört. Alsbald kamen zwo Tauben und brachten Oelkerzen und Feuer. Als das da war, erzeigte man ihm große Ehre, und opferte dieß heilige Sakrament. Wie nun die Messe so weit gekommen war, daß man das Paternoster singen sollte, brachte man eine schöne königliche Krone, mit vielen köstlichen Edelsteinen geziert, und sonderlich mit drei gelben Rubinen, die setzte man ihm auf sein Haupt; dann wünschten ihm alle Ritter und Edelleute, die zugegen waren, Glück, und solches zum Zeichen, daß sie ihm unterthänig und gehorsam seyn wollen, als einem Könige von Frankreich. Auch war herrliche Musik von vielerlei Instrumenten zugerichtet, wie man vormals nie bei einer Krönung gehört hatte. Und als König Ludwig also gekrönt war, gürtete man ihm ein bloßes Schwert an seine Seite, zum Zeichen, daß er die

Gerechtigkeit erkennen, dieselbige vertheidigen, und das Königreich beschützen und beschirmen solle. Als dieß geschehen, führte man ihn zum Pallaste; der Papst ging an der rechten, der Patriarch an der linken Seite, darnach König Karl mit den zwölf Genossen von Frankreich, dann viel Bischöfe und Cardinäle, zuletzt kam Graf Heymon mit seinen vier Söhnen und den Edeln. Als sie nun zum Pallaste kamen, waren die Tafeln alle bereit, und sollte sich ein jeder nach seinem Stand und Herkommen setzen, und Mahlzeit halten. Da nahm Reinold samt seinen Brüdern ihrer auferlegten Aemter wahr, Rittsart diente mit zwei Bischöfen an des Königs Karl Tafel, wo auch sein Vater Graf Heymon saß. Adelhart wartete im Saal gar höflich auf, Writsart diente zweien Fürsten und andern Grafen, Reinold that auch, was ihm befohlen war, kurz, ein jeglicher war sorgfältig für sein Amt.

Als die Mahlzeit vollbracht und alles überflüssig satt war, da fing man an zu tanzen und zu springen mit schönen Frauen, und war große Freude daselbst mit Musik und Saitenspielen; ein jeglicher zeigte seine Kunst auf das Allerzierlichste. Dann legte sich König Karl zur Ruhe, und König Ludwig ließ öffentlich mit Trompeten ausrufen, wer das Lehen von ihm empfangen wolle, der solle ihm folgen, und also ging er in einen schönen Baumgarten, darin ein Lusthaus aufgerichtet war, ließ daselbst alle Edle vor sich kommen, einen jeden nach seinem Stand und Herkommen, und theilte Lehen und große Geschenke aus, je nachdem ein jeglicher würdig war. Nur Heymons Kindern, denen wollte er nichts geben. Als diese inne wur-

den, daß die Lehen alle ausgetheilt waren und ihnen nichts zu Theil worden, liefen sie hin und klagten es ihrem Vater. Der eilte mit zornigem Gemüthe zu König Karl mit diesen Worten: „Allergnädigster Herr König! es hat Euer Majestät Sohn, König Ludwig, Lehen, samt allen Geschenken, unter die Edelleute, die am königlichen Hofe sind, ausgetheilt, ausgenommen meine Kinder; dieselbe hat er nicht begabt, obwohl sie Euch und Ihm allezeit und mehr Gehorsam geleistet, als alle andere, und ich wüßte nicht, daß sie sich je ungebührlich gegen Seine Majestät verhalten hätten.“

König Karl, als er solches von Heymon vernommen, sprach zu ihm: „Lasset eure Kinder, meine Vettern, zu mir kommen, ich will sie durchaus nicht verworfen haben, ich will sie mit stattlichen und herrlichen Lehen belehnen, wie wenige Herren an meinem Hofe!“ Graf Heymon, dieß hörend, lief eilends hin, rief seinen Kindern, und brachte sie vor den König Karl. Als sie nun vor ihn kamen, fielen sie auf ihre Knie und grüßten ihn mit gebührender Ehrfurcht. Da hieß sie der König aufstehen, bot ihnen die Hand und sprach: „Dieweil ich vernehme, daß mein Sohn Ludwig, jetziger König von Frankreich, euch nicht begabt hat, so sollet ihr wissen, daß ich euch um eurer treuen Dienste willen, die ihr mir und meinem Sohn erwiesen, mit Aemtern belehnen will, wie keinen in meinem Reich. Dich, Rittsart, setze ich zu einem Markgrafen in Spanien ein, weil du der älteste unter deinen Brüdern bist; dieß Amt sollt du mit Fleiß und Ruhe besitzen und verwalten. Dich, Adelhart, mache ich zu einem Markgrafen in Polen;

das Amt sollst du zu verwalten haben; und, Writsart, dir gebe ich eine Landschaft zwischen Paris und Löwen, da kannst du ehrlich Hof halten und leben. Du aber, Reinold, ich muß deiner auch eingedenk seyn, ich gebe dir ganz Artois, Hennegau, Angers und Valois.“

Die Brüder fielen auf ihre Knie, und dankten dem Könige höchlich; ein jeder empfing seine Lehen mit Freuden; darnach gingen sie in den Baumgarten, zu den andern Herren, die bei König Ludwig waren. Als dieser vernahm, daß Heymons Kinder also beehrt waren, ward er zornig und mißgönnte ihnen das. Da ging Heymon mit seinen Kindern zu König Ludwig und sprach: „Gnädiger Herr König, ich sage Euer Majestät höchlichen Dank für die Ehre, die Ihr meinen Söhnen angethan habt; wenn ich's heut oder morgen mit meinem geringen Dienst wieder ersetzen kann, werde ich allezeit mich willig finden lassen.“ Darauf antwortete König Ludwig: „Ich habe wohl vernommen, daß mein Vater König Karl eure Kinder stattlich begabt hat; aber ich bin damit nicht zufrieden, denn es ist wohl der halbe Theil meines Reichs; das will ich nicht lassen, sondern will es zu gelegener Zeit wieder zu mir nehmen.“ Damit verließ er den Grafen Heymon und sprach: „Ich muß einmal sehen, ob meine Edelleute auch stark und mächtig genug sind, die Waffen zu führen, und wills an einem Steinwurfe probiren;“ und sprach: „Ich vermesse mich, daß ich der stärkste und edelste bin im ganzen Königreich.“

Da schwiegen alle Herren und Edelleute stille, und antworteten ihm nichts. Darauf redete er die Worte noch ein-

mal. Da wurde Heymon zornig, konnte die Vermessenheit Ludwigs nicht länger dulden und sprach: „Herr König! seyd ihr so stark und hochgeboren, so danket Gott darum, das kann sich mit der That offenbaren, was darf Euer Majestät sich deß viel rühmen? Ich weiß einen Jüngling von zwanzig Jahren, wenn der seine Stärke wollte gebrauchen, er würfe den Stein weiter als Ihr, und gebrauchtet Ihr Eure ganze Stärke dazu!“ Da ward König Ludwig sehr zornig, und sprach zu Heymon: „Du alter Griesbart! Gott strafe dich, ich sage dir fürwahr, wenn ich nicht die Gewalt Gottes scheute, ich wollte dich so zurichten, daß du es nicht leicht vergessen würdest! Laß deine Kinder herkommen, und ihre Macht an diesem Stein versuchen!“ Da warf König Ludwig seinen Mantel von sich, und nahm den Stein, und warf ihn dreißig Fuß Wegs weit, im Angesicht vieler Edelleute; darnach warfen die Edelleute einer nach dem andern, und zwar die Vornehmsten und Stärksten von Frankreich; aber es war keiner so mächtig im Werfen als König Ludwig, der behielt den Preis über die andern alle. Als dieser sah, daß er vor andern Edelleuten Meister war, sprach er zu Heymon mit stolzen Worten: „Was saget ihr nun, Alter? Wo ist euer Sohn Reinold? Warum kommt er nicht, und wirft gegen mich, und berechtigte euch solche Worte zu reden, wie ihr vor dieser Zeit geredet habt: es wäre keiner so mächtig, als euer Sohn Reinold? Wo bleibt er? Eure eignen Worte sollen euch jetzt schamroth machen.“ Als Heymon diese schimpfliche Rede hörte, sprach er: „König Ludwig! für so stolz halte ich Eure Majestät nicht, daß sie eine Hand an

mich legen dürfte; und ob solches geschähe, würde es euch nicht wohl bekommen!“ Da antwortete ihm König Ludwig und sprach: „O Alter! laufe nun hin, und rufe deinen Sohn Reinold, daß er gegen mich werfe!“

Solche Schimpfrede verdroß den Heymon so sehr, daß ihm die Augen überliefen; gleichwohl ging er hin, und rief seinem Sohn, der im Garten war, samt seinen Brüdern, wo sie sich lustig machten mit Springen, und anderer Kurzweil mehr, mit schönen Frauen und Jungfrauen. Als nun Reinold seinen Vater also zornig sah, und ihm die Thränen über die Wangen liefen, verließ er seine Gesellschaft, wiewohl ungern, kam zu seinem Vater und sprach: „Allerliebster Vater! was ist euch widerfahren, daß ihr so bitterlich weinet und so traurig seyd? Ich wills rächen, und sollt' es mich mein Leben kosten!“ Graf Heymon antwortete seinem Sohn mit zornigem Gemüth, was König Ludwig zu ihm gesprochen, und daß er ihn einen alten Grieshart gescholten. „Nun aber, mein Sohn! wirst du des Königs Uebermuth nicht rächen, so muß ich sterben; ich bitte dich, nimm den Stein und wirf mit ihm ihn die Wette, damit er sieht, daß andere auch etwas gelernt haben, und als Männer bestehen können, damit ich nicht als Lügner dastehe!“ Reinold sprach: „Vater! es geziemt sich nicht, daß ich solches thue, denn Ludwig ist nun unser König; seine Reden entspringen nur aus seiner Jugend, darum seyd zufrieden, ich will gar keine Gemeinschaft mit ihm halten.“ Als Heymon diese Worte von Reinold hörte, ward er zornig und sprach: „mein Sohn! wenn du mich in dieser Schande stecken lässest, und wirfst

nicht gegen König Ludwig, so muß ich sterben." Da sprach Reinold: „Ja, Vater, ich will ihn überwinden mit Werfen, wenn er gleich der Teufel wäre!" Stand alsobald auf, und ging mit seinem Vater in den Garten, wo König Ludwig mit seiner Gesellschaft war; seine Brüder samt andern Edelleuten folgten ihm nach, dazu viel schöne Frauen, die wollten das Werfen mit dem Stein auch sehen. Als sie nun an den Ort kamen, wo König Ludwig den Stein geworfen, nahm Reinold den Stein auch und warf ihn um einen Fußwegs weiter, als König Ludwig. Darüber erzürnte der König heftig, weil ihn vorhin keiner hatte überwinden können. Er hieß sich den Stein bringen, warf seinen Mantel von sich, setzte die Krone vom Haupt, nahm den Stein und warf ihn noch weiter als Reinold gethan hat. Wie Reinold sah, daß der König ihn überwunden hatte, nahm er den Stein, und warf denselben noch viel weiter, als König Ludwig, also, daß er vermeinte, der König sollte ihn nicht weiter werfen können; wie auch geschah. Da nahm der König den Stein, und warf ihn noch einmal mit solcher Kraft, daß ihm das Blut zu Mund und Nasen auslief; aber Reinold blieb Ueberwinder im Werfen, und jedermann gab ihm das Lob, und mußte erkennen, daß er gewonnen hatte.

Als Heymon dieses sah, daß sein Sohn den Preis erhalten hatte, sprang er vor Freuden auf und dankte Gott für solche Wohlthat.

König Ludwig mußte hören, daß Reinold von allen Edlen und Frauen also gepriesen wurde; da ward er sehr zornig und sprach zum Volk: Es ist doch ein Wun-

derding, daß ihr diesen so lobet um seines Werfens halber; wer weiß, ob es Heymons Sohn ist; vielleicht ist er dazu erkauft, und ist etwa ein Bauernknecht; deren findet man noch mehr, die so stark sind, wie der beste von Adel; darum ist er desto weniger lobenswürdig."

Da sprach Heymon zu Reinold: „Nun wohlan, mein Sohn! weil du dich so ritterlich gegen König Ludwig gehalten, darum ist dir jetzt mein Roß Beyart zum Eigenthum geschenket: mich nimmt groß Wunder, daß du deine Macht bishierher hast können verhalten; hättest du gewollt, du hättest den Stein noch weiter geworfen!" Reinold fing an zu lachen, dankte seinem Vater für das Geschenk, und war wohl zufrieden. Als nun König Ludwig diese Worte hörte, ging er von dannen und schämte sich. Da begegnete ihm Guillon, Herr von Rodes, und Makarius Foukon; diese waren alle beide Verräther, und König Ludwigs nächste Räthe. Dieselben grüßten den König, und fragten ihn, wer das Spiel gewonnen hätte mit dem Steinwerfen? aber der König schwieg still, und gab ihnen keine Antwort; da sprach Makarius: „ich sehe wohl, gnädiger Herr König! daß Reinold Euch überwunden; aber ich weiß Rath, damit Euer Majestät bei Ehren bleibe, und ein jeglicher Euch lobe. Ihr sollt wieder in den Garten gehen, und Heymon in die Arme nehmen, daß es Jedermann sieht, und sprechen (jedoch aus einem falschen Herzen): Heymon! ihr möget Gott im hohen Himmel danken, daß er euch solchen schönen und starken Sohn gegeben hat, der aller Edelleute Meister, sowohl in der Schönheit, als in der Stärke und Geschwindigkeit ist, wie der, welcher öffent-

lich über mich gesiegt hat.“ Darnach sollet ihr zu Adelhart, seinem andern Sohne sagen; daß er mit euch in die Kammer gehe, und spiele das Schachspiel; und so er sich deß weigert, so saget zu ihm, er habe sich vermessen, er könne das Spiel besser als Ihr. Wenn er das nicht gestehen will, so saget zu ihm, daß wir drei es gehört haben; dann wollen ihn überweisen, und wenn es nöthig seyn wird, wollen ihrer noch mehr zu uns nehmen, die solches auch sagen sollen. Wenn er alsdann mit Euch zu spielen einwilligt, so sagt zu ihm, und bekräftigt das mit einem Eide: wer fünf Spiele nach einander gewinne, der soll des andern Haupt gewinnen, und solches mit keinem Geld oder Gut bezahlen. Sobald Ihr nun die Spiele alle gewonnen habt, sollt Ihr dem Adelhart den Kopf herunterschlagen; solcher Gestalt kann Eure Majestät des Reinold Uebermuth an seinem Bruder Adelhart rächen.“

Als König Ludwig diesen Rath von Makarius angehört, gefiel es ihm auch wohl, denn er ließ sich dünken, es sey keiner im ganzen Königreiche, der über ihn wäre im Schachspiel; deshalb ließ er den Adelhart zu sich kommen; Adelhart aber, als Schenk, vermeinte der König wollte trinken, lief hin zum Keller, holte ein goldenes Trinkgeschirr voll Weins und brachte es dem König Ludwig. Aber der König schüttelte den Kopf, und sprach mit zornigem Gemüth: „Ich begehre nicht zu trinken.“ Da fragte Adelhart den König, was ihm wäre, ob ihm irgend Jemand leid gethan hätte; das wollte er an demselbigen rächen. Da schlug der König alsbald nach dem Adelhart, daß ihm das Geschirr mit dem Wein aus der

Hand fiel und sprach: „Ich habe vermeint, ich hätte Blutsverwandte zu Freunden an meinem Hof, die mich vertheidigen sollten; so hab ich meine größte Feinde bei mir! Es war nicht genug, daß mich Reinold mit dem Steinwurf überwunden hat, sondern du, Adelhart, hast dich vermessen, du wollest mein Meister seyn im Schachspiel. Solches stehet mir nicht an zu leiden, denn ihr suchet mich zu erniedrigen!"

Als der König ausgeredet hatte, antwortete ihm Adelhart und sprach: „Herr König! das wird sich nicht so befinden; von solcher Vermessenheit weiß ich nichts; dieser Worte hab' ich keines gesprochen; so Jemand mir solches nachredet, der thut mir Unrecht; und ich will mich, das Schwert in der Hand, vertheidigen!" Da sprach der König wiederum: „Das hilft dir nicht, du mußt mit mir spielen, ich will es nicht also beruhen lassen!" Da nahm Makarius den Adelhart bei der Hand, und gingen mit dem König in ein Zimmer, darin war Guillon, der Herr von Rodes, mit sechs oder sieben Herren, die sprachen alle, daß sich der Adelhart vermessen hätte, er könnte besser Schachbret spielen als der König. Als Adelhart dieses angehöret, sprach er ganz sanftmüthig: „Wenn es denn nicht anders seyn kann, so muß ich es geschehen lassen."

Da brachte man zur Stund' ein schönes Spielbret. König Ludwig sprach zu Adelhart: „ich will mit dir spielen, und wer fünf Spiele hintereinander gewinnt, der soll dem andern das Haupt abschlagen." Darauf sprach Adelhart: „Gnädigster Herr König, ich spiele nicht um so ein großes Kleinod;" auch wäre es eine Schande, daß Eure Majestät ihr

Haupt gegen das meine setzen sollte, aber um Städte und Schlösser will ich mit Euch spielen. Da schwur der König einen Eid bei seiner Krone, er wolle um nichts anders spielen, als um ihre beiden Häupter. Darauf sprach Adelhart: „wohl in Gottes Namen, wenn es nicht anders seyn kann, so muß ich zufrieden seyn.“ Da gedachte Guillon bei sich selbst: „Dieß wird gut werden: der Spaß wird angenehm; wäre der König todt, so wollt' Ich noch die Krone in Paris tragen.“

Als sie nun zusammen spielten, ließ Adelhart dem König Ludwig den Vorzug, da gewann König Ludwig drei Spiele nach einander, worüber er gar vermessen ward und sagte zu dem Adelhart: „wenn ich gleich gegen deinen Bruder im Steinwerfen verloren habe, so will ich doch dir den Kopf abschlagen!“ Als Adelhart diese vermessenen Worte angehört, sprach er zu dem König: „Gnädigster Herr König! ob es Sache wäre, daß ich das Spiel gegen Eure Majestät verliere, wollt ihr mir nicht dasselbige mit Geld oder Gut lassen bezahlen?“ Da sprach der König: „Nein, Adelhart! ich nehme nicht all dein Geld und Gut für deinen Kopf.“ Da gedachte Adelhart in seinem Herzen, seufzete zu Gott, und sprach: „O du mein Gott und Herr! ich bitte dich bei dem bittern Leiden und Sterben deines lieben Sohns Jesu Christi, du wollest mir die Gnade geben, daß ich mit Ehren komme aus diesem Spiel.“ Unterdessen spielten sie immerfort, ein jeder that sein bestes, um zu gewinnen. Als sie nun lange gespielt hatten, da erhörete Gott des Adelharts Gebet, der den Gerechten niemals verlassen hat, und ließ zu, daß Adel-

hart im Spiele gewann; darüber erzürnte der König gar heftig; bald darnach gewann er das andere, das dritte, das vierte und das fünfte. Als er nun alle fünf Spiele gewonnen hatte, war er gar fröhlich, dankte Gott und sprach zum König: „Mein lieber Vetter, und gnädigster Herr König! Nun ist Eurer Majestät bewußt, daß ich Euer Haupt gewonnen habe, eurem Begehren nach; aber ich begehre solches nicht: jedoch bitte ich, ihr wollet ein andermal um solch köstlich Pfand nicht mehr spielen; der euch den Rath gegeben, den hat euer Leben gedauert!“

Ueber solche Worte ergrimmete der König sehr, ergriff das Spielbrett, und schlug damit den Adelhart in das Angesicht, daß das Blut lief; Adelhart war traurig, durfte sich nicht wehren, und lief nach dem Stall, da das Roß Beyart stand. Da kam sein Bruder Reinold und sah, daß er blutete; fragte, wer ihn geschlagen hätte. Adelhart durfte nicht sagen, daß es der König Ludwig gethan, sondern sagte „Niemand.“ Da sprach Reinold: „Mich dünkt, du lügest; du sollst mirs sagen, wer es gethan hat, so lieb ich dir bin.“ Da sprach Adelhart: „Ich habe mich gestoßen.“ Reinold glaubte es nicht, zog seine Wehr und bedrohte den Adelhart, daß ers ihm sagen mußte. Da begehrte er seines Leibes Gnade, und sprach: „Bruder! sey ruhig, ich will dir alles sagen!“ und nun erzählte er ihm den ganzen Verlauf der Sache. Da sprach Reinold zu dem Adelhart: „Ein solch gewonnenes theures Pfand will ich nicht dahinten lassen, Insonderheit eines Königs Haupt!“

Reinold und Adelhart gingen zu ihrem Vater und klagten ihm, wie es Adelhart mit König Ludwig ergangen war. Dieß erschreckte den Vater sehr, und er ward traurig. Da befahl er, man solle sich rüsten, und zu den Wehren greifen, auch die Pferde samt dem Roß Beyart heimlich aus der Stadt führen, daß es bei Hof nicht kund würde. So zog er aus der Stadt. Als nun alles fertig war, sprach Reinold; „ich will des Königs Haupt haben, es koste, was es wolle,“ zog deshalb mit seinem Bruder Adelhart die Waffen an, nahm ein bloß Schwerdt unter den Mantel in die Hand, und ging also an den Hof.

Als sie dort ankamen, stand König Ludwig da, und theilte Lehen aus, sein Vater König Karl stand bei ihm; Reinold und Adelhart grüßten König Karl, den Ludwig aber nicht. Und jetzt ergriff Reinold den König Ludwig bei dem Haar, schlug ihm das Haupt ab, und nahm den Kopf und warf ihn gegen die Mauer, daß das Blut dem König Karl ins Angesicht spritzte; darnach nahm er den Kopf wieder, gab ihn Adelhart, und sprach: „Siehe, da hast du, was du im Schachspiel gewonnen hast.“

Da König Karl den Leichnam seines Sohnes vor seinen Augen sah, ward er ergrimmt und sprach zu seinen Räthen: „O ihr edlen Herren und Grafen! die ihr mich lieb habt, helfet mir den Tod meines Sohnes rächen, der so jämmerlich durch Heymon umgekommen ist.“ Von Stund' an bewehrten sich bei zweihundert Ritter so gut sie konnten, und verfolgten Reinold, der sogleich mit seinem Bruder die Flucht ergriff, und zu ihrem Vater eilte, welcher draußen auf dem Feld, mit dreihundert Mann wohl

gerüstet lag. Als Reinold bei seinem Vater ankam, sagte er: „Vater! lasset uns fliehen, und gebt mir Beyart, denn ich habe dem König Ludwig sein Haupt abgeschlagen, und es meinem Bruder Adelhart gegeben. König Karl ist jetzt unser Feind.“ Da sprach Heymon: „Das will ich durchaus nicht thun; die von Bourbon haben es niemals gethan, sondern allezeit ihren Feind erwartet: also will ich auch thun, und den König Karl erwarten, und, wenn jemand von den Meinigen flieht, den will ich zur Stunde aufhenken lassen.“ Da Reinold das von seinem Vater hörte, ward er gar fröhlich und wohlgemuth, und sprang auf sein Roß Beyart, auf welches er sich verlassen konnte; die andern Brüder saßen auf ihren Pferden ganz wohl bewaffnet; so zogen sie mit Freuden dem König unter die Augen. Als Reinold nun den König in eigner Person ins Gesicht bekam, ritt er stracks auf ihn zu, gab seinem Pferde Beyart die Sporen, und stieß den König mit Gewalt durch Schild und Halsband, daß er von seinem Pferde fiel. Reinolds Brüder aber ritten unter den größten Haufen, und thaten großen Schaden mit Fechten, daß Wunder davon zu schreiben wäre; darnach kam Heymon ihr Vater, der entsetzte sie mit seinem Volk sonst wäre es ihnen übel gegangen; da befahl König Karl den Seinen, daß sie den Heymon mit den Seinigen umringen, und alles niederhauen sollten, was sie bekämen. Als Heymon das merkte, sprach er zu den Seinigen: „O ihr Herren und Freunde, es ist hie kein anderes Mittel; wir müssen uns wehren, so lang wir können.“

Heymons Volk wehrte sich darauf so lange, bis sie fast alle erschlagen, und ihre Pferde unter ihnen erstochen waren; aber Reinold und seine Brüder thaten ihr Bestes, und zuletzt blieben der Brüder Pferde auch todt. Doch Reinold that mit seinem Roß gar großen Schaden. Als er sah, daß seine Brüder ihrer Pferde ledig waren, hieß er sie hinter ihn auf den Beyart springen, und also rannten sie davon. Als König Karl dieß sah, daß Reinold und seine Brüder also mit dem Roß Beyart davon kamen, und ihr Vater Heymon sich noch tapfer zu Fuß wehrte, ward er traurig, fürchtete sich vor dem Reinold, er möchte sich einen Anhang machen, und ihn noch mehr überfallen. Als nun der Bischof Turpin sah, daß Heymon da stand, sich so tapfer zu Fuß wehrte, und sich nicht gefangen geben wollte, rief er ihm zu und sprach: „Heymon, gieb dich gefangen,“ da antwortete ihm Heymon und sprach: „Ja, Herr Bischof, in euer Geleit und in eure Hand will ich mich gefangen geben!“

Der Bischof ritt sogleich zum König, und fragte ihn, ob er den Heymon gefangen nehmen sollte. Da sprach der König: „Hätte ich ihn gefangen, ich ließ ihn zur Stunde aufhenken.“ Da nahm der Bischof den Heymon zum Gefangenen an; der König aber verbannte seine vier Söhne aus dem Land, und schwur bei seiner Krone, er wollte Heymon henken, und seine Schwester, Frau Aya, des Heymons Hausfrau, verbrennen lassen, weil sie solche Kinder geboren, die seinen Sohn Ludwig ums Leben gebracht hätten.

Da befahl der König dem Erzbischof Turpin, er solle

den Heymon hinrichten lassen; dieser aber sprach: „Gnädigster Herr König, das wäre eine große Schande; da ich ihn gefangen nahm, hab' ich ihm verheißen, ihn unter meinen Schutz zu nehmen; und ehe ich solches zuließe, will ich ihm lieber beifallen, und ihm helfen mit meiner Macht!“ Ebenso sprach der stolze Roland, und andere mehr: „Herr König, es wäre nicht recht, daß man ihn hinrichten ließe, dieweil man ihm sicher Geleit zugesagt hat; zudem hat er sich auch ritterlich gewehrt, daß Wunder davon zu sagen wären.“ Er aber sagte zu ihnen allen: „ich will gleichwohl, daß er sterben soll, und Frau Aya, seine Hausfrau, will ich verbrennen lassen, es koste, was es wolle!“

Hierauf antwortete ihm Graf Roland und sprach: „Allergnädigster Herr König, das wäre die größte Schande, und ich weiß, es wird niemand von euren Genossen und Herren solches zugeben.“ Der König fragte Roland: „Stellest du dich gegen mich, Roland? „Nein,“ sagte Roland, „aber ich sage, es wird von euren Edelleuten nicht zugelassen werden, daß man den Heymon umbringe, und eure Schwester, Frau Aya, verbrenne; sie würden viel lieber alle darum sterben, oder gegen eure Majestät streiten, und sich auflehnen.“ Als der Ritter Foukon dieses hörte, sprach er zum König: „Gnädiger Herr! allhie ist Bertram mein Sohn, denselben hab' ich auch sehr lieb, und ob er etwas Uebels thäte gegen eure Majestät, so soll ich das entgelten müssen! Darum, ob Reinold mit seinen Brüdern etwas gegen euch gehandelt habe, was können die Eltern dafür?“ Da sprach der König zu Foukon: „Sofern mir Heymon ange-

loben will, daß er mir seine Kinder in meine Hand liefere, will ich ihn und seine Hausfrau ledig lassen.“ Dieses hörte Bischof Turpin, und gab Heymon den Rath, er sollte solches dem König verheißen. Da schwur Heymon und Frau Aya einen Eid bei St. Dionysii Haupt im Beiseyn vieler Herrn von Adel, daß sie dem König ihre Kinder liefern wollten, nach seinem Gefallen mit ihnen zu handeln, sofern es ihnen möglich wäre.

Reinold und seine Brüder kamen inzwischen in aller Eil zu dem Schloß Pierlamont; da erzählten sie, was sich begeben hätte, wie sie ihren Vater zu Fuß verlassen und tapfer gegen seine Feinde gestritten hätten; über welches Alle ganz traurig waren. Darum kam Heymons Bruders-Tochter, welche eine schöne Jungfrau war, die fragte den Reinold, was er Gutes zu Hofe vernommen hätte? Da antwortete Reinold: „Ich hab' da nichts Gutes vernommen, denn ich hab' Ludwig des Königs Sohn erschlagen!“ Als die Jungfrau das hörte, erschrack sie und sprach: „Nun werden meine Vettern aus dem Land vertrieben, und ich sehe meinen Oheim nimmermehr!“ Wie das Gespräch sich nun also geendet hatte, hieß man die vier Brüder zum Essen gehen; und als sie gegessen hatten, begehrten sie, daß man sie mit allem, was ihnen nöthig wäre, versehen sollte, und dasselbige auf ein Kameel laden mit allen

Kleinodien ihres Vaters; denn sie müßten verreisen. Da befahl die Jungfrau, daß man thue, was ihre Vetter begehrten.

Sobald nun alles fertig war, rathschlagten sie, wo sie ihren Weg hinausnehmen wollten; endlich wurden sie des Raths, daß sie nach Spanien reisen wollten, und den König Saforet besuchen; denn sie wußten wohl, daß sie bei ihm angenehm seyn würden, weil ihr Vater vor Zeiten bei jenem König sieben Jahre gewesen. Als dieser König die vier Brüder von weitem kommen sah, kannte er sie an ihren Waffen, und sprach zu den Seinigen: „Die da kommen, das sind des Heymon von Dordone Kinder, das sehe ich wohl, und so die bei mir bleiben wollten, will ich sie bei mir behalten, denn sie scheinen tapfer und männlich zu seyn, und wenn sie die Art von ihrem Vater haben, so dürften sie ihrem Feind unter die Augen ziehen!“ Indeß ließ der König die Brücken nieder, um die Herren willkommen zu heißen, die ihm mit großer Ehrerbietung entgegen gingen, und ihn grüßeten. Und er grüßte sie wiederum, und fragte, wo sie hinwollten, und was sie begehrten. Da sprach Reinold: „Gnädigster König, ich und meine Brüder begehren bei Euch Dienst und Unterhalt.“ Der König antwortete: „Wenn ihr wollet an unser Gesetz und an unsern Gott glauben, so will ich euch Unterhalt geben.“ Da sprach Reinold: „Mein Herr König, soll ich euren Abgott glauben, und von meinem wahrhaftigen Gott abfallen, der Himmel und Erden gemacht und uns erlöset hat mit seinem theuren Blut am Stamm des Kreuzes? Dafür behüte mich Gott!

Hierauf sprach der König Saforet: „Ich schwöre bei meinem Gott Mahomet, ich will euch Unterhalt geben und ihr sollt kein Mangel haben, wenn ihr mir treulich dienen wollt! Gehet hin in das Castell, und behaltet das zu euer Wohnung, und gebet mir euren Schatz aufzubewahren! Wann es euch gefällt, und ihr euch weiter begeben wollet, so will ich ihn euch wieder geben; wollet ihr aber euer Lebenlang bei mir bleiben, so sollet ihr alles genug haben, und ich will euch reichlich besolden!“ Reinold, dieß hörend, ward froh, gab dem König seinen Schatz zu bewahren, und ritt mit seinen Brüdern auf das Castell, auf welchem sie alle Nothdurft fanden. Dasselbige war stark und schön; und sie blieben bei dem König Saforet mehrere Jahre in Hispanien und dienten ihm getreulich in drei Kriegen, die er führte. Als sie nun viel ritterliche Thaten vor dem Könige gethan hatten, fing der Mangel bei ihnen an, und sie wurden von des Königs Volk wenig geachtet. Da begehrte Reinold vom König, er sollte ihm sein Gut wieder geben, er müßte sich rüsten mit seinen Brüdern. Darauf sagte der König ja, er wollte es thun; aber es folgte nichts darauf. Als Reinold sah, daß nichts erfolgte, ward er sehr zornig, und sprach zu seinen Brüdern: „Ich gelobe Gott, so uns der König unser Gut nicht wieder giebt, so will ich ihm thun, wie ich König Ludwig gethan habe.“ Darauf sagte Adelhart: „Brüder, wenn ihr diesen König schlaget, so wüßten wir nicht, wo wir bleiben sollten.“ Da sprach Reinold wieder: „Was ist's, daß wir länger bleiben; hätten wir viel Goldes, es würde hie zu Kupfer werden; man giebt uns ja nichts

zum Lohne!“ rief einen Diener, genannt Wendel, und befahl ihm, er sollte zum König gehen, und ihn fragen, ob er ihnen Unterhalt und Kleider geben wollte oder den Schatz, den sie ihm aufzuheben gegeben haben;“ „und ihr sollt,“ sprach er, „fleißig acht geben auf die Worte, die er wieder antworten wird; und so er sich weigert, so sollt ihr sagen, es würde ihn über kurz oder lang gereuen!“

Als der Diener zum Könige kam, begrüßte er denselben nach alter Gewohnheit und sprach: „Gnädigster König, meine Herren lassen euch bitten, es wollen Eure Majestät sie mit Kleidern und anderm Unterhalt versehen, oder ihnen ihren eigenen Schatz wieder geben, den sie euch gegeben haben; denn sie sind dessen benöthigt.“ Der König gab ihm harte Antwort, und sprach: „Gehe aus meinen Augen, und sage deinen Herren: wo sie mir viel Wesens machen, so will ich sie henken lassen!“ Da sprach der Diener: „Gnädigster Herr! das wäre nicht recht, daß ihr sie sollet henken für die treuen Dienste, die sie Euch geleistet haben.“ Dann befahl der König, den Jüngling zu fassen und zu strafen um der Worte willen, die er geredet hatte. Da schlug man ihn tapfer, und er wurde zum Pallast hinausgestoßen und entrann. Als er nun also übel zugerichtet zum Reinold kam, fragte dieser den Knaben, wer ihm Uebels gethan hätte? Da sprach der Knab: „das hat mir des Königs Marschall auf Befehl des Königs gethan.“ Reinold sprach: „Warum hat er dich geschlagen?“ Da sprach der Knabe ferner: Weil ich dem König sagte, was ihr mir befohlen habt! Der König sprach: Ihr wäret Fremdlinge, und hättet euren Vater ermordet,

er gedenke euch nicht eines Hellers werth wieder zu geben!“ Als Reinold dieß hörte, ward er zornig, rief seinen Brüdern Rittsart und Writsart und sprach: „Ich befehle euch, daß ihr nun das Roß Beyart aus der Stadt führet und euch heimlich waffnet, und du Adelhart sollt mit mir gehen; wir wollen uns auch waffnen und unser Gewehr mit uns nehmen, und unsern Harnisch unter den Mantel anlegen, dann zum König gehen und ihn selbst fragen: ob er uns das wieder geben will, was wir ihm aufzuheben gegeben haben. So er das verweigert, so verspreche ich dir, daß ich sein Haupt nehme für unsern Schatz, und das mit über Land führe!“ Adelhart sprach: „Es ist ein bös Pfand, ich nähme wohl etwas besseres!“ Da sprach Reinold: „es ist nicht viel werth; aber ich kühle doch meinen Muth damit!“

Darnach ging Reinold und Adelhart mit einander nach Hof; mittlerweile rüsteten Rittsart und Writsart das Roß Beyart und sich selbst auch. Als sie zu Hofe kamen, saß der König mit allen seinen Edeln über der Tafel. Vor den Herren angekommen, fielen beide auf ihre Knie, und segneten ihnen die Mahlzeit mit einem freundlichen Gruß. Der König sah sie an, aber er redete nicht mit ihnen. Wie Reinold das sah, sprach er mit trotzigem Gemüthe: „Gnädigster König, es ist ungefähr drei Jahr, daß ich und meine Brüder Eurer Majestät getreulich gedienet haben und unsern Leib und Leben für Euch dargestreckt; für welches alles wir von Eurer Majestät nicht einen einzigen Sporn an unsere Füße bekommen haben, geschweige unsere Belohnung; bitte derohalben, Ihr

wollet Mitleiden mit uns haben und helfen, daß wir Unterhalt bekommen; es ist uns nicht möglich, länger so zu leben!“ Aber der König schlug sein Angesicht nieder und wollte sie nicht ansehen. Als nun Reinold sah, daß der König sich an nichts kehren wollte, liefen ihm die Augen über; er seufzete heftig, und sprach abermal: „Herr König, so ihr uns keinen Unterhalt geben wollet, so gebet uns zum wenigsten unsern Schatz wieder, den wir Euch aufzubewahren gegeben haben, und lasset uns unsern Weg hinziehen! Zu dem sollt ihr wissen, Herr, daß ich noch nicht zufrieden bin, daß man mir meinen Knecht also jämmerlich geschlagen; und der das gethan hat, denselben wird es noch gereuen!“ Jetzt sagte der König mit zornigem Muth, und schwur bei Mahomet: „Es ist genug; und ständet ihr mit diesen Worten allhier bis in alle Ewigkeit; ich gebe euch nicht eines Pfennigs werth, denn ihr seyd Fremdlinge allhie!“ Da fiel ein Markgraf dem König in die Rede und sprach; „Warum soll man euch etwas geben? Es ist noch nicht lang, daß du deines Vetters Sohn, welcher euer Herr und König war, todt geschlagen; darum so gehet hin; ich gebe euch nichts!“ Reinold ward zornig und sagte: „ich will es gleichwohl wieder haben, es koste, was es wolle;“ zog seine Wehr und sprach: „Nun sollet ihr mit dem Leibe zahlen!“ Da rief der König um Gnade und sprach: „Ich will euch Unterhalt samt eurem Schatz, den ihr geliefert, wieder geben; verschont meiner:“ Aber Reinold sprach: „Nein, Ihr habt mir es schon verweigert, als ich Euch darum gebeten habe; es hilft nichts; dazu heißet ihr mich und meine

Brüder Fremdlinge; ich will dasselbe nun rächen, oder es muß mir an meiner Macht und Wehr mangeln!" Dann holte er aus, und hieb dem König den Kopf ab, gab den seinem Bruder Adelhart, und sprach: „Binde denselben an unser Pferd, denn wir müssen leider ihn für unsern Schatz annehmen!"

Alsbald ward großer Aufruhr in der Stadt Aquitania, ein jeder waffnete sich, um den Tod des Königs zu rächen. Unterdessen floh Reinold mit seinem Bruder Adelhart nach dem Rosse Beyart, und sprangen alle vier darauf. Da kam des Königs Bruder Riant mit einem Haufen Volks, und wollte den Reinold samt seinen Brüdern bestreiten; er stieß mit Gewalt auf Reinold, und Reinold wieder auf ihn dergestalt, daß Riant getroffen ward, vom Pferde fiel und starb. Alsbald gab er dem Roß Beyart die Sporen, und sagte zu dem Thier: „Du mußt uns heute aus der Nothhelfen!" Die Worte verstund Beyart, that nicht anders, als ob es unsinnig wäre, schlug und zerriß Alles, was es erreichen konnte, und brachte viel Volk um. Darnach kam noch ein heidnischer Ritter mit vielem Volk, und hoffte Reinold zu erschlagen. Reinold ward auf seinen Schild geschlagen, daß ein Stück davon sprang. Unterdessen kam der Ritter neben dem Adelhart hergeritten, dieser schlug ihm den Kopf in zwei Stücke, daß er todt von seinem Pferd fiel. Und nun begaben sie sich mit ihrem Roß Beyart unter das Volk, zerschlugen alles, was da war, und kamen also durch des Feindes Heer. Als sie nun an einen Ort gelangten, wo sie vor ihrem Feinde sicher waren, verband einer dem andern seine Wunden.

Indem versammelte sich das Heer wiederum, und folgte dem Reinold nach. Adelhart sprach: „ich weiß nicht, Bruder, wo wir hinaus sollen, daß wir unsers Lebens gesichert sind. Deßgleichen sagte Reinold auch. Da sagte Writsart: „Es müßte ein wunderliches Ding seyn; soll uns denn die ganze Welt zu klein seyn, daß wir nirgends bleiben können?“ Rittsart verwunderte sich über diese Reden und sprach: „Wenn ihr denn nicht wisset, wo wir bleiben können, so weiß Ich uns einen Aufenthalt!“ „Was ist das, fragte Reinold, Bruder?“ Rittsart sprach: „Lasset uns ziehen nach Tarragona zu dem König Yvo; der ist dem Könige Saforet todfeind, denn er erschlug Yvo's Vater und auch seiner Brüder zween, und verheerte ihm sein ganzes Land!“ „Ja, sprach Reinold, es ist dem so; lasset uns dahin gehen; wir werden daselbst gar willkommen seyn, und Unterhalt bekommen; und wißt ihr, was thun? Wir wollen dem König Saforets Haupt überreichen, das wird ihm gar angenehm seyn!“ Dessen wurden die Brüder bald einig, und ritten mit ihrem Roß Beyart nach Taragona. Als sie nun nahe an des Königs Castell waren, erfuhren sie, daß König Yvo mit seinem ganzen Hofgesinde über der Tafel war. Da sprach Writsart: „Lieben Brüder! nun sind wir außer Gefahr unsers Leibs, Gott sey Lob und Dank! Ihr wisset, daß wir nicht geschlafen haben, sind auch gar müde; lasset uns ein wenig nieder sitzen und ruhen!“ „Wohlan, sprach Adelhart, lasset uns dieß thun!“ So legten sie ihren Harnisch unter ihre Häupter, und schliefen, bis der König Yvo seine Mahlzeit geendigt hatte.

Als die vier Ritter nun ausgeschlafen hatten, saßen sie wieder auf ihr Roß Beyart, und eilten auf das Castell zu, wo der König Hof hielt, nahmen das Haupt des Königs Saforet mitsamt der Krone, steckten es auf Reinolds Speer, ritten also nach dem königlichen Hof. Der König stand in eigener Person auf der Zinne, und sah sie herein kommen; er sagte zu denen, die bei ihm waren: „Stehet auf, meine Freunde, da kommen vier vornehme Personen auf Einem Roß; was mögen die uns Gutes bringen wollen? Es ist das größte Roß, das ich in meinem ganzen Leben gesehen habe!" Der König eilte mit seinem ganzen Adel hinunter, um zu vernehmen, wo sie herkämen, und was ihr Anliegen oder Vorhaben wäre. Als Reinold samt seinen Brüdern den König sahen, stiegen sie von ihrem Roß Beyart, fielen dem Könige zu Fuß, und bewiesen ihm große Ehrfurcht; sie reichten ihm das Haupt Saforets dar, und sprachen zu dem König: „Gnädigster Herr und König, dieß ist das Haupt eures abgesagten, größten Feindes Saforet, das wollen wir Euer Majestät als ein geringes Geschenk verehrt haben; wo wir Euch in irgend etwas dienen können, wollen wir jederzeit dazu bereit und willig seyn!"

Der König Yvo nahm das Haupt mit höchstem Dank an, hieß sie willkommen, und versprach ihnen guten Unterhalt; er befahl in aller Eile ein köstliches Mahl zuzurichten, das Reinold und seine Brüder mit ihm verzehren sollten. Als sie nun zur Tafel saßen, fragte der König, wer sie wären, und wo sie den König Saforet erschlagen hätten? Da antwortete Reinold und sagte: „Gnädiger Herr, unser

Vater heißt Graf Heymon von Dordone, von dem Geschlecht Bourbon; mein ältester Bruder ist Rittsart genannt, der andere Adelhart, der dritte Writsart; ich bin der jüngste und heiße Reinold.“ Als der König dieses hörte, empfing er sie, als wenn sie seine Kinder gewesen, und ließ sie herrlich kleiden und wehrhaft machen. Bald darnach rüstete sich der König zum Krieg. Er wollte sich an Saforets Landschaft rächen und versammelte ein groß Volk. Reinold befahl das Roß Beyart zu satteln, und so setzten sich wieder alle vier darauf, und fielen mit aller Gewalt in Saforets Land ein, und erschlugen alles, was ihnen vorkam, was männlich war. Dieß dauerte fast drei Jahre. Unterdessen ließ der König Yvo starke Vesten und Castelle bauen, das Land damit im Zwang zu halten. Alles, was sie anfingen, das schlug zum Glück aus, und die vier Gebrüder thaten ihr Möglichstes. Also dienten sie dem König Yvo vier ganze Jahre, und erhielten große Ehren, Geschenke und Kleinodien.

Wie nun der König von Frankreich vernommen, daß Reinold mit seinen Brüdern in Tarragona bei dem König war, so schickte er einen Gesandten zu ihm mit freundlichen Worten und dem Begehren, er möchte ihm die vier Brüder gefänglich abliefern, denn sie hätten ihm seinen Sohn Ludwig erschlagen. So bald dieses der König vernommen, versammelte er heimlich seinen Rath, und legte ihnen des Gesandten Auftrag vor: wie daß König Karl von Frankreich begehre, er solle ihm die vier Brüder gefänglich zuschicken, wenn er sein Freund bleiben wolle.“ Was dünket euch aber, ihr Herrn? scheint euch solches rathsam zu

seyn? rathet mir hierin das beste, damit ich in meiner Ehre bleibe; denn durch die vier Brüder habe ich meine Feinde überwunden!“ Da sprach der Herzog von Ripemont zu dem Könige: „Gnädigster Herr König, ich habe vor dieser Zeit wohl vernommen, daß Jene dem Könige von Frankreich großen Trutz und Uebermuth gethan haben, und ihm seinen Sohn Ludwig erschlagen. Damit nun Eure Majestät nicht in des Königs von Frankreich Ungnade komme, so rathe ich, daß man sie ihm gefänglich zuschicke. Ebenso sprach auch Herr Andell. Als ein andrer Edler, Herr Hugo von Averna diesen Vorschlag hörte, ward er zornig und sprach: „Vermaledeyt sey dieser Rath: so Eure Majestät das thut, und überliefert sie dem König von Frankreich, so wird man Euch über tausend Jahr einen Verräther schelten. Es wäre nicht weislich gehandelt, denn sie haben manchen Heiden erlegt, und Euch in dem ganzen Heidenlande berühmt gemacht.“ Darauf sprach der König zu einem Edelmann genannt Israel, und fragte ihn, was er dazu sage: „Gnädiger Herr und König, antwortete er, es wäre Eurer Ehre zuwider, daß ihr diese vier Ritter solltet nach Frankreich schicken, daß sie ums Leben kämen. Wann Ihr des Königs Ungnade fürchtet, lasset sie in ein ander Land ziehen, wo sie sich vor König Karl nicht fürchten.“

Dem Könige gefiel dieser Gedanke am besten; er hatte ein groß Mitleid mit Reinold und seinen Brüdern, daß er sie verlassen müße, wegen der treuen Dienste, die sie ihm geleistet hatten; aber auf Begehren wollte er diesem Rath nachkommen. Darauf sprach Herr Hugo zum König: „Es ist nicht rathsam, daß man Andells und des Herzogs

von Ripemont Vorschlag befolge; denn sie sind beide von einem Geschlechte, das keinem wohl räth. Dieweil nun Eure Majestät den Reinold samt seinen Brüdern so ungern verliert, und sie Euch allezeit gar getreu und hold gewesen sind, so thätet Ihr uns auch einen großen Gefallen, und es wäre dem Lande nützlich, wenn Ihr dem Reinold Eure Tochter Clarissa zur Gemahlin gäbet, hernach die Steinklippen in den Grund risset, und ließet ihm darauf ein ansehnliches und vestes Schloß aufbauen; und wenn es Gott gefiele, daß er junge Erben mit ihr bekäme, so würde er seine Sache gegen König Karl wohl selbst verantworten, denn er ist von einem so gewaltigen Herkommen, daß er König Karls Gewalt nicht fürchten darf; darum mag Eure Majestät in guter Ruhe leben.“ Sobald König Yvo diesen Rath angehört, war er wohl zufrieden und gedachte: „möchte es nur so weit gerathen, daß Reinold und seine Brüder bei mir bleiben, so wollte ich keinen König noch Fürsten fürchten;“ darauf ließ er alle vier zu sich fordern.

Als sie nun vor ihn kamen, fielen sie auf die Knie nieder, und erzeigten dem König alle gebührende Ehre. Reinold fragte den König, was sein Begehren wäre. Darauf antwortete ihm dieser: „Allhier habe ich ein Schreiben vom König Karl aus Frankreich, dessen Inhalt ist, daß ich euch und eure Brüder ihm ausliefern solle, damit er nach Gefallen über euch verfügen könne; aber das will ich durchaus nicht thun; ich will kein Verräther seyn. So ihr wollt nach Polen oder nach Calabrien oder anders wohin in der Welt ziehen, so will ich

euch mit einem schönen Geschenke begaben, und verspreche auch, euch nimmer in der Noth zu lassen.“ Da antwortete ihm Reinold und sprach: „Allergnädigster Herr und König, gegen die Gewalt Königs Karl können wir allein nicht bestehen; aber Eure Majestät hat dort noch eine starke und hohe Steinklippe, die wollet mir schenken, so will ich darauf eine starke Festung bauen, daß ich des Königs Karl Gewalt nicht fürchten darf.“ König Yvo antwortete: „Reinold, wenn ich dir die Steinklippe gebe, und du bauest eine Festung darauf: du zwingst mein ganzes Königreich, zudem auch die Landschaft Gascogne!“ Da sagte Reinold: „Ach nein, gnädiger Herr und König, das begehre ich nicht zu thun, vielmehr will ich angeloben, wenn jemand euch würde mit Krieg angreifen, so will ich Euch vertheidigen, als wenn ihr unser Vater wäret.“ Darauf sagte der König: „ich will mich bedenken und berathen, und dir eine gute Antwort geben.“

Sogleich ließ er seinen Rath zusammen fordern, und trug ihnen Reinolds Begehren vor; darauf sollten sie sich entschließen und Antwort geben. Da sagte Herr Israel zuerst seine Meinung, und sprach: „Ich rathe, Herr König, daß ihr ihm die Tochter sammt der Steinklippe gebet, und lasset ihn darauf bauen, was er begehret, das wird Euer Majestät große Ehre bringen, und man wird euch allenthalben desto mehr fürchten.“ Andell aber sagte: „Was ist das? wollt ihr denn König Karl beleidigen? wenn er solches vernähme, so fiele er mit Gewalt ins Land und nähme unsern König, Reinold und seine Brü-

der gefangen, und liesse sie alle henken, und verheerte das ganze Land! das wäre immer eine Schande."

Diese Worte verdroßen den Herrn Andernell, er schlug den Andell in das Gesicht, daß er todt zur Erde fiel, und sagte, „da hast du den Lohn für deinen guten Rath." Als der König das sah, sprach er: „Lasset das bleiben, meine lieben Herren; denn ich will Reinold meine Tochter geben und die Steinklippe; dafür soll er samt seinen Brüdern zu jeder Zeit mir beistehen, wo ich sie vonnöthen haben werde, als wenn ich ihr Vater wäre." Da ließ der König den Reinold vor sich kommen, und sagte: „Reinold, mein lieber Sohn, ich weiß, du bist von gräflichem Stamm; so du und deine Brüder mir wollen getreu seyn, so will ich dir meine liebste Tochter zur Gemahlin geben, dazu die Steinklippe und den halben Theil meiner Güter, und magst du darauf ein Kastell bauen lassen, so stark und fest du immer willst, damit du sicher seyest vor dem König Karl in Frankreich, er kann dir darauf kein Leid thun, und läg' er hundert Jahre davor." Dafür dankte Reinold dem König Yvo sehr höflich, und ließ sich alsbald nach christlichem Gebrauch einsegnen, die Hochzeit aber ward auf eine andere Zeit gehalten. Als nun das Hochzeitmahl vorüber, und alle Kurzweil vollbracht war, ließ Reinold Zimmerleute, Steinmetzen und andere Meister zusammen berufen, und ließ da ein schönes und festes Kastell bauen, von lauterm Marmorstein, gar hoch und mit vier Mauern umfangen; das nannte er Montalban. Darnach ließ er allenthalben ausrufen, wer daselbst hin wollte kommen zu wohnen, den wolle er beschützen

und beschirmen, und sie alle frei lassen von allen Beschwernissen. Als dies Gerücht unter das Volk kam, sammelten sich an fünfzehn hundert Mann, welche da zu wohnen begehrten. Hierauf verlangte er vom König Yvo, er sollte auch einmal dahin kommen und ihn besuchen. Als der König nun zu ihm kam, besah er das Kastell und sprach: „Sohn, du hast allhier ein schön und mächtig Stück Werks gemacht. Gott gebe dir Glück und Heil damit, wie ist sein Name?“ Da antwortete Reinold, weil es auf einer weißen Marmorklippe steht, so habe ich es Montalban oder Weißenstein genannt.“ So schieden sie von einander.

Nun geschah es, daß König Karl, mit seinem Neffen Roland und andern Rittern, sich rüstete und wollte nach St. Jacob in Gallicien reisen; und als sie in König Yvo's Land kamen, sah König Karl das schöne und gewaltige Kastell an, und merkte, daß es fast unüberwindlich war. Sie fuhren eben übers Wasser in das Land, das König Yvo dem Reinold mit seiner Tochter gegeben hatte. Da fragte er, wer das Schloß erbaut hätte, und wessen es sey. Roland ging zu einem Ackersmann und fragte denselben, wem das Kastell zugehöre. Da sprach der Mann: „Ein Graf hat es bauen lassen, um sich zu wehren gegen seine Feinde.“ Nun fragte

Roland, wie er heiße. „Reinold, antwortete er, er hat auch drei herrliche Brüder, und die Stadt ist sein.“ Als Roland allen Bescheid eingenommen, eilte er wieder zum König und sagte ihm, wie er vernommen, daß Reinold es gebaut hätte. Darüber ward der König zornig und gebot Roland, er sollte hingehen und Reinold sagen, daß er ihm das Kastell, die Stadt und auch seine Brüder ausliefern solle; dann werde er ihnen alle ihre Missethat verzeihen; wenn er sich dessen weigerte, so werde es ihm übel gehen. Dann will ich, sprach er, mit meiner ganzen Macht kommen, das Land verderben, und ihn sammt seinen Brüdern aufhenken lassen.“

Roland merkte sich des Königs Meinung, ritt nach Montalban, grüßte Reinold samt seinen Brüdern und seinem ganzen Hausgesinde freundlich, und sprach: „Es ist des Königs Wille und Meinung, und hat derselbe mich zu dem Ende hergeschickt, daß ihr ihm das Kastell Montalban samt der Stadt überantworten, und kommen sollet mit allen euern Edelleuten, ihm zu Fuß fallen und um Verzeihung eurer Missethat bitten: so will er euch alle zu Gnaden annehmen.“ Da antwortete Reinold und sprach: „Ich gebe nicht eine Kirsche um den König Karl, er liegt mir lieber sieben Jahre in meinem Lande.“ Als Roland dies hörte, sprach er: „Vetter, wie so? Wollet ihr euch gegen König Karl aufwerfen? Ihr habt seinen Sohn Ludwig erschlagen!“ Da sprach Reinold: „ich frage nichts darnach, es gehe mir darüber wie Gott will!“ Roland zog wieder zum König, und meldete ihm Reinolds Antwort. Als der König diese vernommen, ward er zor-

nig und schickte König Yvo einen scharfen Brief, mit dem Inhalte, daß er sein Todfeind wäre, darum, daß er seine Feinde in seinem Lande beherberge. Als aber König Karl wieder nach Frankreich kam, versammelte er viel Volks, zog dem Reinold in sein Land und belagerte Montalban. Da Reinold das sah, versammelte er auch sein Volk, um das zu entsetzen. Und König Karl blieb ein ganz Jahr im Land, und verderbte es mit Brennen und Sengen, verlor aber viel Volk, so daß er zuletzt wieder abziehen mußte.

Jetzt hatten die Brüder wieder Frieden. Da geschah es auf eine Zeit, daß Reinold seine Brüder zu sich berief und zu Writsart sagte: „Lieber Bruder, du bist mein Trost und meine einzige Hoffnung; es ist nun sieben ganzer Jahre, daß wir unsere Mutter nicht gesehen haben, darum ist mein Herz also traurig, und wenn ich sie nicht bald sehe, so muß ich sterben.“ Da sprach Adelhart: „Bruder, was soll dies werden? Du weißt wohl, daß unsere Eltern haben schwören müssen, daß sie uns alle vier dem König Karl ausliefern wollen!“ Da sprach Reinold: „den Eid achte ich gering, denn es ist natürlich, daß sie die Kinder lieben. Es gehe wie es wolle, ich muß meine Eltern sehen; auch weiß ich uns guten Rath: wir wollen hingehen in den Wald bei Bordeaux, daselbst der Pilgrime warten und sie bitten, daß sie mit uns die Kleider vertauschen; dann gehen wir als Pilger durch das

Land nach unsern Eltern.“ Dieser Rath gefiel den Brüdern gar wohl, und sie begaben sich auf die Reise nach dem Wald.

Wie sie nun daselbst waren, kamen nach einer Weile vier Pilgrime von dem heiligen Lande, und hatten Palmzweige in ihren Händen. Als sie mit diesen zusammen kamen, hieß Reinold sie willkommen und begehrte, daß sie mit ihnen die Kleider tauschen sollten. Da die Pilger das hörten, waren sie erschrocken, verstanden Reinolds Meinung nicht, und einer aus ihnen sprach zu Reinold: „Wie, Reinold, bist du nun ein Räuber worden? wie geht dies zu, wie lang hast du dies getrieben? Gewiß, wenn ich lebendig wieder nach Frankreich komme, so will ich bei dem König über dich klagen!“ Als der Pilger dies sagte, zog der Reinold sein Schwert aus, und wollte den Pilger schlagen; da fiel ein anderer dazwischen und sprach: „Gnädiger Herr, wir begehren Gnade von euch; wir sind arme Pilgrime und kommen von Jerusalem, nehmet unsere Kleider und thut damit nach eurem Gefallen.“ Da sagte Reinold: „Freund, du thust wohl daran, und wenn du das nicht gethan hättest, so wäre dein Mitbruder todt.“ Da zogen sie ihre Kleider aus, und gaben sie Reinold und seinen Brüdern; darnach ließ er die Pilgrime ihre Straße gehen. Nachdem sie die Kleider angezogen, machten sie sich zu Fuß auf den Weg nach Pierlamont, und als sie dahin kamen, fanden sie, daß das Thor verschlossen war. Da klopften sie an; der Thorhüter kam und fragte, wer da wäre und was sie begehrten. Da antwortete Reinold: „Mein lieber

Freund, lasset uns arme Pilgrime durch, wir kommen von Rom und andern Städten mehr; nun haben wir Hunger und Durst, deshalb bitten wir, ihr wollet uns zu essen geben, und uns hernach ruhen lassen um Gottes willen!“ Der Thorhüter sagte zu ihnen: „Und bittet ihr noch so sehr, so darf ich euch doch nicht einlassen.“ „Warum?“ fragte Reinold. „Das will ich euch sagen, sprach Jener, weil unsere vier Söhne gefangen seyn sollen, nämlich Rittsart, Writsart, Adelhart und Reinold. Aber ich sage euch, Freund, ihr sehet dem Reinold so gar ähnlich, und wenn euer Bart nicht so lang wäre, so sagte ich für gewiß, ihr wäret der stolze Reinold!“ Da sprach Reinold wiederum: „Freund, ich bitte euch um Gotteswillen, lasset uns ein; der liebe Gott wolle die Brüder erretten von der Hand Königs Karl, so er sie gefangen hat; oder, sind sie anderswo, so wolle sie Gott bewahren!“

Als Reinold diese Worte geredet, gefiel das dem Pförtner so wohl, daß er sprach: „Ich will euch einlassen zu unserer Frau, die euch ersättigen wird um unserer vier Herren willen.“ Da öffnete der Pförtner das Thor, und sie gingen ein und fanden ihre Mutter im Saal sitzen; sie grüßten sie nach Schuldigkeit, das dankte ihnen ihre Frau Mutter. Da sagte Reinold: „Frau, wir kommen von Rom und von St. Jakob in Gallicien, und von andern Städten mehr; wir haben noch niemals solchen Hunger gehabt, wie jetzt; darum gebet uns etwas zu essen, auf daß ihr des Segens unserer Pilgerfahrt auch theilhaftig werdet!“ Da sagte die Frau: „seyd zufrieden und wohlgemuth, ich will euch gewiß geben!“ Sie setzte

sie dann an eine Tafel, und brachte ihnen zu essen und zu trinken genugsam. Als sie sich satt getrunken hatten, sprach Reinold: „Frau, gebet mir des Weins noch einen Trunk, so will ich König Karl meinen Vetter nicht mehr fürchten!“ Als Adelhart das hörte, erschrak er von Herzen sehr, und stieß den Reinold mit der Hand auf die Brust, daß er darnieder fiel, denn er war ganz trunken. Als Frau Aya das von Reinold hörte, und sah, daß Adelhart ihn um der Worte willen strafe und sehr erschrocken war, fiel sie dem Reinold um den Hals mit großen Freuden, und konnte von ihm nicht ablassen, bis sie Adelhart aufnahm. Dieses alles sah einer der Edlen an ihrem Hofe, der König Karl gar günstig war, der sprach zu der Fürstin: „Frau, ich sehe wohl, daß es Reinold euer Sohn und seine Brüder sind, die den König Ludwig erschlagen haben. Nun sage ich euch, kommt eurem Eid nach, den ihr geschworen, lasset sie gefangen nehmen, und schicket sie dem König Karl von Frankreich. So ihr das nicht thut, so ich will zum König reiten und ihm anzeigen, wie ihr eure Kinder und Insonderheit Reinold den Mörder, wider euer Versprechen, heimlich an euerm Hofe behalten; und wenn er solches von euch hören wird, so wird er nicht unterlassen, sie allhier holen zu lassen, sie vor Gericht stellen, wegen des Todtschlags, und sie darnach mit ihrem Vater Heymon hinrichten und euch selbst verbrennen lassen!“

Ueber diese Rede ward die Frau voll Zorns und sprach: „Pfui, du Treuloser, willt du mein Verräther seyn und hast mein Brod so lang gegessen? Und wenn mein Bru-

der noch tausendmal mehr über mich zürnte, und ich müßte ihm noch einen Eid schwören: so begehre ich ihm meine Kinder doch nicht zu schicken, daß er sie ums Leben bringen sollte!" Als der Verräther sah, daß er bei der Frau nichts ausrichtete, lief er eilends zu Heymon, redete ebenso mit ihm, und brauchte noch mehr andere Drohworte, als er zuvor gegen die Frau gebraucht. Da ward Heymon zornig, ergriff in aller Eile einen Prügel, schlug den Verräther, daß er starb, und sprach: „Nun weiß ich gewiß, du wirst dem König nichts sagen!" Dann rief er seinen Edelleuten, und befahl, sie sollten sich waffnen, und ihm seinen Sohn Reinold samt seinen Brüdern helfen fangen; auf daß er sie dem König Karl samt seinem Eid zuschicken möchte. Da zogen sie ihre Waffen an, und gingen mit Heymon vor den Saal, in der Meinung, er wolle sie ergreifen. Als Adelhart das inne ward, seufzte er zu Gott, und sprach: „Nun wolle uns der Herr und seine liebe Mutter beistehen; denn wir sind in großen Sorgen; ich sehe meinen Vater kommen mit einer Menge Volks, um uns zu fangen!" Und nun lief er zur Mutter und sagte: „Mutter, wißt ihr uns keinen Rath zu geben, daß wir unserm Vater möchten entrinnen? Reinold liegt fast todt in Ohnmacht!" Da sagte die Mutter: „ich weiß keinen Rath, sondern traget Reinold hinein und verwahret die Thür, daß niemand zu euch kann, denn es ist das beste Gemach im Castell." Sie folgten ihrem Rath und trugen Reinold in das Gemach; die drei Brüder blieben mit ihrer Wehr vor der Thür stehen, und verwahrten dieselbe sehr wohl; unterdessen kam Heymon mit seinem Volk heran, um die

vier jungen Helden zu fangen. Da sagte Adelhart: „Ihr Herren, weichet und kommet mir nicht zu nah, oder ich wehre mich, so gut ich kann;“ und schlug dermaßen mit seinen Brüdern auf sie zu, daß Alles todt darnieder fiel, was sie nur erreichen konnten. Dieser Streit währte wohl zwei Tage lang, daß Heymon nichts ausrichten konnte. Als es nun an den dritten Tag kam, ward Reinold wieder wohl auf, und erwachte von seinem Schlaf. Da fand er seine Brüder gegen ihren Vater streiten, als ob sie unsinnig wären.

Jetzt nahm Reinold sein Schwert, sah, daß seine Brüder müde waren, hieß sie hinter ihn springen, und sprach: „Nun soll mich Gott strafen, wo ich jemand verschonen will, und wenn es gleich mein Vater selbst wäre!“ sprang mit den Worten in das Volk hinein, da es am dicksten stand, und schlug so tapfer unter sie, daß sie es alle fühlen mußten, wie stark sie auch waren.

Als Heymon dieß sah, sprach er: „Ich sehe wohl, meine Kinder bleiben dießmal ungefangen, denn Reinold beweist jetzt mehr Tapferkeit, als all mein Volk; er hat das beste Schwerdt, das zu finden ist, und was er trifft, das muß fallen; deßwegen laßt uns weichen.“ Reinold aber folgte seinem Vater mit großer Gewalt durch das Heer, worüber seine Brüder sehr traurig wurden, und ihm deßwegen nachfolgten.

Er kam auch wirklich zu seinem Vater, nahm sein Schwert und wollte ihn erschlagen; da sprang Adelhart herbei, und sprach: „Bruder, was willt du thun? willst du unsern Vater todt schlagen? Das wäre uns vor Gott und der Welt eine Schande; und wir dürften auch unsere

Augen an keines Fürsten Hof mehr empor heben; darum bitte ich dich, laß es bleiben, sonst erlangen wir unser Lebenlang keinen Frieden mit König Karl, und wir können es vor Gott nimmermehr verantworten." Reinold sprach: „Bruder, ich sage dir für gewiß, ich will ihm seine Kinder lehren fangen!" nahm den Vater, und band ihn auf sein Pferd, verschaffte sich einen Knappen und befahl ihm, er solle das Pferd mit dem Gefangenen zum König Karl führen. Der Junge schlug ihm solches ab und sprach: „Warum soll ich das thun? es ist mein rechter Herr; wenn ihr wollt, so thut es selber!" Als Reinold das hörte, ward er zornig und wollte den Knaben todt schlagen; er bat aber um Gnade: „er wolle sein Begehren gerne thun." Da sagte Reinold: er sollte das Pferd mit dem gefangenen Heymon nehmen, es König Karl bringen und sagen: „das Geschenk habe ihm Reinold geschickt; er solle nun mit dem handeln, wie er mit ihm handeln wollte, wenn er ihn gefangen hätte."

Der Knabe kam vor des Königs Pallast; aber da war das Thor noch verschlossen; da klopfte er an, bis es der Thorhüter hörte; der kam und fragte, von wannen er mit dem Gefangenen käme. Der Knabe sprach: „Es ist Graf Heymon." Als der Thorhüter das hörte, sprach er zu Heymon: „Wie geht das zu, gnädiger Herr; wer ist so stolz, der euch also hieher an unsern königlichen Hof schicken darf?" Heymon sprach: „Das haben meine Kinder gethan; eröffne das Thor, und laß mich durchreiten zu dem Könige, auf daß ich ihm kann klagen, wie es mir ergangen ist!" Als er nun zum König kam, wurde er von

dem Pferde abgebunden, und Hand und Füße ihm aufgelöst. Da fragte ihn der König: „Heymon, wer hat euch das gethan?“ Heymon antwortete: „Gnädigster Herr und König, das haben mir meine Kinder gethan, denn als ich vernahm, daß sie wieder ins Land gekommen waren, machte ich mich samt meinem Volk auf, dieweil ich solches Euer Majestät verheißen, und wollte sie gefangen nehmen, und sie Euch schicken, daß sie ihren Verbrechen nach sollten gestraft werden; aber sie wollten sich nicht gefangen geben, und wehrten sich so ritterlich, daß ich an fünfhundert Mann dadurch verlor.

Als der König das hörte, ward er traurig und befahl, daß sein Volk sich rüsten sollte, Adel und Unadel, und sollten mit ihm nach Dordone gehen; er wolle Reinold samt seinen Brüdern gefangen nehmen.

Wie sie nun daselbst anlangten, stand Reinold oben auf den Zinnen, sah, daß der König das Castell belagern wollte und allbereits seine Sturmleitern anlegte; da lief er eilends zu seiner Mutter, und sprach: „Ach hört, liebe Mutter, jetzt steht es übel, denn König Karl hat uns belagert, und wofern wir unter seine Hand kommen, so müßen wir alle sterben! Was Raths wisset ihr uns?“

Da sprach Frau Aya zu Reinold: „Ziehe deine Pilgrimskleider wieder an, so will ich dich gern zum Thor hinaus lassen, also magst du davon kommen!“

Reinold folgte seiner Mutter, nahm Urlaub von seinen Brüdern, und machte sich wieder auf, nach Montalban zu ziehen, wo er das Roß Beyart gelassen hatte. Aber da ward eine große Traurigkeit zwischen der Mutter

und den vier Söhnen. Reinold war traurig, daß er seine Mutter und seine Brüder also verlassen mußte, deßgleichen die Mutter und seine Brüder wiederum, und einer bat Gott für den andern.

Wie nun Reinold aus dem Castell und aus der Hand des Königs war, weinte die Mutter bitterlich, und sprach zu Adelhart: „Ach! wie ist mir jetzt so leid, meine Söhne, daß ihr in meinem Hause belagert seyd! Ich weiß keinen bessern Rath, als daß ihr euch demüthiget und gehet willig und barfüßig zu dem König, fallet ihm zu Fuß, und bittet von ihm um Schonung eures Lebens; ich glaube, er wird euch auf Fürbitte eurer Verwandten zu Gnaden annehmen!“ Die drei Brüder folgten der Mutter Rath, und gingen zu König Karl willig und barfuß, fielen ihm zu Fuß, und baten ihn, er solle ihnen ihre Missethat, so sie wider ihn gethan hätten, um Gottes Willen vergeben; sie wollen ihm ihr Lebenlang mit Leib und Gut dienen.“ Da fragte der König nach Reinold, wo sie den gelassen hätten.“ Sie antworteten ihm, sie wüßten nicht, wo er wäre. Da befahl er, man solle ihnen Hände und Füße binden und sie gefangen legen, er wolle sie so lang behalten, bis er den Reinold dabei hätte, alsdann sollten sie sterben. Als Frau Aya dieß hörte, fiel sie in Ohnmacht vor dem König nieder, und begehrte, er solle ihre Söhne los geben. König Karl sprach: „Wenn ich Reinold dabei habe, will ich sie zu Paris an den höchsten Galgen henken lassen.“ Und so zog er nach Paris, und hielt sie gefangen.

Sobald Reinold zu Montalban ankam, erzählte er sein Unglück, daß seine Brüder gefangen seyen, und der

König wolle sie henken lassen; worüber alles zu Montalban traurig war. Reinold aber rüstete sich mit seinem Roß Beyart und ritt nach Paris. Er dachte, man würde seine Brüder herausführen, um sie zu henken; dann würde er Leib und Leben für sie eingesetzt haben. Indem kam ein Jüngling daher gelaufen, den fragte Reinold, ob er seinethalben also liefe, um ihn zu verrathen; wenn es dem so wäre, das sollte er ihm sagen, so wolle er ihm sein Roß dazu leihen. Der Jüngling sprach: „Gnädigster Herr! sollte ich euch in einer bösen Absicht nachfolgen, die ihr doch meines Vaterlandes Herr seyd, und der ich euer Hintersaß bin, und empfange alle Jahre von eurer Frau Mutter meinen Unterhalt?“ Da fragte Reinold, wie sein Name wäre. Der Jüngling antwortete: „Ich bin Rigant von Napels genannt.“ Da sprach Reinold: „Mein Freund, wollet ihr mir eine Botschaft ausrichten, an König Karl von Frankreich? Ich will euch gut dafür belohnen; aber ihr müsset von ihm sicher Geleit eures Leibs begehren, daß ihr hingehen könnt, wohin ihr wollet!“

Da antwortete ihm der Jüngling: „ich will die Botschaft gern besorgen; denn ich bin doch euer Diener; und im Fall mir jemand etwas wird sagen, so will ich ihn mit meinem Stock schlagen, daß er niederfallen soll!“ Reinold sagte: „Du sollt dem König öffentlich sagen, im Beiseyn des Adels, ich lasse ihn bitten, daß er meiner Brüder Leben verschone, ich will ihm auch willig und barfüßig zu Füßen fallen, und ihn um Verzeihung bitten; dazu will ich ihm seinen Sohn Ludwig neunmal mit Gold bezahlen, und ein goldenes Standbild machen lassen, so groß als Ludwig gewesen

ist; und will eine Kirche bauen lassen zu Ehren Maria's, der Mutter unsers Herrn, und stiften, daß man alle Tag darin soll singen die sieben Worte; zudem will ich ihm mein Roß Beyart sammt meinem Castell Montalban frey und eigen geben, daß ich es als ein Lehen von ihm habe; wenn er nur mich und meine Brüder zu Gnaden annehmen will. Und wenn er mich in seinem Königreich nicht leiden mag, so will ich mit meinen Brüdern über See fahren, damit ich ihm aus den Augen komme; wo er aber mich und meine Brüder in irgend etwas gebrauchen kann, so wollen wir ihm allezeit willig seyn, und das dergestalt, daß an seinem Hof unsers gleichen nicht seyn soll. Wenn sie dagegen der König mit Gewalt wollte hinrichten lassen, so will ich meine ganze Macht daran strecken und sie los machen, und alles zerschlagen, was ich daselbst finde!"

Mit diesen Aufträgen nahm der Diener seinen Abschied von Reinold, und eilte auf Paris zu. Und als er dahin kam, sah er den König aus seiner Kammer kommen; da schämte er sich, daß er den König sollte anreden, und hatte seinen Stab in der Hand; jedoch faßte er sich ein Herz und fiel vor dem König nieder auf seine Knie und bewies ihm höchste Ehrfurcht; stand dann wieder auf und sprach: „Gnädigster Herr und König, ich bringe Eurer Majestät gute Botschaft." Da sagte der König: „Gute Botschaft ist mir lieb, was bringest du für Botschaft?" „Ehe daß ich meinen Auftrag vorbringe," sprach er, „bitte ich Eure Majestät wollen mir sicher Geleit zusagen, damit ich ungehindert mag von einem Orte zu dem andern gehen, und

reisen ohne Gefahr meines Lebens. Sollte man dem Boten Leid thun, so würde manche Botschaft unausgerichtet bleiben.“ Als der König diese Worte von dem Diener hörte, sagte er: „Es ist wahr; ich sage dir sicher Geleit zu, daß dir kein Leid widerfahren soll.“

Hierauf brachte der Diener seine Botschaft vor, und sprach: „Gnädigster Herr! Es läßt Eure Majestät mit höchster Demuth grüßen der allertraurigste Mann auf Erden, und der beste Ritter, den die Sonne bescheint.“ Da fragte der König, wer das wäre. Da sagte der Bote: „Eurer Majestät Schwestersohn, Reinold, bittet Euch demüthig um Gnade, für ihn und seine drei Brüder; was sie Euch mißfälliges gethan haben, wollen sie wieder erstatten. Erstlich will Reinold Euren Sohn Ludwig neunmal mit Gold bezahlen; dann will er eine Kirche zu Ehren Maria's der Mutter Gottes bauen lassen, und ein Bild von Gold machen, das so groß als Ludwig gewesen, und die Priester mit Unterhalt begaben, die alle Tage in der Kirche das Amt der heiligen Meß verrichten und die Tagzeiten singen lassen sollen; in allen Klöstern und Kirchen will er Messe singen lassen, für die Seele Ludwigs; sein Roß Beyart will er Euch auch verehren, und so Ihr ihn nicht dulden wollt in seinem Königreich, so will er samt seinen Brüdern daraus weichen; oder, wo er und seine Brüder Eurer Majestät dienen können, da wollten sie jederzeit geneigt seyn es zu thun; und somit bitten sie, Eure Majestät wolle ihnen hierin willfahren, und sie zu Gnaden annehmen.“ Da sagte der König: „was weiter?“ Da sprach der Bote: „Gnädigster Herr, er sagte: so ihr nicht

wollet Gnade erzeigen, so will er Eurer Majestät in's Land fallen, brennen und rauben, alle Kirchen und Klöster zerstören, und alles Gold und Silber, das er darin findet, will er nehmen, und sein Volk damit bezahlen." Da fragte der König noch einmal: „entbeut mir mein Vetter Reinold nichts weiter?" Da sagte der Bote: „Ja, gnädigster Herr! er sagte: „Wenn Eure Majastät durchaus nicht will dën Zorn fallen lassen, so wird er Euch allenthalben nachtrachten, daß er Euch in seine Hand bekomme, und Euch thue, wie er dem Ludwig gethan hat."

Als der König diese Worte von dem Boten hörte, entfiel ihm der Muth; er ward traurig und sprach: „Wahrlich, diese Botschaft ist mir nicht anständig; ich hätte viel lieber etwas anderes gehöret. Aber du bist klug, daß du erst sicher Geleit begehret hast, und solches von mir selbst; denn wenn Ich solches nicht versprochen hätte, so müßtest du jetzt gleich sterben."

Da fragte der König zum drittenmal den Boten, ob er nichts mehr ihm anzuzeigen hätte. Der antwortete: „Nein! er lässet aber die zwölf Genossen von Frankreich grüßen, und empfiehlt dem Bischof Turpin, er wolle seine Brüder in seinen Schutz nehmen, und bittet neben dem auch freundlich seine Verwandten und Freunde, daß keiner Rath noch That dazu geben wollte, daß man seine Büder hinrichte. Und gnädiger Herr und König! wenn sie mit Gewalt hingerichtet werden, so will er seine ganze Macht daran strecken, und sie erretten, und wenn er schon wissen sollte, daß er sein Leben dabei verlieren würde." Als König Karl dieses auch von dem Boten gehört hatte,

sagte er: „Entbeut mir mein Vetter Reinold das, so will ich sehen, wer so stolz seyn wird, der sich seiner anzunehmen wagte; denselben will ich in drei Tagen henken lassen.“ Wie der Diener diese Worte vom König hörte, ward er traurig und nahm seinen Stab, ging zu Roland, fragte den, ob er mit Reinold verwandt wäre oder nicht. Da antwortete Roland dem Diener: „Ja, ich will um keines Dings willen ihn verläugnen, denn er ist mein Vetter!“ Da sagte der Jüngling: „das ist recht, und wenn ihr den jungen Helden verläugnet hättet, solltet ihr von meiner Hand gestorben seyn.“ Deßgleichen fragte er auch Bischof Turpin, ob Reinold ihm verwandt wäre, das sollte er ihm sagen. Der Bischof antwortete auch: „Ja, ich will sein Freund immer bleiben.“ Wie der König dieses merkte, fragte er: „wer hat diesen Boten hieher gebracht, der seine Botschaft so wohl ausrichten kann. Er ist ein verständiger Mensch, stolz und muthig, und handelt in seinem Geschäft, wie sichs gebühret!“ sagte darneben: „Wann habt ihr den Reinold zum letztenmal gesehen?“ Der Diener antwortete dem König: „Herr und König, wenn ich die Wahrheit bekenne, so bin ich gestern bei ihm gewesen.“ Da fragte der König: „war er dann zu Fuß oder zu Pferd?“ der Jüngling sagte: „Ich hab' ihn auf seinem Roß Beyart gesehen.“ Der König sagte zu dem Jüngling: „Willst du mir weisen, wo Reinold, dein Vetter, ist: ich will dir tausend Gulden in Gold schenken, und dich frei halten vor aller Gefahr und vor seinen Verwandten.“ Da sprach der Bote wieder zu dem König: „Herr und König, das wollte ich nicht thun, und wenn Eure Majestät mir noch acht-

hundertmal mehr geben wollte. Soll ich meinen eigenen Herrn verrathen? Und dieß sollet ihr wissen: wenn ich bei Reinold wäre, und Eure Majestät wollte ihn gefangen nehmen, ich wollte ihm mit Gut und Blut beistehen, und ihn auf's beste vertheidigen!" Der König sagte wieder zu dem Boten: „Auf dein Wort noch viel weniger, denn auf Reinolds Stolz achte ich; und wenn ich dir nicht so fest Geleit zugesagt hätte, wollte ich dich um solcher vermessenen Worte willen henken lassen!"

Der Bote, den Reinold zu König Karl abgefertiget hatte, um Verzeihung für seine und seiner Brüder Missethat zu erlangen, blieb länger aus als er sollte; da ward Reinold gar zornig, vermeinte, der König hätte ihn henken lassen. Der Aerger machte ihn so müde, daß ihn der Schlaf überfiel und er sich dessen nicht erwehren konnte; da ritt er gen Vordel in den Wald, stieg von seinem Pferd ab und band es an eine Staude; dann legte er sich nieder mit seinem Haupt auf den Schild und schlief ein. Mittlerweile bekam das Roß Hunger und war begierig auf das Gras, schüttelte sich so lange bis es los ward, und ging ein wenig zum Wald hinaus, zu waiden.

Ueber das kamen an fünfundzwanzig Bauernknechte, wollten auch Fütterung haben für ihr Vieh, und sahen das Roß waiden gehen; die sagten untereinander: „siehe, ist das nicht das große Roß Beyart, auf welchem Reinold

geritten, der unsern König Ludwig erschlagen hat? Lasset uns das auffangen, und unserm König Karl bringen, der wird uns unsere Mühe wohl belohnen; denn ich weiß, daß wir ihm einen angenehmen Dienst thun, und wo wir das vollbringen, so werden wir alle reich genug." Darauf machten sie alsbald ein Netz von Weiden oder andern Zweigen, umringten das Roß damit, und brachten es dem König nach Paris. Da gabs zur Stunde ein solch Geschrei zu Paris, daß das Roß Beyart gefangen wäre, daß Jedermann zulief und wollte es sehen. Zu selbiger Zeit war der König auf seinem Schloß, und Roland bei ihm; die sahen zum Fenster heraus und erblickten sehr viel Volks, und vermeinten, sie hätten sich geschlagen; deßwegen ging der König mit seinem Vetter Roland herunter, zugleich kamen die Bauernknechte, brachten das Roß Beyart, und verehrten es dem König. Der nahm es freundlich an und befahl, man sollte den Knechten Essen und Trinken geben, und dazu ein Geschenk, dadurch sie ihr Lebenlang glücklich wären; denn er schätzte das Roß so hoch, daß es mit keinem Gold zu bezahlen wäre. Darnach nahm er das Roß und schenkte es seinem Vetter Roland; dafür dankte dieser gar höflich, gedachte jedoch bei sich: „ich wollte, daß es mein Vetter, Graf Reinold, wieder hätte, und daß die Diebe alle gehangen wären, die es ihm gestohlen haben; auch will ich dazu rathen, daß es geschehen solle!"

Wie die Knechte gegessen hatten, ließ sie der König wieder zu sich kommen und fragte sie, wo sie das Pferd bekommen hätten. Da antworteten sie dem König: „Gnädigster Herr, wir haben es bei Bordel in dem Walde ge-

funden, da ging es im Gras waiden.“ Da fragte er: „Ob sie den Reinold nicht gesehen hätten?“ sie sprachen: „Nein, sie hätten von ihm nichts gehöret.“

Als nun der König das Roß dem Roland geschenket hatte, daß er damit thun möchte, was ihm gelüste, da begehrte er vom König, er sollte den Knechten, die es gefangen hatten, befehlen, daß sie es wohl in der Fütterung hielten, und fleißig Acht darauf hätten, damit es nicht verloren würde, und wenn sie es versäumten, daß sie alle dafür sterben sollten. Der König that nach Rolands Begehren, und befahl das Roß den Knechten, daß sie es wohl halten, und ihm gut Futter geben sollten: denn er wolle lieber viel Geld verlieren als das Roß. Indem der König mit den Knechten redete, ward es an des Königs Hofe kund, daß dem Roland das Roß geschenkt war; da kamen die Frauen zu Roland und begehrten, er sollte das Roß reiten, auf daß sie sehen, wie geschwind es im Laufen und Springen wäre, denn sie hätten Wunder von demselben gehört. Roland sagte, er müßte erst Erlaubniß von dem König haben; kehrte deßhalb um, ging zum König und fragte, ob er den Frauen zu Gefallen das Roß reiten solle, denn sie begehrten das von ihm. Da antwortete der König: „Ich hab' euch das Roß frei eigen gegeben, ihr möget eurem Gutdünken nach damit leben!“ Dafür dankte Roland dem König, und sagte: „Ich will das Pferd satteln und damit aus der Stadt reiten, an den Ort, wo man die Pferde zu schulen pflegt und die Frauen sehen lassen, was das Pferd kann.“ Der König sagte: „Das thut, Roland, denn von ihnen erlangt ihr alle Ehr'

und Tugend; was Wunders, daß man ihnen etwas zu Gefallen thut!“ Roland ging in den Saal, wo die Frauen bei einander waren, und sagte mit gebührender Ehrerbietung, er wolle am nächsten Sonntag das Roß reiten, sie sollten da an dem Ort erscheinen.

Wie inzwischen Reinold wieder erwachte, sah er nach seinem Roß Beyart; als er das nicht gewahr wurde, sprang er auf, gebärdete sich, als wenn er sinnlos wäre und sagte: „O unglückselige Stunde, in der ich geboren bin, wie ist mir das Glück zuwider! O Tod! warum verschonest du meiner so lang, und nimmst mir nicht das Leben, da du siehest, daß kein so kläglicher Mann unter der Sonne ist, wie ich bin? Ich sehe nun, daß das Sprichwort wahr ist, daß ein Unglück nicht allein kommt: denn meine Brüder sind gefangen, und ich habe jetzt auch mein Roß verloren; ich, der ich mich so stolz vermessen, ich wollte meine Brüder aus König Karls Hand erretten; aber ich weiß nun, daß es Gottes Wille nicht ist, denn er liebt den König mehr als mich; darum kann ihm Niemand schädlich seyn!“

So ward sein Leid immer größer, er zog seinen Harnisch und seine Sporen ab, und sagte: „Was soll mir dieß nun, weil ich mein Roß Beyart verloren habe?“ Indem er also stand und seine Noth wehklagte, kam ein Mann aus einer Hecke, der konnte sich in eine andere Gestalt verwandeln durch die Macht der Schwarzkunst, jetzt jung, jetzt alt, bald krank, bald wohlgestaltet. Der war Malegys genannt, und verließ sich auf seine Kunst, brauchte dazu Kräuter und Steine, die er allezeit bei sich in den

Kleidern trug. Wenn er wollte, war er ungestalt, daß sich einer vor ihm fürchtete, hatte einen langen Bart bis auf die Brust, Augbraunen, daß sie ihm in die Augen hingen, und er also durch die Haare sehen mußte, schien auch über zweihundert Jahr alt zu seyn, und ging an einem Stock. Derselbige kam zu Reinold, grüßte ihn und bot ihm einen guten Tag. Reinold dankte ihm und sprach: „Ich habe keinen guten Tag gehabt, dieweil ich lebe oder geboren bin!“ Da sagte Malegys: „Herr Reinold, ihr müßt nicht verzweifeln, Gott wird alle Dinge zum Besten kehren: denn wenn ein Mensch in höchster Noth ist, so ist Gott am nächsten, und hilft ihm aus dem Elend.“ Reinold sagte: „Freund, ich glaube nicht, daß mir Jemand aus meinem Elend helfen kann, denn es ist viel zu groß; ich habe erstlich meine Brüder verloren, die hat König Karl von Frankreich gefangen, und will sie henken lassen. Dann vermeinte ich dieselbe mit meinem Roß Beyart zu erretten; während ich nun ein wenig geschlafen habe, ist mir das auch gestohlen worden. Nun weiß ich keinen Trost mehr, bin deßhalb in einem so großen Elend, daß mir kein Mensch daraus helfen kann!“ Malegys sprach: „Junger Herr, seyd nicht traurig, sondern fasset das Herz und bittet Gott um Gnade, er wird sich erbarmen und euch aus euren Nöthen helfen, und eure Brüder von dem Tod erretten! Glaubt mir, ich bin meiner Lebtage so weit in fremden Ländern gewesen, als ein Pilgrim zu Rom, zu St. Jakob und zu Jerusalem, aber ich hab' eures gleichen noch nirgends gefunden in solcher Traurigkeit.“ Da sprach Reinold: „Ja, Freund!

mein Leid ist unaussprechlich, ich wollte lieber todt seyn, denn länger in solchem Elend bleiben.“ Darauf sagte Malegys: „Herr, ich bin ein armer Mann; so ihr mir etwas zu geben habt, so will ich euer und eurer Brüder eingedenk seyn in meinem Gebet, zu Gott dem Allmächtigen, daß Gott sie wolle erretten aus der Hand des Königs Karl.“ Reinold sagte: „ich habe euch nichts zu geben!“ da fielen ihm seine Sporen ein, welche von gutem Gold gemacht waren; die gab er dem Pilgrim, und sagte: „Sehet, da habt ihr die Sporen, das ist das erste Geschenk, das mir meine Frau Mutter Aya gab, als mich mein Vater, Graf Heymon, zum Ritter schlug. Gott geb' ihr langes Leben! Auf die Sporen erhaltet ihr wohl zehn Pfund!“

Malegys nahm die Sporen, dankte ihm, steckte sie in einen Sack und sprach: „Herr, ich bitte, habt ihr einige Gabe mehr, die ihr mir geben könnet, sollt ihr des Gebets desto mehr theilhaftig werden! „Da fragte Reinold den Pilgrim: „Treibet ihr Spott mit mir? Ich sage euch in der Wahrheit, wär' es mir keine Schande, ich wollte euch lehren betteln, ihr solltet noch eine Weile daran denken!“ Darauf sagte Malegys: „Fürwahr, Herr, wann ihr das thätet, so thätet ihr Sünde. Wenn mich alle die geschlagen hätten, von denen ich Almosen begehrt habe, ich wäre vor hundert Jahren todt gewesen, denn ich bitte um Almosen in Kirchen und Klöstern, wo ich kann.“ — „Das ist wahr,“ sagte Reinold, „wenn ihr bittet, wer wird euch was geben? In der Noth muß man beten!“ Malegys sagte: „Herr, jetzt saget ihr recht, gebt mir noch etwas, so will

ich Gott bitten, daß er eure Brüder aus dem Gefängniß und euch von eurem Leid erretten soll." Als Reinold das hörte, gab er ihm seinen Nachtrock und sprach: „Siehe, Pilgrim, da könnet ihr lang davon zehren; den gebe ich euch um Gottes und seiner lieben Mutter Willen, daß Gott meine Brüder behüten wolle, vor dem schmählichen Henkerstod, und daß mir auch kein Leid wiederfahre, und ich der Gewalt König Karls mög' entfliehen!"

Auf diese Worte nahm Malegys den Nachtrock, schlug ihn zusammen, und steckte ihn in einen Sack; da bat er den Reinold noch einmal, und sprach; „Herr, habt ihr noch etwas zu geben, ich bitte um Gottes willen, so gebt es mir, ich will es in meinem Gebet wieder erstatten." Als Reinold dieß hörte, ward er sehr zornig, und sprach: „Du Unflath, spottest du meiner? hab' ich dir nicht genug gegeben?" zog sein Schwert aus und schlug nach ihm, Malegys entsprang dem Schlag, und hielt ihn ab mit seinem Stab; sprach: „Schlagt ihr mich mehr, so wird es euch reuen: ich werde mich wehren!" Wolltest du dich wehren?" sprach Reinold: „Ich sage dir, fürwahr, wenn deiner so viel als Bäume im Wald wären, so solltest du mir nicht entgehen!" Da sprach Malegys: „Reinold! ich sage euch für gewiß, ihr wisset wenig, was ich kann, und wenn ihr mich mehr schlaget, so werdet ihr Wunder sehen!" Darüber wurde Reinold sehr zornig und schlug wieder nach dem Malegys; aber der versetzte den Streich wieder, brauchte seine Kunst und verwandelte sich in ei= Jüngling von zwanzig Jahren. Darüber verwunderte sich Reinold über die Maßen und erschrak heftig. Er gedachte

bei sich selbst: „was will das werden, wie wird mir das Glück jetzt so widerwärtig! denn ein Unglück kommt mir über das andere, meine Brüder sind gefangen, mein Roß ist dahin. König Karl will mich hängen; jetzt kommt der Teufel gar, und will mich zu necken anfangen!“ Indem zog er sein Schwert, schlug wieder nach dem Malegys, und vermeinte ihn todt zu schlagen; Malegys aber entwich dem Streich, und rief mit heller Stimme: „Vetter Reinold! was thut ihr? kennet ihr mich nicht?“ Reinold sprach: „Nein, wer seyd ihr denn?“ da sagte Malegys: „Ich bin euer Vetter Malegys.“ Als Reinold das hörte, fiel er ihm zu Fuß und sprach: „Lieber Vetter! nächst Gott stehet all mein Vertrauen auf euch; ich bitte, ihr wollet mir das nicht für übel halten; ich habe euch nicht gekannt; bitte, ihr wollet doch meinen Brüdern behülflich seyn, daß sie von ihrem Gefängniß erlöst werden mögen. Ich habe mein Roß verloren, und kann ihnen nicht mehr beistehen!“ Malegys sagte: „Höret, Vetter Reinold, was ich thun will; ich will mit meiner Kunst euch das Roß herbeibringen. Indessen müsset ihr thun, was ich euch sage.“

Reinold, wie er das hörte, ward er erfreut und sprach: „Vetter, was ihr gebieten werdet, das will ich thun, sollt' ich darum sterben.“ Malegys nahm nun einen Frauenmantel, gab ihn dem Reinold, denselben über den Harnisch zu ziehen, dazu einen Hut, der voll Löcher war, und ein altes Paar Hosen, die sollt' er anthun. Er selbst hing auch einen Frauenmantel um, setzte einen Hut auf sein Haupt, und brauchte seine Kunst. Er veränderte Reinold in Gestalt eines Mannes von hundert Jahren, sehr krank,

ungestalt von Leib, mit langem Haar. Darnach gingen sie fort; wer sie sah, der meinte, es wären die zwei ärmsten Pilgrime, die man jemals gesehen: aber wann sie unter sich allein waren, und niemand bei ihnen, so waren sie in voriger Gestalt, und zwei tapfere Ritter. So gingen sie bis an den Wald Bordole, und errichteten nahe an demselben eine Hütte, unter welche sie sich setzten. Ueber eine kleine Weile sah Malegys vier Mönche reitend kommen, da sagte er dem Reinold: „Bleibet hier und wartet meiner, ich will den Mönchen entgegen gehen, denn ich will beichten."

Als Reinold dieß hörte, sagte er: „Vetter, macht, daß es uns möge besser gehen!" Hiermit schieden sie von einander. Als er nun zu den Geistlichen kam, grüßte er sie; die dankten ihm und sprachen: „O Gott! Pilgrim, wie viel Leute habt ihr überlebt, bis ihr seyd so alt worden?" Er sagte: „ich bitte Gott, daß er mich so lang leben lasse, bis ich meine Sünde gebeichtet hab'; ich bitte, ihr Herren, es woll' einer unter euch meine Beichte hören!" Da sagte einer unter ihnen: „Freund, geht hin zu einem Pfarrherrn, denn wir haben nicht Zeit, sondern müssen unsere Reise beschleunigen." Der Pilgrim sagte: „Herr, ihr sehet wohl, daß ich ein armer kranker Mann bin, soll ich denn in meinen Sünden sterben, so muß ich ewig verloren seyn! Aber ich hoffe, ihr werdet mir das nicht abschlagen!" Dann fing er an: „Herr, ich muß euch klagen, wie es mir ergangen ist; ich hatte wohl in die zwanzig Pfund gesammelt, und als ich in den Wald kam, begegnete mir Reinold, nahm mir mein Geld, und schlug

mich schier todt; aber ich habe noch vier Byzantiner von Gold in meine Kleider versteckt, die konnte er nicht finden, die blieben bei mir, sonst wär' ich derselben auch quitt! Nun weiß ich nicht, was ich thun soll: ich bitt' euch aber, Herr! hört meine Beichte, und sprecht mir die Absolution." Da sagte der Mönch zu den andern auf Latein: Ihr Herren lasset uns die Byzantiner von dem Pilgrim nehmen, wir wollen seine Beichte hören; die sind hernach gut auf dem Weg zu verzehren!"

Der Rath gefiel den andern Mönchen auch wohl, sie riefen den Pilgrim zu sich, hörten seine Beichte, und absolvirten ihn. Darnach fragte sie der Pilger, was sie neues wüßten; ob nicht bald der Adel zusammen kommen würde? Die Klosterbrüder sagten: „ja, sie hätten gehört, daß am nächsten Sonntag zu Paris viel unter den Edelleuten sollte zu thun seyn, denn Roland würde den Frauenzimmern zu Gefallen das Roß Beyart reiten, damit die Frauen sehen, was das Pferd vermöge mit Laufen und Springen; denn sie hätten viel davon gehört als es Reinold noch hatte. Der Pilgrim fragte: „soll das wahr seyn, ist Beyart da?" „Ja," sagte ein Mönch, „der König hat Roland das Roß geschenkt, und wann Roland das Pferd geritten hat, so will der König Gericht halten über Heymons Kinder und sie zu Paris an den Galgen henken!" Der Pilgrim sagte: „Herr! ich sage euch, sie sind noch nicht gehangen; noch möchten sie mit dem Leben davon kommen, und errettet werden!" Der Mönch sagte: „Sie leben noch, aber sie sind in großer Gefahr; auch will er noch Gericht halten über Reinold, und hat uns befohlen,

wir sollen ihn in den Bann thun: niemand soll ihn beherbergen, noch ihm Essen und Trinken zukommen lassen; und so sich jemand unterstehen würde, solches zu thun, den sollen wir auch in den Bann thun."

Der Pilgrim, dieß von den Mönchen hörend, wurde zornig und gedachte bei sich selbst: „du hättest gute Lust, und schlügest diese vier Schwarze todt!" dann sprach er mit falschem Herzen zu ihnen: „O ihr Herren, ich bitte euch um Gottes Willen, fallet mit mir auf die Knie, und bittet für mich, daß meine Beichte mir selig sey, daß ich vollkommene Reu' und Leid über meine begangenen Sünden habe, und standhaft in meiner Buße bleibe, damit ihr der guten Werke, die ich gethan und noch thun werde, mit theilhaftig werdet!" Als die Mönche des Pilgrims Reden hörten, fielen sie aus Mitleiden auf ihre Knie, und baten Gott, er wolle dem Pilger Standhaftigkeit zu seinem Vorsatz und Besserung seines Lebens geben, weil er lang in Sünden gesteckt.

Unterdessen übte er seine schwarze Kunst, und wurde wieder jung und stark, nahm seinen Pilgrimsstab, der wohl mit Eisen beschlagen war, und schlug einen Pfaffen, daß er zur Erde fiel. Als die andern dieß sahen, wurden sie sehr bestürzt, und wollten entrinnen, aber wegen der langen Kleidung konnten sie nicht fortkommen; also schlug er sie alle todt. Als Reinold dieß sah, sagte er zu Malegys: „Ach, Vetter! was habt ihr gethan? habt ihr die Mönche alle todt geschlagen, die euch absolviren sollten von euern Sünden?" Malegys sagte: „Vetter Reinold, die Pönitenz, die sie mir auferlegt haben, war zu schwer,

darum hab' ich sie todt geschlagen." Reinold sagte wiederum zu seinem Vetter: „Sollte ich alle die getödtet haben, die mir schwere Buße auferlegt haben, ich hätte müßen in Einem Kloster über hundert Geistliche von diesem Orden erschlagen!" Da sagte Malegys: „Vetter Reinold, lasset diese Worte bleiben, und kommt mir zu Hülfe, daß wir sie ausziehen, ihre Kleider auf die Pferde binden, und diese ins Kloster führen!" Reinold ward zornig, daß die Mönche todt waren, sagte: „Vetter, ich will das nicht thun, wenn ihr wollt, so thut es selber!"

Da Malegys sah, daß Reinold ihm nicht helfen wollte, zog er die Mönche aus, band ihre Kleider zusammen, machte sie fest auf die Pferde, und ließ die Körper im Wege liegen; dann ging er nach dem Kloster, das vor Paris lag, und fragte nach dem Abt. Der Pförtner meldete ihn. Als Malegys zu dem Abt kam, neigte er sich und sagte: „Würdiger Herr! Graf Reinold läßt euch freundlich grüßen, und schickt euch diese Pferde und Kleider, er begehrt, ihr möchtet für ihn und seine Brüder bitten, daß sie bei König Karl zu Gnaden möchten kommen!" Der Abt fragte: „Wie kommt ihr zu den Pferden und Kleidern?" Malegys sprach: „Würdiger Herr, Reinold hat vier Geistliche erschlagen im Wald Bordole, und zwang uns, daß wir die Rosse hieher bringen sollen!"

So wie Malegys seine Rede vollendet hatte, sagte Reinold gar heimlich zu Malegys: „Vetter, Ihr habt sie erschlagen!" Malegys stieß den Reinold an, der merkte gar bald, daß Malegys das thäte um seines Besten willen. Der Abt fragte den Malegys: „Freund, hat Reinold

alle vier erschlagen, das wird Gott an ihm wohl rächen; ich will das Geschenk von ihm nicht annehmen, denn er ist im ganzen Königreich in die Acht gethan, dergestalt, daß man ihm kein Essen und Trinken geben soll, viel weniger etwas verkaufen; und wir werden ihn auch in unserer Kirche in die Acht erklären!" Da fragte Malegys den Abt: „wenn ihr denn das Geschenk nicht annehmen möget, so wollen wir wieder zu Reinold ziehen und ihm solches anzeigen. Wenn er es erfährt, so weiß ich gewiß, daß er kommt, und brennt euer Kloster auf den Grund ab!" Als der Abt das von Malegys hörte, entsetzte er sich und sprach: „Freund, ich habe mich anders bedacht; ich will das Geschenk behalten, und wir wollen Reinolds und seiner Brüder auch eingedenk seyn in unserm Gebet, auf daß Gott ihnen allen wolle Gnade verleihen, daß sie von ihrem schweren Gefängniß erlöset werden, und einen guten Frieden mit König Karl schließen. Wir bitten zugleich, ihr wollet uns bei Reinold kein böses Spiel machen!" Malegys sagte: „Nun wohlan, würdiger Herr, auf eure vorgebrachten Worte wollen wir alles hier lassen, was wir her gebracht haben!" Also schied Reinold und Malegys von dem Abt, und beide zogen nach Paris.

Sonntag Morgens, als der Gottesdienst verrichtet war, ging ein jeder zu Tisch; indem kam Reinold und Malegys nach Paris vor die Brücke, und sahen da eine Scheuer stehen, in der viel Stroh war; davon nahm Malegys einen großen Arm voll, trug es auf die Brücke, und sagte: „Reinold, ach lieber Gesell! wie kommst du auf dieß Stroh? Ich weiß, daß dir das Stehen schwer ankommt,

denn du bist weit gegangen, so gut als ich!“ Mittlerweil kam ein Mann daher aus der Kirche, den beschwor Malegys, daß er seinem Gesellen helfen wolle, daß er auf das Stroh käme, damit er sich nicht wehe thäte, und ausruhete. Der gute Mann that es gar gerne und half ihm, daß er zu sitzen kam, denn er sah ihn für den Aermsten an, den er jemals gesehen hätte, gab ihm auch einen Pfennig, denn es dünkte ihn, daß er wohl bedürftig wäre; den gab er dem Malegys aufzubewahren.

Darnach sagte der gute Mann zu Malegys: „Freund, habt ihr keine Herberge, so gehet mit mir!“ Da antwortete ihm Malegys: „Ja, Herr, dessen weiß ich euch Dank; wo soll ich euch finden?“ Der Mann sagte: „Allernächst unter dem Baum findet ihr ein Wirthshaus, da gehet ein, die Wirthin wird euch freundlich aufnehmen!“ Malegys dankte dem Mann für seine Güte, und sagte: „Freund, wir wollen Gott wieder für euch bitten.“ Als darauf Malegys sich mit seinem Gesellen auf der Brücke setzte, hatte er auf einmal eine goldene Schüssel mit Edelgesteinen, hell wie die Sonne. In diese zauberte Malegys einen köstlichen Trank, von dem allerköstlichsten Wein und allerlei Kräutern und Specereyen, daß wer des Tranks genoß, dem Malegys in allen Sachen unterthänig und gehorsam seyn mußte. Darauf gab er dem Reinold seine goldenen Sporen wieder und sprach zu ihm: „Vetter, bindet eure Sporen wiederum an eure Füße.“ Da sagte Reinold: „Was sollen mir die Sporen an meinen Füßen, da ich meines Rosses Beyart quitt bin!“ Da sagte Malegys wieder: „Vetter Reinold! ziehet sie an, und eure Hosen darüber,

ich will das Roß mit meiner Kunst euch wieder zur Stelle bringen, und werde euch auch zweimal wieder darauf heben, aber ihr werdet allemal wieder auf der andern Seite hinab fallen; doch das drittemal, wenn sie euch wieder darauf helfen, so bleibet fest darauf sitzen!“

Als Malegys den Reinold so unterrichtet hatte, wie er sich verhalten sollte, kamen die Herren von Hof mit einer großen Menge von Adel und Unadel, groß und klein, samt vielen Frauen; darnach die Ritter, einer nach dem andern, gar herrlich geziert auf ihren Pferden, auch standen da viele ehrbare Leute, und besahen die Ritterschaft. Da sagte einer zu dem andern: saget mir doch, welcher ist der schönste und trefflichste unter den Rittern, die ihr jetzt habt sehen über die Brücke reiten, oder der noch darüber reiten wird?“ — „Das ist Roland, der den Ferragu erschlagen hat!“ Da sagte eine der Frauen: „Nein, der schönste ist Olivier!“ — „Ach nein, sagte eine dritte, es ist der Herzog von Bayerland.“ Diese Worte hörte eine andere, die neben stand und nicht von der Gesellschaft war, die sprach: „Ich sage euch in der Wahrheit, ich weiß noch einen andern, wenn der hier wäre! Der übertrifft die andern alle an Schönheit und ritterlichen Thaten!“ Da fragten die andern Damen, wer das wäre? Darauf antwortete die Dame: „Ach! den kennet ihr nicht, er ist Reinold genannt; der darf nicht ins Königreich kommen, wenn er aber dürfte hieher kommen, ich sage euch gewiß, er wäre der schönste und vortrefflichste, der heut über die Brücke geritten ist, und noch reiten wird.

Dies ganze Gespräch der Frauen hörte Reinold

an, und mußte lachen. Das erzürnte Malegys, er stieß den Reinold und sagte: „Vetter, ihr müßt nicht lachen.“ Da sagte Reinold: „Ach, Vetter, verzeihet mir, das Frauenzimmer macht mich lachen!“ Als nun die Ritter alle über die Brücke waren, kam der König auch; neben dem Roland ward das Roß Beyart geführt, von den Knechten, denen es bei hoher Strafe anbefohlen war, darüber zu wachen. Als König Karl nun auf die Brücke kam, sah er den Malegys und Reinold, und zwischen ihnen eine schöne goldene Schüssel, da sagte er zu Roland: „Sehet Vetter, da zwischen den zween Pilgrimen steht eine goldene Schüssel, die über die maßen wohl gefertigt ist, eine solche liesse ich nicht für tausend Dukaten machen!“ „Das ist wahr,“ sagte Roland, wir wollen fragen, wo sie die Schüssel her haben; ritten also zu dem Pilgrim, und Beyart ward vor ihnen hergeführt, das Roß schnoberte den Pilgrim an, und erkannte den Reinold, daß er sein Herr war, stellte sich auch gar freundlich gegen ihn. Da fragte der König den Malegys: „Freund, woher kommt euch die schöne Schüssel, das möchte ich wissen!“ Da antwortete Malegys: „Gnädiger Herr! fürwahr, man findet überall Gutes genug. Wenn ich gewußt hätte, daß ich meine Schüssel unter diesem Volke sollte verlieren, ich würde sie nicht vorgesetzt haben; ich hoffe, in Euer Majestät Lande wird der Arme beschützet, wie der Reiche mit seinem großen Gut.“ Der König fragte abermal, wie er zu der Schüssel käme, denn er wolle es wissen. Da antwortete alsobald Malegys: „Gnädiger Herr! das Geld, welches ich darum gegeben habe, das ist vor

eilf Jahren in Kirchen und Klöstern von mir zusammen gebettelt worden; dann hab' ich sie weihen lassen; sie heißt der heilige Graal, und ist dazu gebraucht worden, an dem grünen Donnerstag, als der Herr das Abendmahl mit seinen Jüngern genossen; der Pabst zu Rom hat die Messe darüber gelesen, und gab ihr die Macht, wer aus derselben ein Süpplein isset, der wird aller seiner Sünden los, und wenn er schon bis über die Ohren darin steckte, wie Maria Magdalena, als sie die Füße unsers Herrn mit ihren Zähren benetzte, und mit ihrem Haar trocknete." Darauf sagte der König zu Roland: „Vetter Roland, dies sind gewiß zween Engel von Gott gesandt, denn das stumme unverständige Thier erzeigt ihnen Ehre!" Malegys verstand diese Worte, nahm einen Bengel und schlug auf das Roß Beyart, daß es aufsprang.

Da fragte der König den Pilgrim: „Warum schlaget ihr das Roß?" Malegys antwortete: „es kam uns zu nah, und wann ichs nicht geschlagen hätte, es hätte meinem Gesellen Leid gethan; ich bitte derohalb, wollt es ein wenig hinter sich führen, denn wir fürchten uns davor." Da ließ der König das Roß Beyart hinter sich führen, und begehrte, daß Malegys ihm selbst ein Schnittlein aus der Schüssel gebe, auf daß er seiner Sünden entledigt würde. Er bot ihm dafür einen güldenen Pfennig. Da sagte Malegys: „das stehet nicht in meiner Macht, es sey denn, daß ihr mir den König weiset." Der König antwortete: „Man sagt, daß ichs bin." Da sagte Malegys: „Gnädigster Herr, so bitt' ich um Verzeihung, daß ich so ungeschickt gegen Eure Majestät geredet habe, denn ich habe Euch nicht gekannt." Der

König sagte: „mein Freund, warum sollt' ich euch das übel deuten, ich begehre allein von euch ein Schnittlein aus der Schüssel, ich will euch das mit einem güldenen Pfennig vergüten.“ Darauf antwortete Malegys: „Gnädiger Herr und König! das darf ich nicht thun, es sey denn, daß ihr denen Allen verzeihet, die euch jemals erzürnt oder Leides gethan habt. Ihr wisset wohl, daß Christus allen denen vergeben hat, die ihm den Tod angethan haben am Stamm des Kreuzes!“ Der König sprach: „Freund, das ist wahr, aber Reinold hat mir so viel Uebels gethan, daß ichs ihm nicht vergeben kann; und sonst noch ein einiger Mann, Malegys genannt, welcher als Schwarzkünstler umhergeht, denselben kann ich noch viel weniger in meinem Königreich leiden; ich wollte, daß ich sie alle beide gefangen hätte, ich ließe sie henken. Nun, saget mir Pilgrim: was ist das für einer, der da bei euch ist?“ Er sagte: „Er ist taub, stumm und blind.“ Da sagte der König: „Gieb mir ein Süpplein aus der Schüssel zur Vergebung meiner Sünden!“ Malegys sagte zu dem Könige: „Herr König, hier liegt mein armer Bruder, der in fünfzig Tagen nicht gesehen, gehört noch geredet hat; solch' Unglück bekam er in einer Nacht in einem Hause, darin wir zur Herberge lagen, und vorgestern kamen wir zu einer Wahrsagerin, die sagte zu ihm: Sie wüßte keinen bessern Rath, der ihm helfen könnte, denn allein, wann er an den Ort käme, wo man das Roß Beyart reiten sollte, daß er dasselbige auch reiten möchte; das sollt' ihm helfen von allem seinem Elend.“ Da sagte der König: „Freund, da wäret ihr zur rechten Stunde hieher ge-

kommen, denn Beyart wird hier geritten werden; aber ich sage euch noch einmal, gebt mir ein Süpplein aus der Schüssel, so will ich euern Gesellen das Roß Beyart reiten lassen."

Malegys, diese Worte hörend, sagte: „Herr König, es soll geschehen. Eure Majestät weiß wohl, daß Christus zu Bethlehem geboren ist, in armer Gestalt, und in schlechte Leinwand gebunden ward; solches that seine Demuth, denn Gott wollte haben, daß der Mensch allen Hochmuth und alle Pracht meiden, und demüthig seyn solle." Der König sagte: „Freund, das ist wahr;" da sagte Malegys wiederum zum König: „Gnädigster Herr! lasset auch die Knechte, die da hinten stehen, einen Löffel voll nehmen, das will ich euch zu gefallen thun. Der König sagte: „Pilgrim, ich bins zufrieden," und befahl gleich, daß die Knechte vor ihm nehmen sollten; das thaten sie auch, sie kamen alle zu Malegys mit gefalteten Händen und begehrten, daß er ihnen solches reichte, aber sie wußten nicht, was sie thaten. Darnach kam der König selbst in großer Andacht, und empfing ein Süpplein in der Meinung, daß ihm seine Sünden dadurch sollen vergeben seyn.

Als dies geschehen war, ließ der König das Roß Beyart vor Paris hinaus an den Ort bringen, wo man es bereiten sollte, wohin auch die Pilger mit großer Müh' und Arbeit hinkamen. Während sie nun auf dem Wege waren, sagte der König zu Roland: „Lieber Vetter, ich bitte, ihr wollet diesen kranken Pilgrim auf euer Roß sitzen lassen, daß er das reite, so wird er durch Gottes Hülfe gesund werden; ihr verdient Gottes Lohn daran!"

Roland sagte: „Ja, gnädiger Herr König, das will ich gerne thun,“ nahm zur Stunde den Pilger in seinen Arm und hob ihn auf das Roß, aber er fiel von der andern Seite wieder ab; das war Roland von Herzen leid, er half ihm wieder darauf; aber er fiel an der andern Seite wieder ab. Als Malegys dies sah, sagte er: „Ach Herr! ihr thut große Sünde, daß ihr den armen Mann so hart fallen lasset, und mit ihm Kurzweil treibet, das Roß ist hoch, fällt er noch einmal davon, so ist er todt!“ Als der König hörte, daß er so oft von dem Roß gefallen sey, sprach er zu Roland: „Ich bitte euch, Vetter Roland, haltet den Pilgrim doch fest, daß er nicht mehr falle, er möchte sonst sterben!“ Roland nahm ihn auf und setzte ihn wieder auf das Roß, da blieb er darauf sitzen.

So wie Reinold auf dem Roß war, setzte er seine Füße in die Stegreife, damit er fest sitzen konnte, und sprach zu den Knechten, welchen das Roß befohlen war: „Ich wollte gern einmal allein reiten.“ Da befahl der König, man sollte den Pilgrim allein reiten lassen. Als Malegys hörte, daß sein Gesell wieder reden konnte, dankte er Gott, und fragte ihn, ob er auch sehen und hören könnte? „Ja, sagte er, ich bin von aller meiner Krankheit gesund worden!“ Als der König das hörte, sagte er zu dem Bischof Turpin: „Herr Bischof, laßt uns Gott zu Lob eine Procession mit Kreuz und Fahnen halten, daß Gott der Herr diesen elenden Menschen durch Reitung des Pferdes hat lassen gesund werden; denn es ist ein groß Wunderwerk.

Nun brauchte Malegys seine Kunst, daß Reinold wie-

der zu seinen vorigen Kräften kam. Reinold merkte, daß man nicht besonders Achtung auf ihn gab, und stieß das Roß mit den Sporen; wie das Roß merkte, daß sein Herr wieder auf ihm saß, schickte es sich zum Laufen an, und sprang eine gute Strecke weit. Als das die Knechte sahen, denen das Roß befohlen war, erschraken sie sehr, und fürchteten, sie müßten es mit dem Hals bezahlen. Malegys, der dieß mit ansah, stellte sich gar übel, schlug sich mit Fäusten, raufte sich die Haare aus, und rief: „O gnädiger Herr und König! mein Gesell ist auf euer Roß gesessen, ich fürchte, er möchte den Hals brechen, denn es stellt sich so wunderlich mit ihm an!“

Wie der König sah, daß Malegys sich so übel befand, befahl er in der Eile den zwölf Genossen, sie sollten das Roß mit dem Pilgrim einholen, und ihm davon helfen. Da ritten sie alle dem Pilger nach, Roland und Ogier waren die ersten, darnach der Herzog von Bayerland mit Samson, und sofort die andern Herren; sie vermeinten alle den Pilgrim zu erlangen, wußten aber nicht, daß es Reinold war. Reinold, dieß merkend, sah sich öfter um, ob sie ihm folgten, und redete bei sich selbst: „Ach! daß ich wüßte, ob meine Verwandten mir in guter oder böser Absicht folgten; ich thue wohl besser mich entgegen zu setzen, wie gegen Fremde!“ Daher zog er sein Schwert aus, und hielt sich das Roß so lange an, bis sie zu ihm kamen, da rief er ihnen zu, und fragte: „Saget, ihr Herren, habt ihr mir den Tod geschworen, daß ihr mir so nachjaget? Das offenbaret mir alsobald.“

Da erkannten sie ihn nicht, und sagten „nein!“ End-

lich gingen Roland die Augen auf: „Vetter Reinold," sprach er, „wir haben nicht gedacht, daß wir euch allhier finden sollten! Der Bischof Turpin verwunderte sich auch, und sagte: „Seyd mir willkommen, lieber Reinold, wie kommt ihr hieher?" Reinold dankte ihm und sprach: „Dieß ist Gott gefällig gewesen." Da kam auch Olivier, verwunderte sich und sprach: „Vetter Reinold, ich bin wohl zufrieden, und danke Gott, daß ich euch noch gesund finde!" Letztlich kam Ogier, und sprach: „Lieber Vetter, nun saget mir doch, wer ist der andere Pilgrim, der bei dem König geblieben ist?" Reinold antwortete ihm, und sagte: „Es ist mein Vetter Malegys; es ist eben der rechte, der es sollte seyn! denn er treibt nur seinen Spott mit dem Könige!" Da rief Reinold die Herren zusammen, und bat vor Allem Roland, daß er den Malegys bei dem Könige nicht verrathen sollte, darnach begehrte er von dem Bischof Turpin, und den andern Herren, daß sie wollten seine Brüder, die noch in des Königs Hand seyen, in ihren Schutz nehmen, und nicht zulassen, daß sie umkämen, oder nach dem Galgen geführt würden. Als Foleo's Sohn dieß hörte, sagte er: „Reinold, ich will dich jetzt unserm König gefangen liefern, der soll dich und deine Brüder morgen henken lassen!" Reinold sagte: „Dafür behüte mich Gott!" zog sein Schwert aus, und schlug ihm seinen Kopf ab; darüber lachte Roland, und sagte: „Habt Dank, Vetter, ihr habt ihm recht gethan, er hat seinen rechten Lohn bekommen!"

Nach diesem nahm Reinold Urlaub von den Herren, befahl sie dem lieben Gott, stellte seine Brüder in Gottes

und ihre Gewalt;“ meinen Vetter Malegys, sprach er, befehle ich Maria, Gottes Mutter, denn ich darf hier nicht länger bleiben!“ also schied er von ihnen, und ritt nach Montalban.

Als die Herren von Reinold geschieden waren, ritten sie wieder zum Könige und beschlossen auf dem Weg, was sie diesem für einen Bescheid bringen wollten, wie es ihnen ergangen wäre. Als sie nun zum Könige kamen, war er wohl zufrieden, da er sie sah und fragte, ob sie das Roß Beyart mitbrächten? „Nein, gnädiger Herr und König!“ Indem sah er den Schildknecht, der todt auf einem Pferd daher gebracht wurde, und fragte: „Wer ist der, den ihr todt daher bringet? Ists der kranke Pilgrim, der auf dem Roß Beyart geritten ist?“ Roland sagte: „Nein, Herr König, es ist Folco's Sohn von Morlin.“ Der König fragte: „Wer hat ihn getödtet?“ Roland sprach: „Herr König, das habe ich gethan.“ Der König sprach: „Lieber Vetter, das ist nicht recht.“ Roland sagte wieder zum König: „Gnädiger Herr und König, Euer Majestät ist das Roß Beyart wohl bekannt, und wenn es anfängt zornig zu werden, so ists so böse, daß mans nicht bezwingen kann. Wir waren ihm so nah, daß wir meinten, wir hätten es gewiß in unsern Händen gehabt, da kam der Schildknecht, und wollte allein die Ehre haben, zog sein Schwerdt aus, und griff

nach Beyart. Als Beyart das bloße Schwerdt sah, floh es, und lief hinweg, als wenn es unsinnig wäre, also verloren wir es zwischen zweien Wäldern, und einem Ackerland; darum erzürnete ich, und schlug ihn todt." Als der König das hörte, sagte er: „Vetter Roland, ihr habt nicht Unrecht daran gethan; es war gar eine Vermessenheit, daß er vor euch allen das Pferd allein fangen wollte; doch wäre es mir lieber, es wäre nicht geschehen!" Als der König ausgeredet hatte, sagte Roland zu ihm: „Herr König, ich begehre, Euer Majestät wolle die Knechte alle, denen das Roß anbefohlen ward, aufhenken lassen; denn sie sind Ursache, daß es uns entkommen." Da ließ der König die Knechte zur Stund aufhenken. Darnach ging Malegys zum König, und sagte: „Ach! wie ist mir geschehen, mein Gesell ist auf das Roß gesessen, ich fürchte, er wird davon gefallen seyn, und sterben; dieses bekümmert mich gar sehr, ich will eine Wallfahrt über See thun, und für seine Seele bitten, daß Gott der Herr der wolle gnädig seyn;" und stellte sich gar traurig. Als der König des Malegys Elend und Jammer ansah, tröstete er ihn und sprach: „Freund, seyd zufrieden, ich will euch in ein Kloster thun, wo ihr euer Lebenlang sollt unterhalten werden, und so ich vernehme, daß euer Genosse todt geblieben ist, so will ich alle Tage zu Ehren der Mutter Gottes eine Messe für seine Seele lesen lassen." Malegys dankte dem König und sagte: „ich kann nicht länger bleiben," und nahm also Urlaub vom Könige. Dann befahl der König seinem Schaffner, er sollte dem Malegys hundert Du-

caten in Gold geben; die nahm Malegys, und zog also von Paris. Als nun dieß sich so zugetragen hatte, ließ der König seine Edelleute und alle seine Räthe zusammen kommen, und sagte: „Ihr Herren, ich schwöre bei meiner Krone, ich will Gericht halten über die, welche meinen Sohn so mörderischer Weise erschlagen haben!" Und alsobald ließ er des Reinolds Brüder aus dem Gefängniß bringen, und hieß ihnen ihr Angesicht bedecken und ihre Hände binden, als ob es Diebe gewesen wären, und wollte sie hinrichten lassen.

Wie nun der Bischof dieß sah, erbarmete er sich über sie und sagte: „Herr König, ich bitte, wollet unsere Vettern erstlich vor Gericht und vor die Schöffen kommen lassen; denn es ist ja euer eigen Fleisch und Blut." Da sagte der König: „Herr Bischof, durchaus nicht; ich will, daß sie heute sterben sollen, denn sie haben mir meinen Sohn erschlagen, und müssen nach ihren Werken den Lohn empfangen." Der Bischof sagte: „Herr König, dieser Herren hier ist schier keiner, der nicht mit ihnen verwandt wäre, darum zweifle ich nicht, sie werden es ungerne sehen, daß man sie henkt, und wo ihr Solches zulasset, werdet ihr wenig Dank davon haben." Der König fragte: „Herr Bischof, wollet ihr euch gegen mich aufwerfen?" „Nein, sagte der Bischof, aber wir wollen nicht verwilligen, daß sie sollen gehangen werden." Der König sagte: „ich will sie doch hängen lassen, will gern sehen, wer mirs wehren wird." Der Bischof sprach wieder: „Ich glaube nicht, daß es die Herren werden zulassen, denn sie sind ihnen schier alle verwandt." Da rief der König den Folco von Paris

zu sich, und sagte: „Was rathet ihr, soll ich meine Vetter hängen oder soll ich sie leben lassen?“ Folco sagte zu dem König: „Großmächtigster König, da ist Eure Majestät selbst klug und verständig genug dazu; wenn aber Bischof Turpin sich Eurer Majestät widersetzt, und ihr sie nicht hängen laßt, so wird man sagen: der König hat es nicht thun dürfen.“

Da der König dieses hörte, ergrimmte er noch mehr, schwur noch einmal bei seiner Krone, und sagte: „Nun sollen sie sterben, es koste auch was es wolle,“ aber der Schwur war ihm hernach von Herzen leid. Der Bischof, diese Worte des Königs hörend, ward zornig und sprach: „Nun wohlan, gnädiger Herr und König, es ist unser Wille und Meinung sämmtlich, daß Ihr sollt den drei Gebrüdern, unsern Vettern, das Leben lassen; es sey Euer Majestät lieb oder leid!“ Der König versetzte dem Bischof: „wie, wollet ihr euch gegen mich auflehnen?“ und schlug nach dem Bischof. Der Bischof, dieß ersehend, nahm den König bei dem Hals, und hätte ihn fast erwürgt, aber die andern fielen dazwischen und brachten sie wieder von einander. Der König ward gar zornig und sagte: „Nun will ich sehen, wer diejenige sind, die mich absetzen, und auf eurer Seite leben und sterben wollen!“ Als der Bischof das hörte, sprang er auf die Seite und sprach: „O ihr Herren und Freunde, die mich mit Treue meinen, und nicht von mir weichen wollen, stehet mir in meiner Noth bei, denn in der Zeit der Noth kennet man einen Freund!“ Als der Bischof diese Worte geredet, sprang zu ihm von dem König Graf Aymerich, Arnolds Sohn

von Mailand, nach ihm Herr Arnold, ein stolzer und gewaltiger Ritter, nach ihm der Herzog von Burgund, der sagte: „Herr Bischof, wir wollen euch helfen, und beistehen mit Leib und Gut, gegen alle, die euch anfechten werden, seyd darum nicht traurig!“ Auf ihn folgte Richard von der Normandie, Ogier, auch ein gewaltiger Ritter, der Herzog von Balmon, und seine zween Söhne, Bertram und Richard, darnach Graf Olivier von Genua, und der stolze Roland; darnach noch etliche andere mehr. Als die Herren nun an des Bischofs Seite standen, sagten sie alle mit lauter Stimme: „Seyd nicht traurig, Herr Bischof, wer euch jetzt leid thut, der soll es Uns thun, und sollt' es unser Leben kosten.“ Als der König das sah, sprach er zu Roland: „Vetter Roland, was thut ihr? Ich meinte, wer auch von mir abgefallen, so wäret ihr doch bei mir blieben? Ich sehe wohl, ich habe euch vergebens so lang an meinem Hof behalten, habe euch umsonst allen andern Herren vorgezogen, und mein Vertrauen auf euch gesetzt; ihr lasset mich in der Noth stecken; das hätte ich euch nicht zugetraut!“ Da sagte Graf Roland: „Gnädigster Herr! ich achte dieß nicht; Eure Majestät sollte sich schämen vor der ganzen Welt, daß ihr diese drei Herren hinrichten wollet, die doch von königlichem Geblüt und eure Verwandten sind.“ Da rief der König den Folco von Paris und sagte: „Folco, was saget ihr hierzu, soll ich meine Vettern los geben oder nicht?“ — „Eure Majestät ist klug und verständig genug,“ sprach er; „sehet ihr nicht, daß eure besten Freunde sich gegen euch waffnen, und dem Bischof zufallen? Im Fall ihr die

drei Herren losgebt, so wird man sagen, ihr habt sie nicht richten dürfen nach dem Willen eurer Räthe, und habt sie also müssen laufen lassen!" — „Das ist wahr," sagte der König.

Als Ogier dieß Wort von Folco hörte, ward er zornig, sprang hervor und schlug denselben in's Gesicht, daß er vor des Königs Füße fiel, als ob er todt wäre, und sprach: „Ei du falscher Rathgeber und böser Tyrann, willst du das Blut dieser drei Herren, und siehest, daß wir's nicht begehren? du sollst des Tages Ende nicht erleben!" Dann ging er zu den drei Brüdern, lösete ihnen ihre Hände, entblöste ihnen ihr Gesicht und wollte sie nicht also länger gebunden sehen. Da fragte der Bischof: „Wer will nun diese drei Herren hängen? Ich glaube, es wird Niemand so kühn seyn!" Der König sagte: „Herr Bischof, ihr seyd sehr trutzig gegen mich!" Der Bischof sagte zum König: „Herr König, ich hab' Eurer Majestät zuvor gesagt, und sag' es noch, wenn ich mich gegen Euch sperren wollte, so wollt' ich durch die Gunst, die ich genieße, euch Land und Leute und die Krone abzwingen!" Als der König das hörte, ward er zornig, und beklagte sich vor seinem ganzen Rath.

Der Bischof, welcher sah, daß sich der König so sehr beklagte, ließ die Herren wieder binden, wie sie zuvor gebunden waren, lieferte sie in des Königs Hand, und sagte: „Gnädiger Herr und König, da habt ihr eure Gefangene wiederum, thut nach eurem Gefallen, aber ich rathe Eurer Majestät, laßt sie los um das Entgeld, welches Reinold für sie geboten hat!" Da sagte der König: „Ach! die

Allerliebsten, auf welche ich mich verlassen, weichen nun von mir; wie ist mir also geschehen?“ Da sagte Roland: „Fürwahr, Herr König, ich thue das nicht, daß ich von euch abwiche. Wollet ihr gegen die Türken und Heiden streiten, so will ich euch nicht verlassen, werd' auch noch getreuer seyn, als vorhin; ich will allezeit vorn und nie der Hinterste seyn, und euch allweg dienen!“

Hierauf bedachte sich der König und sagte: „Habt ihrs gehört, Herr Bischof, heute sollen meiner Schwester Kinder sterben, denn ich will meinen Sohn rächen, ich kann solche Schmach nicht vergessen! Ach, ihr Herren! wie thut ihr so übel; ich verwundere mich, daß ihr euch wider mich also betraget! Soll ich den Eid, so ich geschworen habe, nicht vollführen können, daß ich meiner Schwester Söhne tödte, und mich also räche an dem Blut meines Sohnes, den sie so jämmerlich erschlagen haben?“

Ueber diese Rede ward er selbst ein wenig bestürzt, doch sagte er weiter: „Ich hätte zwar gemeint, ihr solltet mir in solchem Fall beigestanden haben!“ Hierauf sagte der Bischof: „Gnädiger Herr und König! Eure Majestät erzürne sich nicht über uns, daß der Eid, den Sie geschworen, nicht erfüllt wird; es ist schon zweimal geschehen, daß Sie einen Eid gebrochen hat, darum achten wir es nicht hoch, ob er für dießmal auch gebrochen wird!“ Der König sagte: „Hab' ich das gethan, so ist's mir leid, da weiß ich nichts davon.“ Der Bischof sagte: „Ich will es Euch wohl sagen; denkt Ihr nicht mehr daran, daß Ihr im zornigen Muth bei Eurer königlichen Krone schwuret, Ihr wollet Amalis von Olinde hangen lassen, weil er Eure Tochter entführt hat;

und nun ist er Euer allerliebster Sohn, ihr habt ihm Eure Tochter zum Gemahl gegeben, und dazu noch Land und Leute!“ Als der König dieß hörte, sagte er zu dem Bischof: „Herr Bischof, ich verbiete euch bei meiner Krone, lasset die Worte seyn, und streitet nicht länger gegen meine Person, denn ich sehe wohl, ihr gewinnet mir Land und Leute ab!“ Da sagte Roland: „Herr König, ich rathe Eurer Majestät als ein Freund, haltet die Herren alle drei noch ein wenig gefangen. Ihr werdet Euch dann noch etwas bedenken, so daß sich alles noch zum besten wenden kann!“ — „Das will ich thun, Roland,“ sagte der König.

Darauf wurden die Brüder wieder in's Gefängniß geführt, welche in großer Gefahr gestanden, und also schied der Rath von einander; der König ging in seine Kammer und alle Dinge wurden für dießmal beigelegt. Als dieß sich also zugetragen hatte, kam Malegys wieder gegen Paris, um des Reinolds Brüder auch zu erretten, denn sie meineten alle Stund', sie müßten sterben. Er ging deßhalb nach dem Palast in das Gefängniß, und erwies daselbst seine Kunst, daß die Fallbrücke niederfiel, und das Thor sich öffnete; also ging er zu den Gefangenen, und brauchte seine Kunst abermals, daß die Schlösser des Thurms zersprangen, die Thür entzwei ging, und er zu ihnen hinein kam. Da nahm er Adelhart, Rittsart und Writsart bei der Hand, und schüttelte ihnen ihre Schlösser ab, mit welchen sie geschlossen waren; aber die Brüder wußten nicht, daß es Malegys, ihr Vetter, war, sondern sie meinten, daß es des Königs Diener wäre, und wollte sie heimlich umbringen. Sie waren deßwegen sehr traurig und fingen an

bitterlich zu weinen. „Ach!“ riefen sie, „es ist nun um unser Leben gethan!“ Malegys hörte dieß jämmerliche Grämen, erbarmte sich ihrer und sagte: „Liebe Herren, seyd zufrieden und erschrecket nicht, es hat keine Noth, ich bin Magelys, euer Vetter, ich will euch aus dem Gefängniß führen.“

Wie die Brüder dieses hörten, waren sie von Herzen froh. Hierauf sagte Adelhart: „Lieber Vetter, ohne eure Hülfe stehet unser Leben in der Hand des Herrn und König Karls: wir bitten, ihr wollet uns helfen.“ Darauf nahm sie Malegys bei der Hand, führte sie aus dem Gefängniß bis an die Brücke der Stadt Paris, und sagte: „Ich hab' übel gethan, daß ich euch aus dem Gefängniß geführet habe, ohne Wissen des Königs, ich will hingehen und es ihm anzeigen, und Erlaubniß von ihm begehren.“ Da sagte Adelhart: „Vetter, ich bitte euch, lasset uns gehen, denn ich weiß, er wird euch keine Erlaubniß geben.“ Malegys aber ließ die Herren alle daselbst stehen, ging zum König bis vor sein Bett, und sagte: „Herr König! Gott gebe Euch einen guten Tag, und Gott wolle Eurer Seele Geleitsmann seyn, wenn sie aus diesem Jammerthal scheiden wird. Ich kann nicht unterlassen, Herr König! Euch wissen zu machen, daß ich meine Vettern aus dem Gefängniß geholet habe, und hinweg geführt bis an die Brücke vor Paris, es gehe wohl oder übel. Nun bitte ich, gnädigster Herr und König! Ihr wollet mir erlauben, daß ich sie wieder mag hinwegführen nach Montalban, daselbst werden sie Euch keinen Schaden mehr zufügen, viel weniger Eure Majestät daselbst fürchten!“ Als der König

dieß im Schlaf hörte, antwortete er: „Nehmet eure Vettern und thut damit, was euch gefällt!“ wußte aber selbst nicht, was er geredet hatte.

Als Malegys solche Worte von dem Könige gehört, war er wohl zufrieden, sah sich um nach des Königs Krone, und nahm sie samt Karls Schwert mit sich, ließ den König zusehen, und brachte die drei Herren samt der Krone nach Montalban. Wie Reinold seine Brüder sah, sprang er vor Freuden auf, und dankte seinem Vetter herzlich. Reinold und seine Brüder blieben nun samt Malegys zu Montalban bei einander. Nachdem Malegys fort von dem König war, schlief dieser wieder ein, und als er erwachte, wußte er nicht, ob er dieses Alles vom Malegys gesehen und gehört hätte, oder ob es ihm in einem Traum so vorgekommen; er ging deßwegen, sobald er sich gekleidet hatte, nach dem Gefängniß, um zu sehen, ob solches wahr oder ob es ein Traum gewesen wäre. Als er dahin kam, fand er das Gefängniß offen, und die Gefangenen waren heraus; da ward er sehr zornig, und ging wieder nach seinem Gemach. Unterwegs kam ihm Roland entgegen und grüßte den König. „Herr und König!“ sprach er, „zu guter Stunde seyd ihr also früh aufgestanden!“ Da sagte der König dem Roland: „Liebster Vetter Roland, gehet mit mir, ich muß euch mein Unglück klagen, das mir diese Nacht widerfahren. Vergangene Nacht, als ich im Schlaf war, kam der Betrüger Malegys zu mir, so mir recht ist, und sagte mir, er hätte Reinolds Brüder aus dem Gefängniß genommen, und bat mich um Urlaub, daß er sie nach Montalban führen möchte: daß sie mich nicht

fürchten sollten; ich meinte, er stünde vor mir, und gab ihm Urlaub, sie hinwegzuführen; und ich sah auch, daß er meine königliche Krone samt meinem Schwerte zu sich nahm; ich fürchte, ich werde es nimmer bekommen!" Roland antwortete dem König, und sagte: „Herr König, habt ihr Malegys Urlaub gegeben und nehmet es ihm nun für Uebel; was ist das?" Der König sagte: „Roland, treibet ihr euern Scherz mit mir? das muß mich verdrießen!" So gingen sie miteinander in des Königs Kammer; der König war sehr übel zufrieden wegen seiner Gefangenen, seiner geraubten Krone und seines entführten Schwertes.

Weil nun der König nicht wußte, wie er wieder zu seiner Krone kommen solle, so ließ er eine neue viel schönere und kostbarere machen; auch hätte er gern wieder ein Roß gehabt, das dem Roß Beyart an Größe, Stärke und Geschwindigkeit gleich wäre. Daher wurde ihm von dem Ritter Dunay gerathen, er solle seine Krone als ein Kleinod aussetzen, und in seinem ganzen Lande ausschreiben, welcher Lust und Belieben trage, mit seinem Pferd um die Krone zu rennen, der solle sich nach Paris verfügen; da wolle der König die aussetzen, und welcher der erste mit seinem Pferd an dem Ziel wäre, und die Krone erreichte, dem wolle er sie viermal mit rothem Gold abkaufen, samt dem Roß, mit welchem er sie erlangte.

Dieser Rath gefiel dem König wohl; er gedachte, auf diesem Wege dürfte er das beste Pferd bekommen, das im ganzen Königreich wäre, mit welchem Roland der Gewalt, die Reinold üben möchte, widerstehen und ihn fern von Frankreich halten könnte. Er setzte daher die Krone, die er erst hatte machen lassen, als Kleinod aus, daneben befahl er, es solle sich ein jeder mit den besten Pferden versehen, die er bekommen könnte.

Solches erfuhr Reinold von einem guten Freunde, den er in Frankreich hatte, der kam in aller Eile zu ihm nach Montalban und sagte: „Herr Reinold, ich thue euch zu wissen, daß der König seine Krone zum Kleinod zwischen Montalban und der Seine aufgesetzet, dazu alle Ritter berufen, mit den edelsten Pferden zu Paris zu erscheinen und ihr Bestes zu thun mit Rennen, um die Krone zu gewinnen, in der Hoffnung, daß der König auf diesem Wege das beste Pferd bekäme, um euch damit zu bezwingen, und fern vom Lande zu halten.“ Reinold sagte: „Freund, schweige davon still; wenn es meinem Vetter Malegys rathsam zu seyn dünket, so will ich nach Paris reiten, und das Kleinod gewinnen; denn ich weiß, er findet kein Roß, das meinem gleich ist im Laufen und Springen.“ Dieweil er mit diesem redete, kam Malegys dazu, und Reinold erzählte ihm, was er gehört. Malegys sagte: „Wo meinte der König ein solch Roß zu finden, das dem Beyart gleich kommt mit Laufen und Springen? Das ist ihm nicht möglich; derhalben rathe ich euch, Vetter Reinold, daß ihr dahin ziehet, und nehmet eure Brüder samt eurem Volk mit euch, damit ihr desto besser verwahrt seyd, und sehet,

daß ihr die Krone davon bringet, ich will auch selber mitreiten.“

Da ließ Reinold das Roß Beyart satteln, rüstete sich in aller Eile, und sie zogen aus. Als sie gen Orleans kamen, fragte Malegys nach der besten Herberge; sie stiegen von ihren Pferden, und gingen hinein. Als es nun Zeit war zu essen, wuschen sie ihre Hände, setzten sich zu Tisch, und befahlen, daß man den Pferden ihre Gebühr auch geben sollte, saßen also, und waren fröhlich, denn es war da kein Mangel.

Als die Mahlzeit ein Ende hatte, ging ein jeglicher lustwandeln, wie es ihm wohl gefiel; aber Malegys und Reinold begaben sich in einen Garten, darin allerlei Kräuter und Blumen standen; da suchte Malegys etliche Kräuter, die ihm nöthig waren, und stieß sie zusammen in einem Mörser; den Saft nahm er, und bestrich Reinolds ganzen Körper damit.

Dadurch veränderte Reinold die Farbe, und sah viel jünger aus, als er war, also daß man ihn nicht erkennen konnte. Als Adelhart, des Reinolds Bruder dieß sah, lachte er, und sagte zu den andern Brüdern: „Sehet Brüder! was hat unser Vetter gethan durch seine Zauberkunst!“ Dann ging Malegys in den Stall, und veränderte dem Roß Beyart auch seine Farbe; es war vorhin schwarz, darnach wurde es so weiß, wie Schnee, daß man es nicht erkennen konnte.

Wie dieses die Brüder sahen, mußten sie lachen, und sagten wieder einander: „wenn ich nicht wüßte, daß es Beyart wäre, so könnte ich es jetzt nicht erkennen, so sehr

ist es nun entstellt; und ich weiß gewiß, daß niemand unter der Sonne ist, der es erkennen kann." Als dieß geschehen, sagte Malegys: „nun lasset uns fort gen Paris reiten, denn niemand kennet jetzt Reinold, noch das Roß Beyart, wie genau man es besieht!"

Reinold, der tapfere Held, ließ sein Pferd satteln, und rüstete sich samt seinen Brüdern, und sein Vetter Malegys desgleichen, doch keiner war so herrlich, als Reinold. Aber die Worte, die Reinold und Malegys mit den Brüdern gewechselt hatten, hörte ein Verräther, derselbe lief eilends nach Paris, meldete alles dem König, und sagte, wie daß Reinold sich gerüstet hätte, und wolle nach Paris reiten um die Krone zu gewinnen; denn er hätte es von ihm hören sagen. Als der König dieses hörte, entfiel ihm der Muth, und sagte: „Freund, was sagt ihr? ich weiß daß Reinold nicht hieher kommen darf, und wenn er die Stadt Paris damit gewinnen könnte!" Da sagte der Verräther: „Herr, ich sage Euch, fürwahr es geschieht, denn ich habe ihn samt seinen Brüdern und Malegys zu Orleans gesehen. Als der König das hörte, ward er zornig, rief Folco von Morlin, und sagte zu ihm: „Ich will dir dreißigtausend Mann geben, darüber sollt du Obrister seyn, damit sollt du nach Orleans ziehen, daß du meinen Vetter Reinold bekommest, und bringst ihn gefangen hieher. Wenn er sich gegen dich zur Wehr stellt, so haue ihn samt seinen Brüdern und Malegys in Stücke, und bringe mir ihre Häupter, dafür will ich dir schwer Gold geben. Folco willigte ein, zog hinweg mit seinem Volk, besetzte alle Päße und Straßen und sprach: „Nun ist Reinold samt

seinen Brüdern mein Gefangener, Gott wollte es denn anders, ich will nun fleißig Achtung geben, daß er mir nicht entkomme."

Unterdessen kam Reinold auf vier Meilen Wegs nahe bei Paris, auf ein schön Feld, da fand er einen guten Brunnen. Reinold und Malegys verließen das Volk, das sie bei sich hatten, und befahlen es dem Adelhart, daß er darüber gebieten solle, als ihr Oberster; so ritten sie gen Paris, und sagten zu Adelhart: „Wenn man uns mit Gewalt überfallen würde, so wollen wir eine Trompete blasen, alsdann komme du uns mit dem Volk ohne langen Verzug zu Hülfe." Als sie nun zu Paris angekommen waren, sagte Malegys zu Reinold: „Wenn man euch etwas fragen wird, so antwortet sanftmüthig auf bretagnisch, und lasset euch nicht merken, daß ihr französisch reden könnet."

Jetzt nahte Folco mit seiner Schaar und sah Reinold herankommen. Da sagte Reinold zu dem Malegys: „Vetter, was sollen wir thun? lasset uns wieder umkehren zu unserm Volk, denn sehet, da kommt Folco von Morlin." Darauf sagte Malegys: „O Reinold, ich merke wohl, ihr habt kein Herz mehr; reitet fort, und fürchtet euch nicht, denn man kennt euch und das Roß nicht!" Inzwischen ritt Folco tapfer auf Reinold zu, und hatte ein Schwert in seiner Hand; als er bei Reinold ankam, vermeinte er, das wäre ein junger Knabe, und sah, daß er nicht gewaffnet war; dessen schämte er sich, senkte sein Schwert, nahm den Reinold bei der Hand, und fragte ihn: „Jüngling, wo kommst du her und wo bist du geboren?" Da antwortete

Reinold ihm auf bretagnisch, mit gelinden Worten. Folco sprach: „Rede französisch, denn ich verstehe dich sonst nicht. Fürwahr, Jüngling, sagte er, ein solch groß Pferd habe ich noch niemalen gesehen; es ist schier dem Roß Beyart gleich, das der Reinold hatte, und wenn es schwarz wäre, so spräche ich, es wäre das Roß Beyart.“ Und also ließ er den Reinold seine Straße reiten. Darnach kam der Ritter Dunay zu Folco, fragte ihn: „Wie, Folco, habt ihr den Reinold nicht erschlagen?“ „Nein, sagte dieser, es ist Reinold nicht gewesen, es ist ein junger Held von 14 oder 15 Jahren; er kommt aus Bretagne!“ Als Dunay dieß hörte, steckte er sein Schwert ein, und ritt ihm in aller Eile nach; und als er zu Reinold kam, nahm er seinen Zaum in die Hand, und fragte ihn auch, wo er geboren wäre. Reinold antwortete ihm gar demüthig: „In Bretagne, in Brevie bin ich geboren.“ Dunay sagte: „Sprecht französisch, ich verstehe euch sonst nicht.“ Als Dunay hörte, daß er sonst keine Sprache reden konnte, sagte er: „Nun so reitet hin in Gottes Namen.“

Darnach nahm Dunay Malegys Pferd bei dem Zaum, und fragte ihn auch, wo der junge Held geboren wäre? Malegys antwortete auf französisch, und sagte: „In Bretagne; er ist eines Grafen Sohn, aber sein Land und Leut' hat er versetzt.“ Da fragte Dunay: „Wie? wie ist er an das Pferd gekommen? das ist ein schön, groß und geschwindes Roß, solches Roß hab' ich niemals gesehen. Es ist fast dem Roß Beyart gleich, und wenn es von Haaren wäre, wie Beyart ist, so sagte ich, es wäre Beyart selbst, denn es hat eben seinen Gang und Gestalt,

nur nicht die Haare!“ Das ist kein Wunder,“ sagte Malegys: „daß es groß ist, es hat niemals nichts anders gefressen, als Korn und Brod, und das allein darum, weil der König hat verkündigen lassen, er wollte seine Krone zum Kleinod aussetzen auf das beste Pferd, welches am geschwindesten und am mächtigsten wäre im Turniren und Rennen; dasselbe wollte er kaufen, der Meinung, daß man den Reinold bezwingen, und aus dem Lande halten sollte; derhalben hat der Jüngling sein Pferd allein mit Korn und Brod füttern lassen, denn er hofft die Krone zu gewinnen, und den Preis davon zu tragen.“ Da sagte Dunay zu Malegys: „habt ihr nichts von Reinold vernommen?“ Malegys sagte: „Ich glaube, er ist noch dahinten, und trachtet sehr nach des Königs Unglück.“ Dann nahm er Urlaub von dem Ritter Dunay, und ritt Reinold nach. Dunay ritt zu Folco von Morlin und sagte zu ihm: „mich dünkt, daß wir vergebens auf Reinold warten, denn ich weiß, daß er nicht nach Paris kommt, und wenn er schon die Stadt Senlis, Orleans und Amiens damit verdienen könnte!“ Folco antwortete dem Ritter Dunay und sagte: „Fürwahr, Herr, das dünkt mich auch; und wenn es der Ritter Reinold erfährt, daß wir sein allhier warten, so wird er lachen, seinen Spott mit uns haben und sagen: Jetzt sehe ich, daß man mich sehr fürchtet, da sie mit solcher Gewalt auf mich warten!“ Mit solchen Worten kehrten sie wieder nach Paris zu dem König.

Als Folco vor den König kam, fragte ihn dieser, ob er Reinold bekommen hätte. Er antwortete dem König

„Nein, Herr König." Der Ritter Dunay sagte zum König: „Gnädigster Herr König, es wäre gar unweislich gethan, wenn wir den stolzen Ritter Reinold daselbst sollten erwarten; denn er wird sich wohl besser besinnen, denn daß er gen Paris kommt; und ich weiß, wenn er schon Paris, Orleans und Amiens damit gewinnen könnte, so kommt er doch nicht hieher." Der König antwortete: „Das ist wohl wahr, was ihr saget, Herr Dunay, aber er ist von eurer Verwandtschaft; darum habt ihr dem Folco davon abgerathen; aber fürwahr! ich sage euch, wenn mir der Reinold entkommt, so will ich euch an seiner Statt henken lassen!" Darauf sagte Dunay: „Gnädiger Herr, nicht also, ich will Eurer Majestät einen andern Rath geben; Ihr sollet alle Thore der Stadt zusperren lassen, und an jegliches Thor ungefähr drei oder vier gewaffnete Mann stellen und alle die fremden Ritter und Herren draußen lassen; und wenn nun Reinold mit einigen Pferden käme, und gern herein seyn wollte; so könnte man ihn alsobald ergreifen, und Eurer Majestät gefangen ausliefern!"

Der König hielt den Rath für annehmlich, und befahl ihn ins Werk zu setzen; er ließ die Stadt Paris bewachen, auf daß er den Ritter Reinold möchte bekommen. Reinold und Malegys kamen. Aber niemand war da, der ihnen aufmachte. Als Malegys dies sah, steckte er sein Haupt durch ein Loch des Thors, und sah einen gewaffneten Mann da sitzen; denselben sprach er mit guten Worten an, und sagte: „Freund, warum läßt der König die Thore alle verschließen? Dessen verwundere ich mich

sehr, daß alle diese Ritter und Herren hier außen bleiben müssen. Oder meinte der König, daß er alle gute Pferde darin hat? Ach, nein! es ist noch eines hieraußen, das ist das beste, das wird er wohl inne werden!“

Der gute Mann sagte zu ihnen: „Meine Freunde, es ist nicht darum geschehen; es ist nur um den Ritter Reinold zu thun.“ „Ist's sonst anders nicht als um Reinold? sagte Malegys, ich hab' gehört, er ist noch dahinten, aber er trachtet gewaltig nach des Königs Schand' und Unehr!“ Indem nun Malegys also redete mit dem Wächter, stand da ein Verräther neben Reinold, der sagte: „hab' ich Reinold jemals gesehen, so ist es der, welcher auf dem großen Roß sitzt, und das Pferd ist Beyart!“ Malegys dieß hörend, veränderte den Reinold noch mehr; und Beyart verstand die Worte auch, die der Verräther sagte; er schlug mit seinen Füßen hinten aus, und traf jenen vor die Brust daß er zurückfiel und starb.

Hierauf sagte Malegys zu den Herren, die dabei waren; „das Pferd hat den Knecht todt geschlagen.“ Die Herren sagten, das Pferd hat recht gethan, warum hat er gelogen? Wie sollte das Beyart seyn können; denn Beyart ist kohlschwarz, und dieß Roß ist weiß, wie der Schnee; auch kennen wir Reinold wohl, der hat eine Gestalt von zweiundzwanzig Jahren, dieser Jüngling scheinet nicht über fünfzehn Jahre alt zu seyn!“ Als diese Rede ein Ende genommen, that man das Thor auf, und ließ die Reiter alle hinein reiten.

Als sie nun darin waren, fragte Malegys nach der besten Herberge; die zeigte man ihm, da stiegen sie von ihren Pferden, welche in den Stall geführt wurden,

und die Ritter gingen zum Morgenessen. Wie nun die Zeit herannahte, daß man um die Krone reiten sollte, ging Malegys mit Reinold in den Stall, und Malegys machte durch seine Zauberei, daß Beyart ganz mager und unansehnlich war.

Reinold und Malegys sattelten ihre Pferde, ritten wieder zu der Stadt hinaus, auf einen grünen Platz, und erwarteten daselbst den König. Als nun die Mahlzeit vorbei war, ritt dieser mit seinem Adel hinaus, und folgten ihm alle Ritter, die um das Kleinod werben wollten. Sie kamen an den Ort, wo die Krone aufgehängt war; da begab sich Reinold und Malegys mit ihren Pferden unter die andern Ritter und Herren; als die Reinold sahen, trieben sie ihren Spott mit ihm, und sagten unter einander: „dieser wird das Kleinod gewinnen, und das Roß wird ihm der König abkaufen!“ und dergleichen Spottreden mehr. Darauf sagte Reinold mit ganz demüthigen Worten: „Scherzet nicht zu sehr, Freunde! wer weiß, was Gott mir jungen Helden auf diesen Tag noch für Glück bescheeren wird? Er möchte mir vielleicht so viel Gnade erzeigen, daß ich die Krone mit meinem unansehnlichen Roß gewinne!“ Dieß hörte ein Bürger, welcher dabei stand, lachte dessen, und sagte: „Freund, ihr saget die Wahrheit, aber ich rathe euch, daß ihr wieder zurück in die Stadt reitet, und entlehnet einen Esel, und brauchet den statt dieses Pferds; oder eine Kuh, die kann fein weit schreiten, so kommet ihr bald zu der Krone!“ Und also ward der gute Reinold mit seinem Pferd verspottet.

Indeß befahl der König, man solle das Rennen anfangen, und ein jeglicher rüstete sich und verhoffte die Krone zu gewinnen. Da sagte Malegys zu Reinold: „Nun, Vetter, thut euer Bestes, daß ihr das Kleinod mit Ehren erlangen möget, ich will wieder durch Paris reiten, und an der andern Seite der Seine warten. Als Malegys und Reinold also zusammen redeten, waren die andern Ritter ein gut Stück Wegs voran geritten. Reinold, der dieß sah, sagte zu seinem Roß: „Wie nun, Beyart, willst du so träg seyn? Sollte ein anderer die Krone gewinnen? das wäre mir und dir eine große Schande!“ Beyart verstand diese Worte und fing an zu laufen, daß sich Jedermann verwundern mußte, ja so geschwind, als wäre es ein Pfeil gewesen, der von einem Bogen geschossen worden. Als die Herren, die dabei waren, dieß ansahen, sagten sie wieder zu einander: „Wir hatten unsern Schimpf und Spott an diesem Jüngling, aber mich dünkt, er könnte die Wahrheit gesagt haben!“

Indem ward der König Beyart auch gewahr, rief dem Roland, und fragte: „Vetter! sehet das Roß an, auf dem der Jüngling sitzt; das lauft so geschwind, und ist so groß und stark, daß es dem Beyart fast gleich ist; wenn es schwarz, und nicht weiß wäre, so würde ich sagen, es sey Beyart selbst; das will ich euch kaufen, auf daß ihr Reinold damit bezwinget, und uns ferne haltet!“ Roland sagte: „Herr König! das ist wahr, wenn es schwarz wäre, es wäre Beyart selbst!“ Unterdessen kam Reinold den andern Pferden weit zuvor, also daß er der erste bei der Krone war; die nahm er von dem Ziele ab, da sie auf-

gesetzt war, jagte durch die Seine, und brachte so die Krone hinweg. Als der König sah, daß Reinold mit der Krone hinweg reite, ward er traurig, rief ihm, und sagte: „Freund! hierher mit der Krone! Gebt sie mir wieder, ich will sie euch viermal mit Gold bezahlen; will euch das Roß, mit dem ihr die Krone gewonnen, abkaufen und euch dafür geben, was ihr von mir begehret!" Als Reinold dieß vom König hörte, sagte er: „Herr König! dieß Roß ist mein, ich will es auch behalten; wollet ihr ein schön Pferd haben, so sehet, wo ihrs bekommet: denn ich weiß, ihr findet deren keines, wenn ihr schon die ganze Welt durchsuchen ließet, das dem Beyart gleich wäre; ich sage euch fürwahr, Herr König! habt ihr Reinold je gesehen oder erkannt, so bin ich es selbst mit meinem Roß Beyart. Was die Krone betrifft, Herr König! die hab' ich durch Gott und das Glück gewonnen; die will ich behalten und die Edelsteine davon nehmen, und sie zu Montalban zu einem Gedächtniß meines Sieges aufbewahren; denn Kaufleute dürfen keine Kronen tragen; es ist besser, daß mein Roß die trägt! mich dünkt nämlich, ihr wollet ein Roßtäuscher werden!" Hierüber wurde der König betrübt und sagte: „Ey, lieber Vetter, lasset mir die Krone wieder zukommen, ich will euch zum Rentmeister machen über alle meine Güter. Adelhart soll Marschall, Rittsart soll Speisemeister und Writsart soll mein Schultheiß seyn!" Reinold aber sagte zum König: „Herr König! Gott weiß, wenn wir Euch dienten, sollten wir für unser Wohl übel gesorgt haben; heut, als Ihr die Krone aussetztet, meintet Ihr ein Pferd zu finden, das Beyart gleich oder über dasselbe wäre, das ist

aber weit gefehlt. Es ist in der Welt kein besseres; ich bin weit herum gezogen, doch seinesgleichen ist mir nicht vorgekommen, geschweige daß Ihr eins finden solltet, so über das meine wäre; ich will es auch nicht lassen, und wenn Ihr mir so viel Gold dafür geben wolltet, als es groß und schwer ist; denn es ist die Blume von allen Pferden!"

Als Reinold mit dem König also redete, kam Malegys mit seinem Pferde gerannt, was er rennen konnte, und fragte Reinold: „Vetter, wie ist es mit der Krone, wer hat sie gewonnen, habt ihr sie oder nicht?" Reinold sagte: „Ja, Vetter, ich hab' sie bekommen, ich danke es Gott und euch, Vetter Malegys!". Da sprang Malegys vom Pferd, und küßte Reinold samt Beyart. Als der König dieses sah, fragte er Malegys, und sagte: „Seyd ihr es, Vetter Malegys, oder täusche ich mich? Ich bitte, wollet meinen Vetter Reinold bereden, daß er mir die Krone wieder zukommen lasse, ich will sie ihm vierfach bezahlen; dazu will ich ihm vier Monat lang Frieden geben, um nach Dordone zu reisen, und seine Mutter zu besuchen; denn ich weiß, daß sie ihn lieb hat, und nach ihm sehr verlanget. Als Malegys dieß hörte, sagte er zu dem König: „Herr König, kommet über die Seine; wir wollen Euch die Krone geben!" Der König wurde zornig, und sagte zu den Rittern, die bei ihm waren, vornehmlich zu Roland und Olivier: „Ich bitte euch, ihr Herren! folget mir nach, und trauet Malegys nicht wegen seiner Zauberkunst!" Da sagte Malegys: „Ich rathe der Herren keinem, daß sie sich auf die Seine begeben!

Kommen sie darauf, so kommt keiner mit dem Leben davon, ich mache, daß sie alle ertrinken." Indem sprang Reinold auf Beyart und Malegys auf sein Pferd; sie schieden vom König und eileten zu Reinolds Brüdern, welche ein groß Verlangen nach seiner Wiederkunft hatten, wie auch nach der Krone. Reinold und seine Brüder blieben nun mit ihrem Vetter Malegys zu Montalban bei einander.

Eines Tages wollte Olivier in einen Wald außerhalb Paris auf die Jagd reiten, und kam auf einen hohen Berg; da sah er von dem Berg herab unten an dessen Fuß einen Mann; er zweifelte, ob es Malegys wäre oder nicht; zuletzt erkannte er ihn, denn er wußte wohl, daß sich Malegys durch seine Kunst in eine andere Gestalt verändern konnte, als er sonst hatte. Olivier verwunderte sich, wie er dahin gekommen wäre, setzte sich auf sein Pferd, ritt zu ihm, ergriff ihn bei seinem Mantel, und sprach: „Stehe still, du loser Zauberer! und gib dich gefangen, ich muß dich zum König Karl führen!" Als Malegys solches sah und hörte, sprang er hinter sich, zog sein Schwert aus und stellte sich zur Wehr. Olivier aber schlug nach Malegys, daß ihm sein Schwert aus der Hand fiel. Da nun Malegys sah, daß er wehrlos war, wurde er zornig, und sagte zu Olivier: „Ich will mich gefangen geben." Dieser nahm ihn gefangen, und führte ihn nach Paris.

Wie der König den Olivier sah, empfing er ihn freundlich, und fragte: „Wie? Olivier, bringet ihr mir Malegys gefangen?“ Er antwortete: „Ja, Herr König! Eure Majestät mag nun mit ihm handeln, wie ihr beliebt.“ Da sagte der König: „Malegys, du falscher Dieb, weißt du wohl, daß du mir letztmals, als Rittsart hier gefangen war, fast meinen Daumen abgebissen hast?“ Da antwortete ihm Malegys, und sagte: „Herr König! das wird das letztemal seyn, daß ich euch schaden werde.“ Der König sagte: „du sollst heute noch hangen.“ Malegys erwiederte: „Herr König! ich bitte, lasset mich leben bis morgen.“ — „Nein,“ sagte der König, „du möchtest mir entlaufen.“ Malegys sprach: „Herr König! ich will Euch dafür Bürgen stellen.“ Der König sprach: „Wer will denn dein Bürge seyn?“ Malegys sagte: „ich versehe mich dessen zu Olivier.“ Da fragte der König Olivier: „Wollet ihr Bürge seyn für Malegys, daß er mir zwischen heut und morgen nicht entläuft?“ Olivier sprach: „Ja, Herr König.“ Der König sagte zu Malegys: „Er kann nicht allein Bürge seyn; es müssen ihrer noch mehr seyn!“ Da fragte Malegys den Roland: „ob er auch Bürge wollte seyn?“ Roland sprach: „Gnädiger Herr König! Eure Majestät darf nicht sorgen, Olivier und ich wollen uns verbürgen, daß er nicht entweichen soll.“ Unterdessen wurde es Essenszeit, da ließ der König zur Tafel blasen, und zwei und zwei von den Herren und Genossen setzten sich zusammen; aber der König saß allein; und sie aßen und waren fröhlich.

Als Malegys dieß sah, sagte er zum König: „Gnä-

diger Herr König, alle eure Herren sind gesessen, aber ich bin vergessen worden; ich denke, ich komme und setze mich zu Eurer Majestät.“ Als der König diese Schimpfrede von Malegys hörte, wurde er zornig und sagte: „Du ehrloser Schelm, wie darfst du noch reden, und sollst doch morgen hangen? Wann ich an deiner Statt wäre, das Essen und das Lachen sollte mir wohl vergehen!“— „Je nun,“ sagte Malegys, „Herr König! ich bin heute Abend noch frei, was morgen geschieht, das weiß ich nicht.“ Als Roland das hörte, sagte er: „Malegys, schweiget still, kommet und esset mit mir!“ — „Das will ich thun,“ sagte Malegys, „ich muß heute noch fröhlich seyn, und muß noch ein schönes Liedlein singen;“ ging also und setzte sich zu Roland.

Sobald nun das erste Gericht auf die Tafel kam, fing er an zu singen; da sagte der König: „Wie, Malegys? gelüstet euch noch zu singen, und sollt morgen hangen?“ Malegys sagte: „Herr König! ihr habt keinen lustigern Menschen gesehen, als ich bin, dieweil ich noch Zeit habe, bis morgen zu leben!“ Der König sagte: „Du gedenkest vielleicht mit deinem Gesange dich vom Galgen zu erlösen; aber deine Hoffnung ist umsonst!“ Dann ließ er ihn alsbald in das Gefängniß führen, und ihm fünf Centner Eisen anlegen. Als Malegys sah, daß es dem König ernst war, sagte er: „Herr König! wo ihr mich nicht losgebet, und bestellet mir eine Herberge, so will ich euch mit Gewalt entlaufen.“ Der König sprach: „Wenn du mir entlaufen kannst, will ich dir es frei stellen.“ Da sagte Malegys: „Herr König! erlasset meine Bürgen der Bürgschaft, ich

will versuchen was ich kann.“ Der König sagte: „Ich begehre die Bürgschaft nicht.“ Als Roland das hörte, sagte er: „Herr König! mir ist es auch recht, erlasset mich und Olivier der Bürgschaft, weil Malegys in den Kerker geworfen liegen muß.“ Der König antwortete: „Ihr Herren ich entlasse euch der Bürgschaft; er wird mir nicht entlaufen; ich befehle euch Gott, ich will mich zu Bette legen.“ Als Malegys dieß hörte, sagte er: „Ich will mich losmachen, ehe es Mitternacht ist!“ — „Ei, du loser Schelm,“ sagte der König, „wie wolltest du das zuwege bringen? Du bist ja fest genug geschlossen, hast auch Eisen genug am Leibe; auch will ich dir das Gefängniß noch dazu verwahren lassen durch einen Diener.“ Aber um Mitternacht brauchte Malegys seine Kunst, daß alle Schlösser abfielen, und das Thor des Gefängnisses sich eröffnete; die Herren, welche Wache hielten, sanken in Schlaf, so daß er sie alle aufeinander legte, und ihnen ihre Wehren nahm; dann ging er in des Königs Schlafkammer, schleppte Silbergeschirr mit sich, so viel als er tragen konnte, und ging damit nach Montalban.

Reinold lag ruhig in selbiger Nacht und schlief; er wußte nicht, was sich mit seinem Vetter Malegys zugetragen hatte. Da kam ihm im Traum vor, daß Malegys an einem Baum gehangen wäre; über diesen Traum erwachte er, zog seine Kleider an, waffnete sich und sprach: „O gütiger Gott! ich bitte dich, du wollest meinen Vetter vor einem solchen schändlichen Tode behüten!“ Dann setzte er sich auf Beyart, ritt nach des Malegys Castell, und klopfte allda an. Der Pförtner fragte ihn, was er

begehrte? Da fragte ihn Reinold: „Wo ist der Herr?“ der Pförtner sprach: „Herr! das weiß ich nicht.“ Reinold wurde traurig, und ritt nach Paris; als er nach Montfalcon kam, sah er, daß Niemand da gehenkt war; und er freuete sich dessen. Darnach sah er sich etwas um, und sah einen Mann daher kommen, beladen mit einer schweren Last; der härmte sich, als ob er augenblicklich sterben wollte.

Reinold erschrak heftig, und meinte, es wäre der Teufel selbst, und sprach: „Bist du von Gott, so sag mir's, wer du bist?“ Malegys sprach: „Ich bin Malegys, kennet ihr mich nicht?“ Da sprach Reinold: „Jetzt kenne ich euch wohl, Vetter! ich bitte, saget mir, was traget ihr so schwer?“ „Das will ich euch sagen,“ erwiederte Malegys, und erzählte nun Reinold den ganzen Vorfall. Da fragte Reinold: „Vetter, habt ihr Oliviers Schwerdt auch genommen?“ „Ja, antwortete er, hätte ich es ihm gelassen, so wäre er bei dem König in Verdacht gewesen, als ob er etwas davon gewußt hätte, daß ich entkommen wäre.“ Da ließ Reinold Malegys auf Beyart sitzen, und sie ritten vergnüglich nach Montalban. König Karl, der den Kerker zu bewahren befohlen hatte, daß Malegys nicht entkäme, ging des Morgens, als er sich angekleidet hatte, nach dem Gefängniß, und wollte den Malegys in in aller Früh henken lassen. Als er vor das Gefängniß kam, fand ers offen, die Genossen auf einem Haufen liegen, und das Gefängniß leer; er wurde deßhalb sehr traurig, und rief mit lauter Stimme: „Roland stehe auf, wir haben Malegys verloren.“ Als der König ein solch'

Geschrei machte, wurden die Genossen alle wachend; da sagte Roland: „O Gott! wer mag uns alle so auf einen Haufen gelegt haben?“ greift alsbald nach seinem Schwerdt, ingleichen auch die andern Herren, da waren aber alle Schwerdter hinweg. König Karl, dies hörend, ward gar zornig über die Genossen, daß sie nicht besser Wacht gehalten hatten. Ogier antwortete dem König und sagte: „Herr König! wann Ihr ihn schon bei dem Galgen hättet, so entkäme er doch und nähme mit sich, was er begehrte.“ Da schwur der König, er sollte ihm nicht mehr entgehen, wann er schon zu Montalban wäre, er wollte ihn henken lassen, und wollte die Schwerdter der Genossen in eigner Person wieder holen.

Der König Karl ließ nun in seinem ganzen Lande eine große Menge Volks versammeln, und zog damit nach Montalban, die Stadt zu belagern, that auch großen Schaden mit Rauben und Brennen. Roland schickte einen Boten an Reinold und begehrte, er sollte ihm helfen, daß er sein Schwerdt Durendal wieder bekäme. Da entbot ihm Reinold, er wolle nicht allein ihm, sondern allen Genossen helfen, daß sie ihre Schwerdter wieder erhielten, Roland sollte nur ihm wieder helfen, daß er und seine Brüder bei dem König zu Gnaden möchten aufgenommen werden.

Roland aber zeigte den Genossen Reinolds Begehren

an, welche solches alsbald bewilligten. Ogier sagte: „Möchten wir ihre Gnade bei dem König erlangen, ich wollte kein Gut daran sparen.“ Es ward aber verabredet, der Bischof Turpin sollte es dem Könige vortragen; so gingen sie sämmtlich zu Karl und der Bischof fing an und sagte: „Gnädiger Herr König! ihr wisset wohl, wie Montalban so fest ist, daß die, so darinnen sind, sich nicht zu fürchten haben. Derhalb bitten wir Eure Majestät wolle Reinold und seine Brüder zu Gnaden aufnehmen, und Frieden mit ihnen machen; was hilft es euch, daß das ganze Land mit samt der Stadt und Burg verdorben wird? Es wäre besser Eure Majestät nähme sie wieder an, und liesse sie mit uns gegen die Heiden ziehen, und die Feinde Gottes helfen vertilgen!“ König Karl sagte mit zornigem Gemüth: „Solches soll nicht geschehen, ich will sie einmal fragen lassen, ob sie das Kastell Montalban übergeben, und sich gebunden in meine Hände liefern wollen!“ Da fragte der Bischof: „Herr König, wer soll der Bote seyn, der das fragen soll?“ Roland sagte darauf: „Es ist Niemand so stolz oder keck allhier, der sich unterstehen dürfte.“

Als der König dies hörte, sagte er: „Roland, ich weiß keinen bessern oder bequemern dazu, als eben euch. Deshalb sollt ihr zu Reinold gehen und ihm sagen, wo er mir das Kastell zu Montalban nicht übergeben will, und was ich sonst noch mehr von ihm begehren werde, so will ich in seinem Lande keinen Stein auf dem andern lassen, sondern alles verheeren und verderben, was ich finde!“

Roland bedachte sich bald, und sagte: „Gnädiger Herr und König! ich will es gerne thun!“ rüstete sich, und zog nach Montalban. Als er zu Reinold kam, grüßte er ihn samt seiner Gesellschaft ganz freundlich, und sagte: „Vetter Reinold, ich bin hieher zu euch geschickt vom König Karl, und soll euch anzeigen, daß ihr ihm das Kastell Montalban übergeben sollt, und mit allen denen kommen, die in Montalban sind mit einem Strick um den Hals, willig und barfuß, und ihm zu Fuß fallen; so ihr solches nicht thun wollet, so will er euer ganzes Land verheeren und verbrennen; und wo er euch samt euren Brüdern kann bekommen, so will er euch henken lassen.“ Reinold hörte diese Botschaft an. Als Roland ausgeredet hatte, sagte er zu ihm:“ Derselbe, der mir als einem Landesherrn so darf drohen, und will, ich sollte ihm Land und Leut', Leib und Gut übergeben, der ist selbst des Todes würdig; aber, Freund Roland! ich begehre von euch, daß ihr dem König wieder sollet anzeigen: Ich erbiete mich und meine Brüder in seine Gnade, und will ihm geben Land und Leute, Dörfer und Städte zu einem Eigenthum, ich will ihm auch lassen das Kastell Montalban, daß er es mir als ein Lehen gebe; verspreche auch für mich und meine Brüder, ihm allenthalben zu dienen mit Leib und Blut, wo er unserer nöthig hat; so bald er uns will zu Gnaden annehmen, daß wir mögen bei Eltern, Weib und Kind bleiben: jedoch, wenn er uns in seinem Land und Königreich nicht leiden will, so wollen wir uns in andere Länder begeben, das Kreuz mit Geduld ertragen, und daselbst sieben Jahre lang blei=

ben. Wenn er aber diese Vorschläge nicht eingehen will, so sagt ihm frei, daß er sich hüte, wo er kann: denn ich will ihm allen Schaden thun, der mir möglich ist, und will so lang Krieg gegen ihn führen, als ich Volk zuwegen bringe.“ Roland sagte: „Freund! das soll also geschehen; ich will es dem Könige so hinterbringen, und hören, was er dazu sagen wird.“ So ging er wieder zu dem König, und machte demselben kund, was ihm Reinold aufgetragen hatte.

Nachdem der König durch Roland die Meinung Reinolds vernommen, ward er zornig, ließ überall die Wachen verstärken, auch alles wohl mit Volk versehen, und brachte eine große Menge zu Roß und zu Fuß zusammen. Als aber Reinold das hörte, ließ er all sein Volk ebenfalls waffnen, und die Pferde rüsten, und zog also zu Feld.

Reinold zog mit Beyart voraus, seine Brüder folgten ihm nach; und sie erschlugen eine große Menge Volks. Ja, Reinold stieß auf einen französischen Edelmann, daß er von seinem Pferde todt auf die Erde fiel. Als der König dies sah, rief er zu seinen Genossen! „Ihr Herren! stellet euch zur Wehr, denn Reinold thut samt seinen Brüdern großen Schaden.“ Da die Franzosen das hörten, daß der König so ernstlich war, gingen wohl tausend Mann auf Reinolds Volk los, sie wehrten sich aber ritterlich.

Endlich sagte der König zu Roland und Olivier und zu den Genossen: „Folget mir alle nach, so ihr euer Leben behalten wollt,“ und so ritt er auf Reinold und und sein Volk zu. Als Reinold sah, daß der König so straks auf

ihn zukam, floh er vor ihm, der König aber rief ihm und sagte: „Reinold! hieher, und stich auf mich.“ Reinold antwortete dem König und sagt: „Herr König! das soll unverzüglich geschehen, gab seinem Pferde die Sporen, und ritt so stark auf den König, daß er vom Pferde fallen mußte; er wäre wohl geblieben, wenn Roland nicht Hülfe geleistet hätte; alsbald rief Reinold seinem Volk, und sagte: „O ihr Gascogner! jetzt brauchet euch, und setzet tapfer unter die Franzosen, denn wir sind jetzt Meister!“ Als der König dies hörte, sagte er: „Reinold! ich hoffe, du wirst daran lügen; er sprang alsbald auf Malegys, der wehrte sich tapfer, also, daß ihm das Pferd unter dem Leibe todt blieb; zur Stund schwang er sich wieder auf ein ander Pferd, und focht mit dem Schwerdt, und fällte damit manchen Franzosen, dessen sich Reinold sehr erfreute. Dann zogen sie wieder ab, und begaben sich nach Montalban.

Als der König sah, daß seines Volks so viel todt geblieben, und Reinold ihm entronnen war, wurde er sehr betrübt, und sagte zu seinen Genossen: „nun hat mir Reinold so viel Schaden gethan, daß ich es ihm nicht vergeben kann.“

Dieser Streit zwischen dem König Karl und Reinold währte wohl sieben Jahre. Die Genossen kamen immer wieder mit der Bitte vor den König, daß er ein Parlament halten sollte, um dem Krieg ein Ende zu machen. Und endlich willigte der König Karl darein.

Reinold aber, als er hörte, daß ein Parlament ausgeschrieben war, erschien er daselbst, kam in eigner Person vor den König, grüßte ihn, und sagte: „Gnädigster Herr König, der große König des Himmels und der Erde müße Euer Majestät Beschützer seyn.“ König Karl sagte: „Was grüßest du mich noch, und hast mir so großen Schaden gethan?“ Reinold sagte: „Herr König, den Schaden will ich wieder gut machen, und für meine Missethat begehre ich Strafe zu leiden und mich nach Vermögen zu bessern. Und so es Euer Majestät gefällig ist, so wollen wir uns ergeben mit Leib und Gut.“ Auf solches hieß der König sie abtreten, er wolle sich mit seinen Herren und Freunden berathen. Dies waren Griffon, Alloret und Forcier, denn die andern Genossen wären zu Montalban geblieben. Forcier sagte zu dem König: „Gnädiger Herr! Reinold ist auch allhier erschienen, und gedenkt Eurer Majestät nicht, daß er Ludwig, unsern jungen König, erschlagen hat? und den solltet ihr zu Gnaden annehmen?“ Als Ogier das hörte, fürchtete er sich, Forcier würde etwas mehr gegen Reinold sagen, lief eilend dazu, und sagte: „Schweiget still, Forcier, lasset mich reden; ihr solltet billig auf kein Parlament kommen!“

Da sagte der Bischof Turpin: „Das ist wahr, Ogier, sie rathen dem Könige, daß er allezeit zu streiten hat, daß das Land und die Unterthanen verdorben werden. Ich aber, Herr König, rathe, Eure Majestät wolle Reinold mit seinen Brüdern zu Gnaden aufnehmen, und sich mit ihnen versöhnen; dann mögen sie gegen die Heiden ziehen, und uns das Land helfen gewinnen, denn sie sind

die besten Kriegshelden, die ich im ganzen Land weiß.“ Da sagte der König: „Nein, ich will das nicht thun; soll ich mich mit dem versöhnen, der mir meinen Sohn, und so viel andere, Ritter und Volk, erschlagen hat?“ Als das Parlament sah, daß sie nichts erhalten konnten, schieden sie von einander, und der König schwur, er wolle Reinold henken lassen. Da sagte Reinold: „Herr König! weil ich denn sehe, daß ich von Euch keine Gnade erlangen kann, so wisset, daß ich mit meinen Brüdern mein Aeußerstes thun werde; und wenn wir Eure Person bekommen können, es über kurz oder lang sey, so wollen wir Euch das Haupt abschlagen! Darum möget Ihr Euch vorsehen!“ Als der König das hörte, daß Reinold noch so muthig war, sagte er: „pfui, du loser Lekker, willt du dich mit Gewalt gegen mich auflehnen, und bedrohest mich?“ Reinold sagte: „Ja, Herr König! das will ich thun; warum wollet ihr Euch mit uns nicht versöhnen?„ Also schieden sie im Unfrieden von einander.

Reinold ritt hierauf nach Montalban, und rüstete sich zum Streit. König Karl ließ auch alles herbei bringen, was zum Sturm des Kastells nöthig war. Etlichemal fiel Reinold aus mit seinem Volk, und that großen Schaden. Die Herren gingen auf einander mit solcher Kraft, daß ihnen die Speere zersprangen, die Pferde nieder fielen und starben. Malegys ritt auf den König, und

hätte ihn beinahe erschlagen; aber er ward befreit von Roland, Olivier und Ogier. Roland that einen Streich auf Malegys, daß er von seinem Pferd herab und in Ohnmacht fiel. Augenblicks sprang Roland von seinem Roß, band dem Malegys Hände und Füße, und führte ihn in des Königs Lager. Des Morgens stieß er auf Rittsart, daß sie alle Beide von den Pferden fielen; Rittsart war jedoch getrost, er sah wie er am besten wieder auf sein Pferd käme, und wehrte sich tapfer. Salomon von Bretagne ritt auf den Adelhart, der wehrte sich männlich, daß ihnen beiden ihre Speere zersprangen, und schlug den Salomon auch von seinem Pferd mit der Wehre.

Forcier ersah dieses bald, schwang sich auf ein Pferd, und ritt auf Writsart. Der wehrte sich tapfer, und durchstach den Forcier. Darüber zürnte der König, und rief Monoy zu sich, und die Herren ritten alle in der Ordnung hinter dem König. Dieses sah Reinold, und gedachte: „was soll dies werden?“ Indem ritt der König wieder auf Writsart; der aber, es merkend, ging auf den König mit solcher Stärke los, daß dieser vom Pferde fiel. Reinold kam auch in den Streit, rief sein Volk an, und sagte: „Ihr Herren von Montalban, nun wehret euch ritterlich, denn fürwahr, wir werden den König erschlagen, und obsiegen!“ Der König hörte dies und sagte: „Reinold ich hoffe, du wirst gelogen haben;“ saß alsdann wieder zu Pferd, und ging auf Reinold los. Der aber sah sich wohl vor, und eilte von dannen. Indem kamen die Genossen, und setzten mit Gewalt unter Reinolds Volk, so daß sie in kurzer Zeit an die dreihundert

Mann erschlugen. Als Reinold das sah, rief er sein Volk zusammen, und sagte: „Ihr Herren von Montalban, folget mir, und laßt uns fliehen, denn der König ist uns zu mächtig!“

Nun zog Reinolds Volk wieder in das Kastell, und Reinold ritt hinter ihnen und beschützte sie; aber Malegys blieb gefangen. Als Reinold auf die Burg kam, sah er seinen Freund Malegys nicht; er fragte nach ihm; da ward ihm gesagt, wie er gegen den König gefochten, und alle beide von den Pferden gefallen wären, aber die Genossen hätten dem König wieder auf das Pferd geholfen, Roland hingegen den Malegys gefangen. Reinold ward traurig, seufzte gen Himmel und sprach: „O allmächtiger Gott! sollte ich denn meinen Vetter so jämmerlich verlieren? O widerwärtiges Schicksal, wie drehest du dich?“ Inzwischen gingen ihnen die Lebensmittel aus. Adelhart, der es zuerst inne ward, sagte: „Bruder! ich bitte, sey nicht hartnäckig, denn du siehest, daß wir keine Speise mehr haben; darum lasset uns das Kastell aufgeben!“ Mittlerweile besuchte König Karl mit seinem Gefolge sein Lager, und hörte daselbst Jedermann klagen, daß sie viel Volks auf dem Platz gelassen hätten, und sonderlich viel von seinen Freunden erschlagen wären. Da sprach König Karl: „Das will ich euch rächen an dem Reinold, über kurz oder lang, so wahr ich König bin!“ Malegys, der dieß hörte, fing an und sprach: „Herr König, ich bitte, ihr wollet euch mit dem Reinold versöhnen; er soll euch beistehen bei Tag und Nacht, und vertheidigen helfen, wo er kann und mag!“

Da schwur der König, und sagte: „Hätte ich ihn hie,

ich wollte ihn neben dich henken lassen;" rief dem Griffon und Alloret, und befahl ihnen, sie sollten an dem Berg einen Galgen aufrichten, denn er wolle Malegys noch henken lassen, ehe es zum Essen gehe. Da Malegys hörte, daß er heute noch gehenkt werden sollte, bat er den König, und sagte: „Herr König, lasset mich noch leben bis morgen, daß ich meine Sünden überlegen und dieselben bereuen kann; ich will Eurer Majestät Bürgen stellen, daß ich nicht entfliehen soll." Der König sagte: „Nein, Malegys, so ging es zu Paris auch, da du den Genossen ihre Schwerter mitnahmest." Malegys antwortete: „Fürwahr, Herr König, so wahr ich Malegys heiße, ich will nicht entlaufen, es sey denn, daß Eure Majestät mit mir gehe." — „Was?" sagte der König, „du falscher Bube, ich soll mit dir gehen?" — „Ja," sagte Malegys, „ich will Eure Majestät nach Montalban führen zu Reinold, und daselbst sollet Ihr freundlich und wohl empfangen werden; ich bitte Euch, gnädiger Herr König! Ihr wollet Euch daselbst mit dem kühnen Helden versöhnen, und ihn zu Gnaden annehmen; wo aber nicht, so wollen alle Eure Herren und Freunde von Euch weichen, und dem Reinold zufallen." — „Was?" sagte der König, „willst nun du vom Frieden reden, weil du siehst, daß du hangen mußt?" Malegys sagte: „Herr König! ich will Euch meinen Vetter Roland zum Geißel setzen, daß ich Euch nicht entweichen werde!" Der König fragte Roland, ob er das thun wollte? Roland sagte: „Ja, Herr König!" Der König wußte aber nicht, was Malegys im Sinn hatte.

Ungefähr um die halbe Nacht brauchte Malegys seine

Kunst, daß er vom Gefängniß erledigt ward, ging vor des Königs Bett, und sagte: „Herr König! Reinold hat entboten, wir sollen nach Montalban kommen, er will das Castell aufgeben.“ Der König erwachte aus dem Schlaf, sah den Malegys vor seinem Bette stehen, und wußte nicht, was er antworten sollte, denn Malegys hatte ihn bezaubert; jedoch sagte er: „Ich wollte, daß wir schon auf dem Wege wären.“ Malegys sagte: „Herr König, stehet denn auf, und lasset uns gehen.“ — „Nein,“ sagte der König, ich muß noch schlafen;“ da nahm Malegys den König um seinen Hals, und trug ihn also schlafend nach Montalban; daselbst legte er ihn in ein schönes Bett, ging zu Reinold, und sagte zu ihm: „Vetter Reinold, ich bringe den König in euer Castell, und gebe ihn euch gefangen.“

Reinold verwunderte sich und sagte: „Vetter, wie geht das zu, daß ihr den König gefangen bringet? seyd ihr doch sein Gefangener gewesen;“ „ja, sagte Malegys, es ist jetzt nicht anders; er ist euer Gefangener.“ Reinold stand auf und fand es so, wie ihm Malegys gesagt hatte.

Inmittelst ging Malegys zu Reinolds Brüdern, und zeigte ihnen auch an, was sich mit dem König zugetragen hatte. Bald darauf erwachte der König, blickte um sich und sah Reinold samt seinen Brüdern vor sich stehen. Da wurde er sehr traurig und sagte: „Dieß hat Malegys mit Hülfe seiner Kunst gethan; Gott wird ihn auch darum strafen!“ Reinold fiel auf die Knie, und bat den König um Gnade, er schlug sie ihm aber ab, und wollte nicht. Rittsart, als er dieß hörte, ward zornig und sprach: „Herr König, wo Ihr uns nicht zu Gnaden aufnehmen wollet,

so müßet Ihr allhier sterben.“ — „Wie,“ sagte der König, „willst du loser Schalk dich gegen mich aufwerfen, und Gewalt an mir üben?“ Da ging Rittsart zu dem König, und zog sein Schwert wider ihn aus. Reinold aber sagte sanftmüthig: „Was willst du thun, Bruder, willst du den König erschlagen? er ist unser Herr, und soll es sein Lebtag bleiben!“ Da sagte der König zu Reinold: „Wollt ihr mich ziehen lassen in mein Lager?“ Da sagte Reinold: „Wollet Ihr Euch mit uns versöhnen und uns zu Gnaden aufnehmen?“ — „Nein!“ sprach der König. Da sprach Reinold: „Thut Ihrs nicht, Herr König, so müsset Ihr allhier sterben.“ Malegys hörte, daß der König so hart war, da sprach er: „Herr König, versöhnet Euch mit Eurem Vetter, das rathe ich!“ Da sprach der König: „Ich wills aber nicht thun; und sollt' ich gleich sterben; und verflucht mußt du seyn, du loser Schelm! Mit deiner teuflischen Kunst hast du mich hierher gebracht!“ Malegys sprach: „Herr König, bedenkt Euch wohl, und machet mit Euren Vettern Frieden, oder es wird übel ablaufen.“ Adelhart sprach: „Vetter, ich sage Euch fürwahr, er muß Frieden mit uns machen, oder er kommt nicht mehr nach Frankreich.“

Als nun Malegys sah, daß der König so hartnäckig war, sprach er: „Ich sehe, es ist vergebens; ich befehl' Euch Gott; nun will ich keine Hand mehr gegen die Krone von Frankreich aufheben!“ Und nun ging er alsobald fort, wurde Eremit, und blieb wohl vier Jahre also. Unterdessen sprach der König: „Reinold, lasset mich in mein Lager geben, ich will euch gute Antwort geben!“ Reinold

sagte: „Das ist uns lieb, Herr König, gehet hin, wenns Euch gefällt. Wir haben Euch nicht gefangen!“ Mit diesen Worten nahm der König seinen Abschied von Reinold und seinen Brüdern, und kam in sein Lager.

Als die Herren den König wieder sahen, waren sie froh, und empfingen ihn freundlich, denn sie waren in der Meinung, Malegys hätte ihn umgebracht. Der König erzählte ihnen, wie ihn Malegys dem Reinold zu Montalban ausgeliefert, wie ihn Rittsart bald erschlagen hätte, wenn ihn Reinold nicht beschützt und ihm das Geleite gegeben. Alsbald ließ er den Herzog von Baierland zu sich fordern, und befahl ihm, er solle nach Montalblan reiten und Reinold sagen, daß er käme, und gäbe sich in die Hand des Königs. Der Herzog that solches, und ritt nach Montalban. Reinold stand auf den Zinnen, sah den Herzog kommen, ging ihm entgegen, und empfing ihn sehr freundlich. Der Herzog legte seine Botschaft ab, wie sie ihm der König befohlen hatte. „Das will ich nicht thun, antwortete Reinold, will er aber uns das Leben schenken, so wollen wir in Gehorsam und Freundschaft zu ihm kommen und alles bessern, was wir gegen Seine Majestät verübet haben.“ Darauf sagte der Herzog: „Reinold, wenn euch der König auf gut Geleit ließe zu sich kommen, wollet ihr ihm die Schlüssel von dem Castell überantworten?“ Reinold sagte: „Ja, so fern er uns kein Leid will thun, und sich mit uns versöhnen.“ So schied der Herzog von Reinold, ritt zu dem König, und zeigte an, was Reinold geantwortet hatte. König Karl wurde zornig, als er dieß hörte, und sprach: „Wollen sie nicht gern,

so will ich sie mit Gewalt zwingen, denn ich weiß, sie haben keine Zufuhr mehr.“ Und nun ließ er zur Stunde das Castell von allen Seiten bestürmen.

Als Reinold dieß sah, wurde er betrübt und sprach zu Clarissa, seiner Hausfrau: „Beyart muß nun sterben, denn wir haben sonst nichts zu essen,“ ging also in den Stall, wollte Beyart umbringen, um das Pferd zu essen: denn sie hatten die andern Pferde schon aufgezehret. Rittsart aber sagte: „Bruder, lasset Beyart beim Leben, und thut ihm nichts; wer weiß, was uns Gott geben wird!“

Diese Worte hörte das Roß, verstand sie wie ein Mensch, und fiel auf seine Knie, als wenn es wollte um Gnade bitten. Als Reinold die Demuth des Pferds ansah, jammerte ihn desselben, und er ließ es leben. Adelhart sprach: „Brüder, ich hab' einen andern Rath gefunden, daß wir uns noch eine Zeitlang erhalten können: wir wollen Beyart alle Tage, so lang er das vertragen kann, zu Ader lassen, und von seinem Blute leben, bis es besser wird!“

Dunay, Herzog von Baierland, sah nun, daß Reinold mit seiner Mannschaft nichts mehr zu essen hatte, indem sie ihre Pferde schon alle, bis auf Beyart, gegessen hatten. Er sagte daher zu seinen Genossen; „Ihr Herren, Reinold muß gewiß noch Hunger sterben, denn sie haben ihre Pferde schon alle gegessen, bis auf Beyart.“ Roland und Turpin waren mitleidig, und der Turpin sagte: Roland! es ist eine Schande vor der Welt, und eine Sünde vor Gott, daß wir unsere Verwandten vor Hunger vergehen lassen; wir wollen den König bitten, weil er will, daß man das

Castell bestürmen soll, er möge Roland mit seinem Volk den Vorzug lassen, alsdann soll dieser das Castell ohne des Königs Wissen mit Zufuhr versehen.“ Die Herren sahen den Rath für gut an, gingen zum König, und begehrten, er solle Roland den Vorzug beim Sturme gönnen. Der König bewilligte es gerne, und die Herren rüsteten sich, und kamen vor Montalban.

Als Reinold dieß merkte, faßte er ein Herz zu streiten, denn er hatte stets ein tausend fünfhundert Söldner bei sich: König Yvo und ein anderer Herr schickten ihm auch jeder ein tausend fünfhundert Mann; gleichwohl ward er traurig, und sagte zu seinen Brüdern: „Jetzt stehen wir in großer Gefahr, denn Roland, Dunay, Ogier, Olivier und der Bischof Turpin kommen, und wollen uns besuchen; und wenn sie Ernst gebrauchen, können wir ihnen nicht lange widerstehen.“ Als sie aber alles fertig hatten, und ihr Lager befestiget war, brachte ihnen der Bischof Turpin allerlei Proviant zu, also daß Reinold mit seiner Mannschaft schier auf ein Jahr genug zu essen hatte; sie waren auch mehr dem Reinold, als dem König zugethan. Darnach zogen sie zum König, und zeigten ihm an, daß sie nichts hätten ausrichten können.

Reinold und seine Mannschaft erfreuten sich, daß sie so viel Zufuhr bekommen hatten: dem Roß Beyart gab er auch so viel zu essen, daß es innerhalb vierzehn Tagen wieder so stark ward, als es jemals gewesen war. Nach diesem versammelte er seine Brüder, und sprach: „Lieben Brüder, was sollen wir jetzt thun? Bleiben wir länger hier, so möchte die Speise wieder aufgehen; ich

rathe, daß wir nach dem Castell Ardane ziehen, da können wir uns besser erhalten als hier. Als Frau Clarissa dieß hörte, wurde sie betrübt und sagte: „Allerliebsten Freunde, warum wollet ihr in solcher Gefahr von mir ziehen?“ Reinold antwortete: „Es ist allein um unser Leben zu thun, darum wollen wir uns nach Ardane begeben, da möchten wir sicherer seyn als hier; und zudem thun wir's darum, daß ihr euch desto besser erhalten könnet, mit dem, was ihr noch habt!“ So nahm er Urlaub von seiner Frau, und ritt mit seinen Brüdern auf dem Roß Beyart zu einer Wasser-Pforte hinaus, auf daß sie nicht verrathen würden.

Als sie ein wenig von dem Castell entfernt waren, wurde es dem König Karl zu wissen gethan daß Reinold mit seinen Brüdern auf dem Roß Beyart entweichen wollen, und sich nach Ardane begeben; zur Stunde ließ er sein Volk waffnen, und ritt ihnen nach. Alloret war am besten beritten, der war der vorderste und ritt in aller Eile auf Reinold zu; er stieß denselben mit seinem Speer durch den Schild, daß der Speer vorn absprang, und in dem Schild stecken blieb; Reinold fehlte seiner auch nicht, rannte wieder auf ihn zu, stieß ihn mit dem Speer durch seinen Schild und ihn auch selbst durch und durch, so daß er vom Pferde fiel. Als der König sah, daß Alloret todt war, ritt er auch auf Reinold zu, und gedachte ihm desgleichen zu thun. Aber Reinold war auf's Beste beritten, und nahm die Flucht nach dem Schloß Ardane; und als er nahe an demselben war, sahen sie von der Burg, daß es Reinold war, und öffneten geschwind das Thor,

daß er hinein kam. Als er darin war, sah er nach dem Mundvorrath; mittlerweile schlug der König sein Lager vor Ardane, und belagerte solches. Darnach sprach der König: „Roland! Mich dünkt, daß Reinold und seine Brüder mich je länger je mehr erzürnen, und meinen, mir noch mit Beyart zu entkommen, welches sie oftmals aus der Gefahr errettet hat; aber ich versichere euch, wofern ich das Roß einmal in meine Gewalt bekomme, so will ich es auf der Stelle umbringen lassen!" Bekräftigte auch mit Eides Pflicht, daß er von der Burg nicht weichen wollte, er hätte sie denn in seiner Hand, und Reinold samt seinen Brüdern gefangen. Reinold und seine Mannschaft waren auf dem Schloß in großen Sorgen, weil sie fürchteten, sie müßten es überliefern, und sich selbst gefangen geben; denn sie konnten es gegen die Gewalt des Königs nicht wohl behaupten. Der König kam selbst so nahe an die Burg, daß er den Reinold fragte: „Ob er sich übergeben wollte?" Reinold antwortete dem König: „Ja, ich begehre es Eurer Majestät nicht zu weigern;" und sprach weiter: „Gnädigster Herr König, gedenkt, daß Ihr unser Vetter seyd, und daß ich Euch gefangen gehabt, und hab' Euch freiwillig wieder losgelassen."

Bald nach diesem bekam der König Zeitung, daß seine Schwester, Frau Aya, im Lager mit noch dreien Königinnen und dreien Grafen, und andere Herren mehr angekommen wären. Da verließ der König den Reinold, und begab sich zu seiner Schwester, um zu vernehmen, was ihr Begehren wäre.

So wie nun Frau Aya zum Könige kam, fiel sie

ihm mit den andern Königinnen zu Fuß, und bat ihn freundlich, daß er Reinold samt seinen Brüdern wolle zu Gnaden annehmen; denn der Krieg hätte nun in die sieben Jahr gewähret. Desgleichen thaten die Genossen von Frankreich und andere Herren mehr. Als der König die Demuth seiner Schwester sah, wie sie ihm zu Füßen fiel wurde er durch ihr bitterlich Weinen bewegt, und sagte: „Liebe Schwester, du thust jetzt wie eine fromme Mutter: darum will ich dein demüthiges Herz und freundliches Bitten ansehen; so mir Reinold sein Roß Beyart geben will, meines Gefallens damit zu leben, so will ich ihn und seine Gesellen gnädig annehmen.“ Als Frau Aya diese Worte von dem König ihrem Bruder hörte, wurde sie höchlich erfreut, lobte und dankte Gott heimlich in ihrem Herzen und sprach: „Gnädiger Herr Bruder! ich bitte, so es Eurer Majestät beliebt, so will ich zu meinen Kindern auf die Burg gehen, und ihnen Eure Meinung anzeigen, und fragen: „Ob sie das Schloß aufgeben, und sich Eurer Majestät Gnade überlassen wollen.“ Der König sagte: „Ja, Schwester, gehet hin und verkündet ihnen, was ich euch gesagt habe, denn es ist kein ander Mittel, mich zu versöhnen.“ Frau Aya war dieß wohl zufrieden, ging in das Schloß zu ihren Kindern, die empfingen sie sehr freundlich; und sie erzählte ihnen des Königs Begehren. Als Reinold und seine Brüder dieß durch ihre liebe Mutter vernommen, sprach Adelhart: „Bruder, ich wollte lieber tausendmal Feindschaft gegen den König haben, als daß ich das bewilligen sollte, was ich jetzt höre!“ Das gleiche sagten die andern Brüder auch. Als Reinold

der Brüder Meinung angehört, sprach er: „Lieben Brüder, können wir unsere Versöhnung durch das Roß erwerben, das lasset uns thun; so kommen wir aus der Gefahr, denn wir können des Königs Gewalt nicht widerstehen!“ Damit ging er zu seiner Mutter, und sagte ihr, sie wollten dem König das Roß gerne geben, und noch viel mehr, wenn sich der König mit ihnen wollte versöhnen, sie zu Gnaden annehmen, und alles verzeihen und vergeben, was sie gegen seine Majestät gehandelt hätten. Die Frau, als eine getreue Mutter, ging wieder zu dem König und zeigte ihm die Antwort an, die sie von ihren Kindern erhalten hatte.

Als nun der Friede zwischen dem König und des Heymons Kindern, durch die Fürbitte ihrer Frau Mutter Aya, geschlossen war, kamen sie zusammen vor der Burg Ardane, und ließen das Roß Beyart vor sich herführen, und kamen vor den König, fielen ihm zu Fuß, und baten ihn um Gnade. Der König hieß sie aufstehen, und empfing sie in Gnaden, in Beiseyn aller Edelleute und des ganzen Raths; und solches geschah nicht ohne große Freude, sonderlich der Frau Aya, ihrer Mutter. Darnach nahm Reinold das Roß Beyart, gab es dem König und sagte: „Herr König, das Roß sey Eurer Majestät verehrt; thut damit, was Euch beliebet!“ Der König nahm es an, und vollbrachte seine Verheißung; er

ließ ihm zween Mühlsteine an den Hals binden, und es von der Brücke in das Wasser werfen; das Roß ging anfangs zu Grunde, kam aber bald wieder herauf, und fing an zu schwimmen, sah alsbald seinen Herrn, eilte ihm nach, schlug die Stein ab, kam an das Land, lief dem Reinold nach, und stellte sich so freundlich gegen ihn, als wenn es Verstand gehabt, und hätte wollen sagen: „Warum thust du mir das?“ Als der König das sah, sagte er: „Reinold, gib mir das Roß wiederum, es muß sterben.“ Reinold sagte: „Herr König, es ist Eurer Majestät ungeweigert,“ und gab es ihm; der König ließ ihm hernach an einen jeden Fuß einen Mühlstein binden, und an den Hals zween, und hieß es wieder in das Wasser werfen; Beyart kam wieder über sich, sah seinen Herrn wieder, schlug die Mühlstein zu Stücken, und kam zu ihm.

Als Adelhart dieß sah, lief er zu Beyart und liebkoste es; der König und die andern Herren verwunderten sich über des Rosses Stärke, und begehrten von Reinold zum drittenmal das Roß. Da sagte Adelhart: „Verflucht mußt du seyn, Bruder, so du das Roß wieder von dir gibst.“ Reinold sagte: „Bruder, schweig still, soll ich um des Rosses willen des Königs Zorn wieder erregen?“ Da sagte Adelhart: „Ach, Beyart, wie wird dir jetzt für deine treue Dienste belohnt, die du meinem Bruder und uns allen erzeiget hast!“ Reinold gab dem König das Roß wider seiner Brüder Willen, und sagte: „Herr König, so das Roß nun wieder herauskommt, fange ich es nicht wieder: denn es thut meinem Herzen zu wehe!“ Da ließ der König ihm an den Hals zwei Mühlstein binden, und

an jeden Fuß zwei, und ließ es wieder in das Wasser werfen, und verbot dem Reinold, daß er nicht nach dem Roß umsehen sollte, sonst könnte es nicht zu Grunde gehen. Aber dennoch kam das Roß wieder über das Wasser, und streckte den Kopf heraus, und sah nach seinem Herrn, als wäre es ein Mensch gewesen, der nach seinem Freund gesehen hätte, daß er ihm helfen sollte; aber es war vergebens. Zuletzt ging es zu Grunde, weil es Reinold nicht durfte ansehen.

Reinold sah den Jammer des Rosses mit an, da verschwur er, sein Tag kein Pferd mehr zu reiten, noch Sporen an seine Füße zu bringen, noch ein Schwert an seine Seite zu gürten, und gelobte Gott, er wollte ein Einsiedler werden. Er beschloß, sich in einen wilden Wald zu begeben, doch gedachte er, vorher nach Hause zu ziehen, seine Kinder zu sehen und zu bestimmen, wenn sie aufwachsen, was ein jedes haben sollte.

Also nahm er Urlaub vom König und seinen Brüdern, und ging nach Montalban, und seine Brüder blieben bei dem König. Als er nach Montalban kam, ward er freundlich von seiner Hausfrau und Kindern empfangen. Die Frau fragte ihn: „Wo sind eure Brüder, Herr? und wo habt ihr Beyart?“ Reinold sagte: „Liebe Frau, meine Brüder sind bei dem König blieben, und Beyart ist ins Wasser geworfen und ertränkt worden.“ Als die Frau das hörte, wurde sie traurig, und fiel in Ohnmacht. Reinold hub sie auf, und half ihr ins Bett, und küßte sie freundlich. Die Frau kam wieder zu sich selbst, und weinte bitterlich; Reinold tröstete sie, und sprach: „Liebe

Frau, seyd zufrieden, ich will es euch erzählen, wie es uns ergangen ist. Als wir von hinnen geflohen, wurden wir ausgekundschaftet, und der König verfolgte uns bis gen Ardane, belagerte dasselbe, und fragte: ob ich den Ort aufgeben wollte? Ich begehrte, er sollte mich und meine Brüder zu Gnaden annehmen. Unterdessen kam meine Mutter mit noch drei Königinnen und etlichen Herren, die fielen dem König zu Fuß und begehrten, daß er uns zu Gnaden annehmen sollte; sie brachten es auch so weit, daß ich ihm meinen Beyart geben mußte; und er ließ ihn ins Wasser werfen und ertränken.“ Die Frau sagte: „das ist mir leid, daß ihr das gute Roß habt verlassen müssen; jedoch ist mir des Königs Huld noch viel lieber, denn wir können seiner Macht doch nicht länger widerstehen.“ Als diese Rede ein Ende hatte, ließ Reinold seine Kinder zu sich fordern, und schlug seinen ältesten Sohn Aymerich zum Ritter; er machte ihn zum Herrn über das ganze Land, gab ihm auch das Castell Montalban; den andern gab er auch so viel Städte und Schlösser, daß sie sich darauf erhalten konnten, ließ seiner Frau auch genug, küßte sie alle, befahl sie dem lieben Gott, und zog in der Nacht heimlich hinweg mit betrübtem Herzen.

Als nun Reinold hinweg war, ließen sie ihn allenthalben suchen, fanden ihn aber nirgends. Da waren sie sehr bekümmert, und riefen Gott fleißig an, daß er ihn

bewahren wollte. Wie nun Reinold auf der Reise war, kam er in eine Wildniß, da begegnete ihm ein Einsiedler, der hatte in fünfzehn Jahren keinen Menschen gesehen. Denselben grüßte er; der Eremit dankte ihm und fragte, wie er hieher gekommen, wer er wäre, und was er begehre. Reinold antwortete ihm, und sagte: „Herr, ich bin jetzt der traurigste Mensch, der jemals unter der Sonne gewesen ist, denn ich bin in zwanzig Jahren nicht fröhlich gewesen, dieweil ich den Ludwig, des Königs Sohn aus Frankreich, erschlagen habe, nun wollte ich meine Sünden gerne beichten, und Buße dafür thun, denn sie reuen mich von Herzen.“ Der Eremit sagte zu ihm: „Freund, ich höre wohl, ihr seyd in grobe Laster gefallen, und habt wider die Gebote Gottes gehandelt; das ist nicht gut. Nun wohlan, weil euch eure Sünden leid sind, und euch von Herzen reuen, so sollt ihr auf eure Knie fallen, und Gott den Allmächtigen bitten, daß er's euch wolle verzeihen, denn seine Barmherzigkeit erstreckt sich viel weiter als eure Sünden.“ Wie Reinold also getröstet ward, war er etwas besser zufrieden, und sprach: „Herr, ich will bei euch bleiben, und was ihr mir gebietet, will ich gerne thun.“ Da sagte der Eremit: „Wurzel und Kräuter soll eure Speise seyn, ohne Hemd und Schuh müßt ihr gehen, und also Armuth und Elend leiden!“ Reinold sagte: „Ja, Herr, das will ich alles gern thun; und wenn es noch mehr wäre!“ und blieb also drei ganzer Jahre bei dem Eremiten in der Wüste, lernte manches schöne Gebet von ihm, that wahre Buße, und

kasteite seinen Leib mit Fasten, Frost und Kälte dermaßen, daß er krank davon wurde.

Wie sich Reinold also krank befand, klagte ers dem Eremiten, und sagte: „Herr, ich bin sehr schwach, meine Kleider werden zu Lumpen; ich leide große Kälte; ich fürchte, ich werde es nicht länger aushalten können.“ Der Eremit tröstete ihn, und sagte: „Bruder, seyd zufrieden und vertrauet auf Gott, der wird euch nicht verlassen.“ Da Reinold anders keinen Trost bekam, seufzete er zu Gott, und sprach: „Ach, Gott vom Himmel, sieh herab, und sey mir gnädig in meiner Strafe, ich muß vor Kälte und Hunger jetzo sterben;“ der Eremit schickte auch sein Gebet zu Gott, weil er ein großes Mitleiden mit Reinold hatte. Indem hörte er eine Stimme vom Himmel, die sagte, daß er seinem Mitgesellen sagen sollte, daß er ohne Verzug in das heilige Land ziehen, und wider die Heiden streiten müsse.

Der Einsiedler, als er dieß hörte, ward froh, rief Reinold, und sprach: „Freund, es ist mir von Gott durch einen Engel befohlen, daß ich euch sagen soll, daß ihr ohne Verzug müsset in das heilige Land nach Jerusalem ziehen, und unsern Mitchristen helfen, daß sie das Land unter den christlichen Glauben bringen. Da sagte Reinold: „Ach, Herr! wie sollte ich das thun, es ist über fünf Jahr, daß ich mich verschworen habe, kein Pferd mehr zu reiten, auch keine Wehr oder Waffen in meine Hand zu nehmen; und wenn ich den Eid brechen würde, so möchte mich Gott darum strafen.“ Der Eremit sagte: „Lieber Freund, seyd Gott gehorsam, und thut, was mir

der Engel befohlen hat, ziehet in seinem Namen!“ — „So begehr' ich,“ sprach er, „freundlich von euch, Herr, ihr wollet Gott für mich bitten, daß Er mich beschützen wölle!“ Darauf schied er mit weinenden Augen von ihm, und begab sich auf den Weg: er kam nach Gratz, wo St. Georg begraben liegt, daselbst fand er Schiffe, da fuhr er mit bis nach Sclavonien, und kam fort bis an den Hafen vor Tripoli in Syrien.

Zu Tripoli angelangt, blieb er daselbst acht Tage, und ruhete aus; mittlerweile kam Zeitung, daß die Stadt Tiberias belagert werde, und Akers in großer Noth stehe, und daß viel Christen da todt geblieben. Da versammelten die Herren viertausend Mann, um die Stadt zu entsetzen, zu Pferd und zu Fusse, die besten, die sie haben konnten. Als Reinold vernahm, daß die Christen ausziehen, lief er zu Fuß mit, als wenn er ein Pilgrim gewesen wäre. Wie die Türken dieß erfuhren, daß das Volk aus Tripoli gezogen war, die Stadt zu entsetzen, zogen sie ihnen entgegen, und wollten sie wieder zurücktreiben. Die Christen aber fielen auf die Knie, und riefen Gott um Hülfe an, denn ihr Haufen war gering gegen die Türken. Als sie nun nahe an einander kamen, entsetzten sich die Christen über der Türken Macht, und wollten fliehen. Da Reinold dieß sah, rief er mit lauter Stimme: „Nicht, ihr Herren, nicht also, stellet euch tapfer zur Wehr,

und zweifelt nicht, Gott ist der beste Kriegsmann, der wird uns aus der Noth helfen, und den Feind schlagen." Unterdessen sah Reinold einen Pflaumenbaum, den zog er aus der Erde, und wehrte sich damit. Als die Christen das sahen, schrien sie überlaut: „O heilige Maria! was will doch dieser Pilger thun, hat weder Hosen noch Schuhe, und keine Waffen, und will sich hier zur Wehr stellen; lasset ihm Waffen geben, damit er sich wehren kann. Alsbald war ihm ein Harnisch angethan; aus dem Baum machte er einen Pilgerstab, und erschlug an diesem Tage viel Saracenen. Unterdessen drangen die Ungläubigen auf die Christen ein, daß sie sich fürchteten. Aber Reinold, der kühne Held, zog allein vorne her und schlug ihrer wohl dreißig bis vierzig todt, ehe die Andern herbei kamen. Als die Tripolitaner das sahen, schöpften sie neuen Muth, und riefen Gott an, daß er den Pilger behüten wolle; griffen darauf mit Lust die Saracenen an, trieben sie in die Flucht, und zertrennten das ganze Heer. Wie Reinold sah, daß der Feind floh, eilte er ihnen nach, und erschlug Alles, was ihm unter die Hände kam. Darnach kehrte er wieder zu seinem Haufen zurück, und besah, wie viel ihrer geblieben waren: da fand er nicht mehr als zwanzig Mann todt, und fünfzehn verwundet; darauf führte er sie nach Akers.

Um dieselbe Zeit war Malegys auch viele Jahre in der Wüste gewesen. Darnach, wie die Saracenen den Christen so große Drangsale anthaten, fiel er auf seine Kniee, und schickte sein Gebet zu Gott, daß er das Christenthum beschützen wolle. Da hörte er eine Stimme vom

Himmel, die ihm befahl, daß er ohne Verzug nach Akers hingehen sollte, und daselbst der Christen Unfälle wehren helfen, da werde er seinen Vetter Reinold finden, der Gott getreulich diene, und dem Christenthum mit Gewalt beistehe. Als Malegys das hörte, erfreuete er sich dessen und eilte desto mehr, bis er nach Akers kam. Mittlerzeit war der Feind in der Christenheit eingefallen, und hatte sein Lager daselbst aufgeschlagen.

Als Malegys nun bis gen Akers gekommen war, fand er seinen Vetter daselbst, welcher ihn ganz freundlich empfing; sie grüßten einander und bewiesen sich gegenseitig große Ehre. Als Reinolds Mitgesellen das sahen, fragten sie, was das für einer wäre. Reinold antwortete: „Ich sage euch, wäre Gott und dieser Mann nicht gewesen, ich wäre schon lange todt; denn er hat mich und meine Brüder, mit seiner Kunst oftmals aus großer Gefahr errettet; er ist Malegys genannt und ist mein Vetter. Unterdessen rüsteten sich die Saracenen zum Streit, und wollten die Christen überfallen. Das wurden diese inne und theilten sich in drei Theile. Malegys und Reinold stellten sich in den Vorderzug und gingen also dem Feind entgegen. Damals erschlug Malegys viel Türken mit ihren Pferden. Als Reinold sah, daß sich Malegys so ritterlich hielt, schlug er mit seinem Pilgrimstab tapfer auf die Türken, und zertrennte ihre Ordnung. Die Christen sahen, daß Reinold und Malegys so wacker auf den Feind einhieben; da verwunderten sie sich, und fielen ihn so heftig an, daß die Christenschaar beinahe ganz auf dem Platz blieb. In dem Treffen sah Malegys den Sultan, ritt

mit seinem Speer auf ihn zu, that ihm aber keinen Schaden; der Sultan stach vielmehr mit Gewalt auf den Malegys, daß er von seinem Pferd fallen mußte. Reinold sehend, daß sein Vetter Malegys unten war, überfiel den Sultan und schlug ihn mit seinem Pilgerstab, daß er vom Pferd fiel und starb; da nahm Reinold das Pferd beim Zaum, und gab es dem Malegys, welcher sich sogleich wieder darauf setzte, sich unter die Feinde warf, und großen Schaden that.

Wie Reinold und Malegys wieder nach Akers zurückgekehrt, kam ihnen Zeitung, daß die Türken die Stadt Jerusalem eingenommen hätten, worüber sich die Christen in der Stadt sehr betrübten. Sie hielten deswegen Rath mit jenen beiden Rittern, wie sie dem Feind widerstehen möchten. Da sagte Malegys und bekräftigte es mit einem Eid, er wollte dahin ziehen und die Stadt wieder belagern und nicht davon abweichen, bis der Feind daraus getrieben und vertilgt wäre, oder er selbst wolle davor sterben. Dann versammelten die zwei tapfern Ritter alle ihr Volk, zogen vor die Stadt Jerusalem und belagerten sie ringsum, daß nichts aus- oder einkommen konnte. Als die Türken sahen, daß sie belagert waren, fielen sie mit ganzer Macht heraus, und wollten die Christen hinweg treiben; aber die wurden solches gewahr, stellten sich in eine gute Ordnung, und erwarteten den

Feind. Malegys zog mit Reinold voran; sie fielen in der Heiden Lager, und erschlugen derselben so viel, daß sich Jedermann darüber verwunderte. Nach diesem kam das ganze Heer der Christen, und trieb die Türken nach der Stadt, und sie blieben da bei sechs Monate liegen; mittlerweile lieferten sie manches Scharmützel, die Christen schossen täglich auf die Stadt, daß schier kein Stein auf dem andern blieb; desgleichen schossen auch die aus der Stadt, und beschädigten viel Christen.

In einem solchen Gefechte wurde der fromme und mannhafte Ritter Malegys mit einem Pfeil geschossen, daß er todt blieb. Als nun unter den Christen kundbar wurde, daß Jerusalem von den Christen belagert sey, kam ihnen eine Anzahl von dreißig tausend Mann von Ungarn, Armenien und Syrien zu Hülfe. Sobald dieß Volk angekommen war, begab sich Reinold zur Wehr, und begann zu stürmen. Er wollte den Tod seines Vetters Malegys rächen; der Feind fiel heraus mit ganzer Gewalt, aber Reinold, der keine andere Wehr als seinen Pilgerstab hatte, erschlug deren so viel, daß wenig wieder zur Stadt liefen; deßwegen gingen alle Hauptleute zu dem Sultan, und sagten: „Wir wollen lieber im Streit, als vor Hunger sterben, darum lasset uns ausfallen, und versuchen, ob wir davon kommen mögen; lasset uns Widerstand thun, so lang wir können, zu Ehren unsers Mahomets." Als der Sultan seines Volks Begehren gehört, bewilligte er ihnen das, und befahl ihnen, sie sollten sich dazu rüsten; darnach merkten sie sich, vor welchen Pforten Reinold lag, und thaten diese nicht auf, sondern öff-

neten ein anderes Thor, und fielen zu diesem heraus. Als die Christen, die stets in guter Ordnung waren und fleißig Wache hielten, dieß inne wurden, thaten sie ihnen tapfern Widerstand, und hausten dermaßen unter den Feinden, daß ihrer eine große Zahl todt blieb, und eine Menge sich gefangen gab.

Reinold, wie er vernahm, daß der Feind an jenem Orte ausgefallen war, schickte das Volk, das er bei sich hatte, auch dahin, blieb allein mit seinem Stab vor der Pforte liegen, und wollte nicht von dannen weichen. Als der Sultan sah, daß Reinold allein daselbst und das Volk nach den andern Pforten geschickt war, waffnete er sich, setzte sich zu Pferd, und wollte sich hinaus begeben. Da griff Reinold das Pferd bei dem Zaum, hieß ihn still halten, und fragte ihn: „Ob er ein Christ oder Türke wäre?“ Der Sultan schwieg, und wollte nicht stille halten, sondern stieß das Pferd mit dem Sporn, daß es solle fortlaufen. Reinold schlug das Pferd mit seinem Stab, daß es zur Erde fiel. Als die Saracenen dieses sahen, riefen sie überlaut: „Unser Sultan ist todt!“ Als Reinold hörte, daß es der Sultan war, sprach er zu ihm: „Sultan, gib dich gefangen, wo nicht, so mußt du sterben.“ Der Sultan sprach: „Ja Herr, ich begehre nicht wider euch zu streiten, ich gebe mich gefangen!“ Und befahl auch dem Volk, das er bei sich hatte, daß sie sich Reinold ergeben sollten. Dann ging Reinold mit dem Sultan auf die andere Seite der Stadt, wo die Christen noch heftig gegen die Türken stritten; da befahl der Sultan seinem Volk, daß sie sollten inne halten, und nicht

mehr streiten, und Reinold die Stadt übergeben. Darauf ließ Reinold seine Kriegs-Obersten versammeln, und überlieferte ihnen den Sultan, samt den andern Gefangenen; dieselbige führten sie alle in die Stadt.

Als sie nun den Sultan in die Stadt gebracht hatten, begehrte er von den Christen, sie sollten die Gefangenen alle wieder los geben, und sein Volk wieder nach Hause ziehen lassen, er wolle für sie gefangen bleiben, und allen Schaden wiederum ersetzen. Diese Bedingung trugen die Obersten dem Reinold vor, und fragten ihn, was ihn davon dünke. Reinold war ganz mitleidig und gab ihnen zur Antwort: „Sie sollten thun, was ihnen gut dünke, er stelle es ihnen frei.“ Als die Obersten diese Antwort von Reinold hörten, ließen sie alle Gefangene los, und einen jeden wieder nach Hause ziehen, und behielten den Sultan allein in Haft.

So war der Friede zwischen den Christen und Türken gemacht. Die Christen, welche die Stadt Jerusalem, nachdem sie ein Jahr davor gelegen, wieder in ihrer Gewalt hatten, wollten den Reinold daselbst krönen. Aber dieser weigerte sich dessen sehr, und bedankte sich gar höflich. Er dachte daran, wie ihm der Eremit befohlen hatte, daß er, sobald sie die Stadt gewonnen hätten, wieder zurück kommen sollte, ging deßhalb zum Patriarchen von Jerusalem, fiel ihm zu Fuß, und begehrte Absolution für seine Sünden, und dazu einen freundlichen Abschied, der ihm auch sogleich mit großer Feierlichkeit gegeben wurde. Dann nahm er Urlaub, und ging zu Schiffe.

Die Patriarchen samt den andern Herrn begleiteten

ihn bis an das Schiff, und reichten ihm große Geschenke und Kleinodien; aber Reinold wollte sie nicht annehmen, sondern sagte: „er hätte versprochen, die Tage seines Lebens in Armuth zu bleiben, begehrte also mehr nicht, als ihm nöthig wäre, nach Marseille zu kommen.“ Darnach fuhr er in Gottes Namen vom Lande, und war vierzig Tag und Nacht auf dem Wasser, ehe er nach Marseille kam. Als er nun daselbst war, hörte er, daß der König zu Paris einen Streit bekommen hätte, zwischen Guillon und des Reinolds Sohn Aymerich, und solches aus der Ursache, weil Reinold mit dem Könige versöhnet, und das Roß Beyart ertränkt war. Weil nämlich Reinold geschworen, er wolle sein Tag kein Roß mehr besteigen, und kein Wehr noch Waffen an seinem Leib mehr tragen, und heimlich hinweg gezogen war, betrübte sich der König damals sehr darüber, ließ deßwegen Reinolds ältesten Sohn Aymerich zu sich kommen, und belehnte ihn mit allen Gütern, die Reinold vorher gehabt, wiewohl er dieselbe vor dem Abschied seines Vaters von ihm erhalten hatte; dann führte er ihn mit sich nach Frankreich, behielt ihn an seinem Hof, und zog ihn allen andern Herren vor. Das verdroß die Räthe sehr, weil er noch jung und nicht über sechszehn Jahre alt war; sonderlich verdroß es die, welche Fuchsschwänzer waren, und dem König Ludwig gerathen hatten, daß er mit dem Adelhart um seinen Kopf spielen sollte, aus welchen Spielen groß Elend und Jammer entstanden war. Darum versuchten sie dem König den Aymerich verhaßt zu machen, machten einen lügenhaften Anschlag, und sagten zum König, Aymerich hätte

geschworen, er wollte den Schimpf und die Gewalt, welche man seinem Vater samt seinen Brüdern angethan hatte, ingleichen auch den Tod des Roßes Beyart noch rächen; daran doch Aymerich noch niemals gedacht hatte. Und dieß war die Ursache, warum der Kampf angefangen ward.

Als Reinold dieß vernahm, zog er nach Paris, und kam zu dem König, wie ein armer Pilgrim. Der König fragte ihn: „Ob er nichts neues gehöret hätte von jenseits des Meers, und von der Stadt Jerusalem?" Reinold sprach: „Gnädiger Herr König! ich komme jetzt davon her; die Christen haben die Stadt Jerusalem erobert, dazu das ganze Land, und solches ist vornehmlich geschehen durch Hülfe zweier Männer, die dieser Orten hier gewesen sind." Der König fragte, wer sie gewesen wären. Da sagte er: „es ist Malegys und Reinold gewesen, die haben den Türken solchen tapfern Widerstand gethan, und der Feinde so viel erschlagen, daß es unmöglich zu erzählen ist, zuletzt wurde Malegys erschossen." Da fragte ihn der König wieder: „Ob er nicht wüßte, wo Reinold wäre?" Da antwortete er: „Gnädiger Herr und König! er stehet jetzt vor Eurer Majestät als ein armer Mann."

Da der König das hörte, empfing er ihn ganz freundlich, und jedermann freute sich über Reinolds Wiederkunft, sonderlich die Genossen von Frankreich, und vor allen erfreute sich sein Sohn über die Maßen, und die Verräther betrübten sich. Der König ließ Reinold zur Stunde köstlich kleiden, und erzeigte ihm große Ehre.

Nach diesem ging Reinold mit seinem Sohne Ayme-

rich lustwandeln und fragte ihn, wo Heymon sein Vater und seine Brüder, samt seiner Mutter, wären. Da sagte er: „Vater, sie ziehen herum, und suchen euch, und haben geschworen, sie begehrten nicht wieder zu kommen, sie haben euch denn gefunden.“ Als Reinold das hörte, weinte er bitterlich und war betrübt, daß er seinen Vater, seine Mutter und auch seine Brüder nicht fand. Aymerich tröstete ihn, und erzählte ihm, warum er den Kampf gegen Guillon nicht abgewiesen hatte. Da sprach Reinold zu Aymerich: „Mein lieber Sohn! fürchte dich nicht, denn Gott, der die Gerechten niemals verlassen hat, der wird dich in der Noth nicht verlassen.“ Also stärkte Reinold seinen Sohn, und blieb so lange bei ihm, bis die Zeit heran kam, daß sie kämpfen sollten. Da waffnete sich der junge Ritter Aymerich zum Streite, und setzte sich zu Pferd. Indem kam Guillon auch gewaffnet daher, und rannte dem Aymerich mit seinem Speer durch seinen Schild. Aymerich, als ein junger, unverzagter und herzhafter Held, setzte wieder auf ihn zu, daß sie alle beide von den Pferden fielen. Aymerich machte sich in aller Eile wieder auf, und fiel mit seiner Wehr auf Guillon. Guillon war auch nicht faul, wehrte sich tapfer, zuletzt gab Gott dem Aymerich Gnade und Sieg, daß er den Guillon überwand, und ihn todt schlug.

Wie Reinold sah, daß Guillon todt war, fiel er auf seine Knie, lobte und preisete Gott für die erlangte Siegesehre.

Darnach ließ der König den todten Körper auf den Galgen schleifen, und jagte die Verräther vom Hofe fort

mit ihrem ganzen Geschlecht, aber Aymerich blieb bei dem König in hohen Ehren, und wurde allen Herren und Edelleuten vorgezogen: der König gab ihm Land und Leute, Städte und Schlößer zu regieren, und machte ihn zum Herrn darüber.

Nachdem Aymerich im Kampfe den Sieg erhalten, und Reinold Gott um solche Wohlthaten gedankt hatte, gedachte er hinführo sein Leben in freiwilliger Armuth und Einsamkeit zu endigen, und begehrte sein Brod in Schweiß seines Angesichts zu genießen. Er zog seine köstlichen Kleider aus, und legte gar schlechte Bauernkleider an, begab sich heimlich aus des Königs Pallast, und ging auf das Land zum Ackervolk, wo er unbekannt war, that da allerhand Bauernarbeit, und nährte sich von Milch und Brod, trank Wasser, und war damit wohl zufrieden. Inmittelst hörte er, daß die Stadt Cöln die heiligste und vortrefflichste Stadt in ganz Deutschland wäre, wegen der heiligen Leiber und Reliquien, die da ihr Blut um des christlichen Glaubens willen vergossen haben. Dieß bewog ihn, dahin zu ziehen. Als der fromme und gottesfürchtige Mann nach Cöln kam, begab er sich in das St. Peters Kloster, allda lebte er heilig, und war Tag und Nacht emsig in seinem Gebet. Gott, der Allmächtige erhörte auch sein Gebet, und gab ihm Macht, daß er die Lahmen und Krüppel konnte gerade, die Tauben hörend,

und die Blinden sehend machen. In dem nächsten Fürstenthum, wie auch dem Stift Cöln selbst herrschte damals die abscheuliche Pest sehr heftig. Da kamen zu ihm mancherlei Personen, und begehrten von ihm, er sollte Gott für sie bitten, daß er die greuliche Krankheit wolle von ihnen nehmen, und seinen Zorn lindern. Reinold, der fromme und heilige Mann, fiel auf Eingebung des Geistes auf seine Knie, rief Gott getreulich an, und bat ihn mit großer Andacht für das Volk. Gott der Herr erhörte sein Gebet, und bewies seine Barmherzigkeit an dem Volk; er nahm die Strafe der Pestilenz von ihnen, und sie dankten, lobten und preisten Gott.

Zu dieser Zeit war ein heiliger Mann zu Cöln, ein Bischof, genannt Agilolphus, der war ein kluger und verständiger Mann, führte ein eingezogenes, reines Leben, und gab andern gutes Exempel. Dieser Bischof regierte durch seine Weisheit alle Sachen, die das ganze Frankenreich angingen, und fing an, die St. Peterskirche zu bauen, ließ deßwegen überall in allen umliegenden Ländern und Fürstenthümern Zimmerleute, Steinmetzen und andere Arbeiter mehr, aufrufen: wer Geld verdienen wolle, der solle nach Cöln kommen, da würde er Arbeit genug finden. Also kam eine große Menge Volks dahin. Unter andern bot sich Reinold auch an; der wurde sofort zum Oberhaupt aller Werkleute gesetzt, dieselbige zur Arbeit

anzutreiben, und begab sich auch selber mit an die Arbeit, und that mehr als vier oder fünf andere. Wenn die andern zum Essen gingen, so trug er so viel Steine und Kalk zu, daß sie schier einen ganzen Tag genug hatten. Er schleppte ihnen Steine herbei, daß ihrer fünf an einem genug zu tragen gehabt. Wenn andere zu Bette gingen, so blieb er auf den Steinen liegen; er aß des Tages nur ein Gerstenbrod, und trank Wasser, und begehrte für den Tag einen Weißpfennig zum Lohne. Der Werkmeister fragte ihn, wie er heiße, und wo er zu Hause wäre; das wollte er ihnen nicht sagen, blieb also verschwiegen, und that seine Arbeit. Da nannten sie ihn St. Peters Werkmann, weil er so gar fleißig in seinem Vorhaben war.

Als die Meister den Fleiß dieses heiligen Mannes sahen, warfen sie den andern Knechten ihre Trägheit vor, und sagten, sie nehmen viel mehr Lohn, als dieser fromme Mann, und thäten nicht den vierten Theil seiner Arbeit! Um solcher Ursache willen wurden die andern Handwerksleute ihm feind, mochten ihn nicht länger dulden, und machten einen heimlichen Anschlag ihn zu tödten. Nun wußten sie, daß der heilige Reinold eine Gewohnheit hatte, die Kirchen zu Cöln zu besuchen, und schickte sein Gebet zu Gott in allen Kirchen, und gab Allmosen aus. Sie wurden daher einig, daß sie an den Ort, wo jetzt St. Reinolds Capell oder Kloster steht, auf ihn warten wollten und ihn umbringen; wie auch geschah.

Dieses wurde dem heiligen Mann geoffenbart durch ein Gesicht. Er aber eilte desto mehr zu der bestellten Marter, als wenn er zu einer Hochzeit hätte gehen sollen,

befahl sich Gott dem Herren, und Christo seinem lieben Sohn, und gab sich den Mördern in ihre Hände, auf daß er ein Märtyrer würde, und seine Seele in Gottes Reich käme. Als die Mörder ihn sahen, zerschlugen sie ihm sein Haupt, daß ihm das Hirn davon floß. Darnach steckten sie Reinolds Leichnam in einen Sack, füllten denselben vollends mit Steinen an, und warfen ihn in den Rhein, in der Hoffnung, der Sack sollte unter dem Wasser bleiben, daß es verschwiegen bleibe. Aber Gott ließ es nicht zu, sondern gab Gnade, daß der Sack wieder über sich kam, und blieb auf dem Ufer liegen, obgleich der Rhein so stark lief. Da war die Seele des heiligen Märtyrers Reinold mit großem Lobgesang von den Engeln vor des Himmels Thron geführet.

Um diese Zeit war die Stadt Dortmund auch zum christlichen Glauben bekehrt, und die Bürger schickten Boten nach Cöln zu dem Erzbischof, und begehrten demüthig, er wolle ihnen etwas von den Heiligthümern mittheilen, die sich in dieser frommen Stadt befänden. Der Bischof rief die ganze Clerisey zusammen, und berieth sich mit ihnen, was er denen von Dortmund für einen Heiligen geben sollte, der ihnen am nützlichsten wäre. Als sie also Rath hielten, zeigte Gott ihnen an, daß der heilige Reinold ihnen am bequemsten sey.

Wie nun sein Leib mit dem Kasten auf dem Wagen stand, fing dieser an zu laufen bis nach Dortmund, ohne Pferde, ohne menschliche Hülfe, und blieb an dem Ort stehen, wo die Kirche von St. Reinold hingebauet steht, wie noch heut zu Tag allda zu sehen ist. Als der Bischof samt seinen Geistlichen dieses sah, folgten sie dem heiligen Manne zu Ehren mit einer Prozession und unter Lobgesängen nach, und begleiteten den Kasten wohl drei Meilen Weges.

Also ist der heilige Reinold ein Beschützer der Stadt Dortmund, und man hat öffentlich gesehen, wie er dort auf der Stadtmauer gestanden, und den Feind, der die Stadt belagert hatte, abgetrieben; und dergleichen Wunderwerke hat Gott mehr durch ihn gewirket, wie in den Legenden zu lesen ist.

Die schöne Melusina.

Zu Poitiers in Frankreich war ein Graf Namens Emmerich, ein gelehrter Herr, und besonders in der Wissenschaft des Himmelslaufes und künftiger Dinge vielerfahren. Derselbe war auch gar reich an Gütern und pflog großer Ergötzlichkeit mit Jagen. Er hatte nur einen Sohn und eine einzige Tochter, die er beide inniglich liebte. Der Sohn hieß Bertrand, die Tochter Blaniferte. Die Letztere war eine sehr schöne und züchtige Jungfrau und in Allem mit Jugend wohlgeziert. Nun gab es in dieser Landschaft überaus große Wälder, und namentlich fand sich in der Gegend, wo Graf Emmerich lebte, ein Holz, welches der Kürbißforst hieß. In diesem lebte zu der nämlichen Zeit ein berühmter Graf von gutem Geschlechte, aber arm an Habe und mit vielen Kindern gesegnet. Doch ersetzte er solchen Abgang an zeitlichen Gütern durch viele andre, seinem Stande wohlgeziemende Tugend, denn er war ein weiser, verständiger Herr von gar redlichem Gemüthe, der mit seinem jährlichen Auskommen bescheiden und ohne Pracht haushielt, und mit guter Zucht seiner Kinder pflegte, weßwegen er denn auch von Jedermann geehrt und werthgehalten wurde. Dieser Graf war auch aus dem Geschlechte der Grafen von Poitiers, führte in seinem Wappen gleichen Schild und Helm, wie jener, und war mithin desselben leiblicher Vetter.

Der Graf Emmerich von Poitiers nun erwog bei sich, daß sein Vetter, der Graf von dem Forste, sehr arm und mit vielen Kindern beladen sey, er dachte deßwegen darauf, ihn theilweise zu erleichtern und ihm unter die Arme zu greifen, damit er seine zeitliche Nahrung besser haben, und seine Kinder dereinst etwas standesmäßiger aussteuern könnte. Es fügte sich darauf, daß der reiche Graf von Poitiers in seiner Residenz einst ein großes Banket zurichtete, und seinen Vetter, den armen Grafen von dem Forst, dazu berufen ließ. Dieser fand sich zu der Festlichkeit mit samt seinen drei Söhnen, welches junge wohlgezogene Herren waren, mit aller Höflichkeit ein. Hier wurde ihnen alle nur ersinnliche Ehre und Freundlichkeit erwiesen; da erhub sich in dem Herzen des Grafen Emmerich eine solche Flamme der Liebe und Zuneigung gegen diese drei Jünglinge, am allermeisten aber gegen den jüngsten, welcher Raimund hieß, daß er sich nicht länger mehr bergen konnte, sondern dieses Gefühl seinem Vetter, dem Grafen von dem Forst, eröffnete mit der herzfreundlichen Anrede: „Lieber Vetter, ich sehe wohl, daß ihr mit Kindern sehr überhäuft seyd. Darum ist mein Wunsch, ihr wollet geruhen, mir einen eurer Söhne an Kindesstatt zu überlassen, welcher zu allem Guten erzogen und wohl versorgt werden soll.“ Der redliche alte Herr stellte ihm, auf ein so geneigtes Anerbieten frei, welchen von den dreien er sich auswählen wollte.“ Also erbat sich Graf Emmerich den jüngsten, Raimund, der ihm am allerbesten gefiel. Dafür bedankte sich der Graf vom Forste aus ganzem Gemüth, und übergab ihm den schö-

nen, jungen, wohlgestalteten Herren, seinen jüngsten Sohn, mit höchstem Vergnügen.

Nachdem das herrliche Bankett geendet war, welches drei Tage lang gewährt hatte, nahm der alte Graf wieder Abschied von seinem Vetter, Willens, sich wieder nach Hause zu begeben, seinen jüngsten Sohn Raimund also zurücklassend, wiewohl es nicht ohne nasse Augen und heimlicher Betrübniß bei dem alten Vater ablief. Das junge Herrlein aber hätte sich keine bessere Aufnahme wünschen können; auch erwies er sich in seinem Dienste vor allen Andern angenehm, und wußte sich höchst beliebt zu machen; daher wurde er nicht nur von seinem Vetter als ein Freund recht innig geliebt, sondern dieser befahl auch allen Haus- und Hofgenossen, ihn auf's achtsamste zu behandeln, damit ihm ja von Niemand Leid zugefügt würde.

Als nun einmal Graf Emmerich seiner Gewohnheit nach auf der Jagd war, und die Seinigen einem wilden Schweine nachjagten, da ritt auch Raimund demselben nach; das Schwein aber eilte, sich vor den Hunden zu retten, und zog so den ganzen Schwarm der Jäger nach sich. Auch Raimund war darunter, der seinen Herrn nicht verlassen wollte, zumal es später Abend und verführerisches Mondlicht war. So lange das Schwein verfolgt wurde, hielt er auf's getreueste aus. Dieses hatte inzwischen viel Hunde theils getödtet, theils verwundet; und nach und nach hatten sich alle Diener von dem Grafen verloren, so daß keiner von ihnen wußte, wo derselbe hingekommen wäre, außer Raimund, der bei ihm war. Als nun

dieser solches bemerkte, und sich beide in der äußersten Verlassenheit fanden, begann Raimund endlich seinen Herrn Vetter wohlmeinend also anzureden: „Gnädiger Vetter, wir sind von allem unsrem Volke abgekommen, haben Hunde und Jäger verloren; es will sich wegen eingebrochener Nacht nicht wohl thun lassen, so weit zurückzureiten; auch können wir unser Gefolge nicht wohl wieder finden. Darum rathe ich, daß wir in dem nächsten Bauernhof einkehren, wo wir diese Nacht Herberge haben können.“ Der Graf antwortete ihm: „Du redest recht und räthst sehr wohl, getreuer Raimund, denn die Sterne stehen bereits am Himmel und der Mond scheint gar helle!“ Also fingen sie an quer durch das Holz zu reiten, und fanden zuletzt nach vieler Mühe einen schönen Weg, von welchem dem Raimund däuchte, daß er sie nach Poitiers leiten werde. Der Graf, welcher hoffte, einige seines Volkes wieder zu treffen, sprach: „Laß uns eilen, unser Poitiers wird uns auch noch bei später Nachtzeit unversperrt aufnehmen!“ So ritten sie den Weg, Graf Emmerich voran, Raimund als sein Diener hinter ihm drein.

Indem nun diese Beide also dahin ritten, fügte sichs, daß der Graf, dem der Lauf der Gestirne als einem guten Himmelskundiger ziemlich bekannt war, unter den andern Sternen einen ganz fremden Stern gewahr wurde.

Darüber seufzte er aus Herzensgrund, und brach in folgende, tief heraufgeholte Worte aus: „Ach Gott, wie sind doch deine Wunder so mannigfaltig, wie kann die Natur ein so widerwärtig Spiel mit sich selbst treiben, daß sie einen Menschen entstehen läßt, der durch Uebelthun zu so großen zeitlichen Ehren erhöht werden soll, während es doch sonst unziemlich ist, wenn sich Jemand um der Missethat willen hoch ehren lassen will.“ In solcher Verwunderung über den seltsamen Himmelsaspekt sagte er zu Raimund abermal tief seufzend: „Komm herzu, Sohn, ich will dir groß Wunder und eine bedenkliche Vorbedeutung am Himmel zeigen, dergleichen nicht leicht gesehen wird!“ Raimund, als ein lehrbegieriger Jüngling, fragte, was denn das wäre! „Siehe,“ sagte Graf Emmerich, „ich sehe am Himmel, daß in dieser Stunde Einer seinen Herrn tödten und ein gewaltiger Herr werden wird, mächtiger als je einer seines Geschlechts gewesen ist!“

Raimund schwieg still und redete kein Wort; indessen fand er ein Feuer, das hatten die Herren, die im Gefolge des Grafen gewesen, im Holze gelassen; deßwegen stieg er vom Pferde und klaubte kleines Holz zusammen, womit er das Feuer unterhielt, denn es war kalt. Der Graf, sein Vetter, stieg auch ab und wärmte sich; aber es war ihm zum Tode. Denn in diesem Augenblick hörten sie durchs Holz etwas daherbrechen; Raimund griff schnell zu seinem Schwerte; deßgleichen der Graf zu seinem Spieße. Kaum hatten sie sich zur Wehr gefaßt gemacht, da kam ein großes Schwein auf sie daher geeilt mit wildem Grunzen; das rückte knirschend und

schnaubend in voller Wuth immer näher auf sie zu. Raimund bat seinen Vetter inständig, daß er doch, um sein Leben zu retten, sich auf einen Baum flüchten, und ihn allein mit dem Schweine kämpfen lassen möchte. Aber den Grafen, als einen entschlossenen Helden, verdroß Solches, daß er so wider seine Gewohnheit vor einer Bestie fliehen, und ihr furchtsam ausweichen sollte; er beschloß bei sich und schwur, Stand zu halten und des Himmels Willen über sich ergehen zu lassen. Er sagte auch seinem Raimund, daß er ihn ferner mit solchen Zumuthungen verschonen möchte; zugleich setzte er seinen Spieß an, und ging dem Schwein entgegen, sich ihm zu widersetzen; er versetzte dem Thier auch wirklich einen Fang, aber das Schwein schlug den Stoß, der zu schwach war, mit einem Satze ab und warf seinen Feind ergrimmt zur Erde hin. Nun rückte geschwind auch Raimund mit seinem Spieße hervor, um der Bestie den Rest zu geben und seinen Vetter zu erretten; allein er fehlte zu allem Unglück, und im großen Eifer glitt ihm der Spieß an dem Schweine ab, und während er in Hitze nachdrückte, fuhr der Speer dem auf dem Boden liegenden Grafen tief in den Leib hinein. Raimund zog ihn zwar gleich wieder heraus, verfolgte das Schwein und fällete es auch. Bis er aber zurückkehrte, fand er den Grafen schon in seinem Blute schwimmend und todt. Mit höchster Betrübniß floh er von dem Orte und machte sich auf weitere Flucht gefaßt.

So hatte Raimund ohne Vorsatz seinen allerbesten Freund, den Beförderer seines Glückes, ums Leben gebracht.

Er wehklagte, rang die Hände, kehrte die Augen gen Himmel, welche nicht anders flossen als wie zwei Thränenquellen, ritt jedoch mittlerweile allgemach fort, und führte mit sich selbst ein herzleidiges Jammergespräch. Bald klagte er über die Mißgunst seines widrigen Geschickes, bald über den unseligen Stoß seines Speeres, bald verfluchte er die Stunde, darin er zu seinem Herrn gebracht worden, und bald hub er an, über seine unglückschwangere Geburtsstunde zu klagen. Solche Gedanken halfen ihm seine Betrübniß noch mehr vergrößern. „Du unbarmherziges Glück,“ seufzte er, „hast du denn alle Herzensplagen auf einmal über mich ausgeschüttet? Warum habe ich doch alle meine Hoffnung so ganz auf dich vielmehr, als auf den gütigen Himmel selbst gesetzt? Du Betrügerin aller Menschen, du reichest für ein Quentchen Wohlfahrt und ergötzlicher Freude, damit du uns alberne Jünglinge köderst, einen ganzen Centner Herzeleid hernach; du lässest uns nach dem Schatten der Reichthümer und der eiteln Wollust schnappen, und hernach das Wesen unsers Wohlstandes selbst verlieren! Nun hast du mich zu einem armen Bettler gemacht, der gedachte ein begüterter, reicher Herr zu werden! Dem, der mir sein Herz gegeben, habe ich sein Leben, und mir selbst alle Hoffnung und zugleich die Freudigkeit meines Gewissens genommen. Ach Vetter, lieber Vetter! warum hast du so oft die Hände deines Mörders geküßt? Warum durfte ich nicht vor dir sterben? Nun wird mich die Rache und der Argwohn aller Leute verfolgen! Alle Bäume im Walde werden mich anfeinden und ihre Aeste von mir abkehren, die Luft wird mich

nicht mehr anhauchen, die Sonne ihr fröhliches Licht mir mißgönnen, und nimmer werde ich solche That an meinem Wohlthäter, dem gerechten Himmel abbitten können."

Mit solchen und vielen andern Klagen ließ er sein Pferd gehen, wohin es selbst wollte und ihn das Verhängniß führen würde. So kam er zu einem Brunnen, der Durstbrunnen genannt. Bei diesem standen drei Jungfrauen von überaus schöner Gestalt, die er vor Leid und Jammer ganz übersehen hatte. Von diesen trat die schönste und jüngste zu ihm an den Weg hervor, und sprach: „Mein Freund, ihr seyd ziemlich unbescheiden für einen Ritter, daß ihr den Frauen keine Höflichkeit zu erzeigen wisset, sondern ohne Gruß und Anrede vorbeireitet!" Raimund antwortete hierauf gar nicht, und trieb seine Klage fort wie vorher, bis sie endlich das Pferd beim Zügel ergriff, und zu ihm sprach: „Fürwahr, ihr wisset nicht, was euer Stand erfordert, wenn ihr so stillschweigend vorüberzueilen gedenket!"

Da nun Raimund die wunderschönen Nymphen mehr ins Auge faßte, erschrak er, und wußte nicht, ob er lebendig oder todt sey, oder ob ein Gespenst mit ihm rede. Indem nun die Nymphe Melusina — denn so hieß die jüngste von ihnen, die sein Pferd hielt — bemerkte, daß er wie von einem tödtlichen Gesichte überrascht und aus Schrecken ganz verfärbt und gar erblaßt war, fing sie

an, ihn noch mehr zu versuchen und beschuldigte ihn noch heftiger großer Unfreundlichkeit, weil er nicht mit ihr redete. Dem Raimund aber, obwohl er noch voll betrübter Gedanken war, fiel die unvergleichliche Schönheit der Nymphe immer mehr und mehr ins Angesicht, und die Augen begonnen ihm bereits recht aufzugehen. Er sprang daher schnell vom Pferde zur Erde und sprach: „Ach, erhabene Göttin, ich bitte in tiefster Demuth, daß eure Wohlgewogenheit mir meinen Fehler vergessen und eure holden Blicke deßwegen nicht entziehen wolle. Ich bin ohnedem in solcher Betrübniß, wie in einem Labyrinthe verfangen, daß ich nicht weiß, wie ich mich aus demselben herauswinden soll. Deßwegen war ich mit sehenden Augen blind, dazu von solcher Schönheit entzückt und entgeistert, und zugleich von meinem innerlichen Unmuthe ganz betäubt. Damit ich aber auch wegen meiner Unhöflichkeit Buße thun und die schuldige Strafe dafür erleiden möge, so befehlet eurem Diener, Allerschönste, was er zu vollbringen hat, daß er ihre holden Blicke wieder genieße!" — „Nicht also, mein Raimund, hub die holdselige Nymphe an! Stehet zuvor von der Erde auf: ein so edler Ritter hat nicht Ursache, so gebogen auf derselben zu liegen! Die Reue über einen so kleinen Fehler und die Ursache desselben ist schon Strafe genug! Wir sind euch alle insgesamt gewogen, tapferer Gallier!" Raimund, solches hörend und, daß sie seinen Namen nannte, erstaunte noch mehr, denn er wußte nicht wie dieses zuging. „Göttergleiche Jungfrau, sprach er, nun merke ich recht, daß Ihr von dem gütigen Himmel abgeschickt seyd, mich aus meiner

Unruhe zu erlösen und aufs neue zu erquicken. Denn kein Mensch ist in der Gegend, der meinen Namen weiß, und auch der eurige ist mir unbekannt; auch halte ich euch vielmehr für ein Engelsbild in menschlicher Gestalt, als für einen natürlichen Menschen. Könnt ihr deßwegen, schöner Engel, dieses Gemüth mit einigem Trost erfrischen, so wie ich von eurer Lieblichkeit schon einige Erquickung spüre, o so fahret fort, meine halberstorbenen Kräfte durch solche Anmuth neu zu beseelen, und euren Diener glückselig zu machen."

„Stillet euren Kummer, betrübter Raimund! — fing die liebliche Nymphe wieder an — lasset euer liebes Herz solchen Unfall nicht allzusehr kränken: ich kenne eure Noth und Klage: wollet ihr aber meiner Lehre folgen, so will ich dafür sorgen, daß eure Wohlfahrt wieder neu grüne, und ihr an Gut, Ehre und Glück nimmermehr Mangel leidet! Lieber Raimund, Alles was euch euer Vetter aus dem Stand der Sterne geweissaget hat, daß muß durch die Gnade des Himmels an euch vollbracht werden, der alle Dinge leitet." Als nun Raimund hörte, daß sie von der Gnade Gottes sprach, gewann er allgemach wieder neuen Trost in seinem bekümmerten Herzen, daß die Nymphe doch kein Gespenst und keine unglaubige Heidin war, sondern von christlichen Stamme seyn mußte. Er sprach demnach zu ihr! „Schönste Gebieterin! Ich werde mit aufmerksamem Ohr und gehorsamem Herzen euren getreuen Beirath anhören und mein ganzes Gemüth soll eurem Willen demüthig unterworfen seyn: nur lasset mich zuvor eure Neigung und euer Wohlwollen verspüren dadurch,

daß ihr mir eröffnet, woher ihr meinen Namen und das unselige Ereigniß kennet, damit ich aus allem Zweifel gehoben, die mildselige Schickung des Himmels um so mehr zu erkennen und zu loben Ursache habe, da sich derselbe zu meinem Troste eines so wunderbaren Werkzeuges bedienen wollte.“

Hierauf begegnete die Nymphe ihm aufs neue mit tröstlichem Zuspruch: „Zweifle nicht, lieber Raimund, sprach sie, daß ich dein Glück und deine Ehre erneuern werde! Frage nicht mehr so inständig nach meinem Wissen und woher mir dein Name bekannt sey, sondern glaube vielmehr, daß der Himmel es also füget. Sieh mich demnach für kein verstelltes Engelsbild, sondern vielmehr für eine gute Christin an; was ich bin, bin ich durch die Gnade des Himmels, ich glaube Alles, was einem Christen zu glauben zusteht: daß ein Wunderkind von einer keuschen Jungfrau geboren worden und der Sohn Gottes genannt wird, daß er in der Zeitlichkeit für alle Menschen gelitten, als Gott und Mensch wahrhaftig auferstanden und wieder gen Himmel gefahren sey. Dieses Alles, sagte sie, weiß und glaube ich. So verbanne denn allen Kleinmuth und alle Traurigkeit aus deiner geängsteten Brust, und gieb nicht zu, daß ferner ein Zweifel dein Gemüth besitze. Betrachte das Glück, das bereits vor deinen Augen schwebt!“

Durch solchen Zuspruch fingen die muntern Lebensgeister dem guten Raimund wieder aufzusteigen an, und der lebhafte Purpur seines Gesichtes schimmerte aufs neue durch seine Wangen. „Schönste, liebenswürdigste

Nymphe, sprach er laut, alle meine Kräfte, all mein Wollen soll nach euren Befehlen wie der Schatten nach der Sonne gerichtet seyn. Ich vergehe fast vor Verlangen, den Inhalt meines Glückes von euren klugen Lippen anzuhören. Wenn ihr mir denselben nicht bald eröffnet, so sterbe ich!“ „Wohl denn, begieriger Raimund! so höret, sprach sie, was euch zu leisten obliegt, wenn ihr eures Glückes theilhaftig werden wollt. Ich verlange ernstlich, daß ihr mir beim Himmel schwöret, und bei dem Heiligsten, das er enthält, daß ihr mich zu eurer ehelichen Gemahlin erkieset. An jedem Sonnabend sollt ihr mich in Ruhe lassen und nichts von mir zu fragen begehren, mir auch an selbigem Tage nichts befehlen; ja ganz und gar nicht mit mir reden, mich nicht sehen, auch nicht durch Jemand anders sehen lassen, sondern mich gänzlich in Ruhe lassen, so daß ich den ganzen Sonnabend frei und unbekümmert bleiben mag. Dagegen gelobe ich euch hinwieder, daß ich die ganze Zeit meines Lebens, besonders aber am gedachten Tage nirgends hingehen will, wo es euch nicht lieb und angenehm wäre, sondern mich an demselben in meinem Frauengemache ganz stille, züchtig und verschlossen halten werde.

Alles das gelobte und schwur sofort Raimund, ihr getreu und unverbrüchlich zu halten. Der Nymphe kam inzwischen sein leichtsinniges Erbieten und sein schneller Eid noch ziemlich verdächtig vor, denn sie glaubte, er verspreche mehr, als er halten würde; doch gab sie ihm dieß nur ganz gelinde zu verstehen: „Ihr leistet zwar, sprach sie, meinem Willen vergnüglichen Gehorsam, wiewohl

ihr noch nicht Alles vernommen. Gleichwohl sehe ich aus euren Mienen, daß ihr mehr gelobet, als ihr zu halten gedenket; sollte es aber je geschehen, daß ihr mir untreu würdet, davor euch der Himmel behüte, so wisset, daß ihr selbst der einzige Urheber wäret, der einzige Schlüssel, welcher die Thüre zu seinem Unglück eröffnet; denn nicht nur würdet ihr mich unfehlbar von Stund' an verlieren und nimmermehr zu Gesichte bekommen, sondern auch euch und euren Erben schaden und Unglück bis auf Kindeskinder zuziehen."

Als Raimund solches vernahm, schwur er ihr vermessentlich noch einmal und wollte nicht für den angesehen seyn, den sie in ihm argwohnte. „Wohlan, versetzte die Nymphe, ich nehme die gute Meinung an, die ihr mir von euch machen wollt. Reiset hin, mein Geliebter, nach Poitiers, der Himmel begleite euch mit seinem Schutze. Wenn euch aber Jemand fragt, wo euer Vetter der Graf hingekommen, so antwortet nicht anders, als daß ihr ihn im Wald verloren und er vielleicht irre geritten sey, wie denn auch seine andern Diener sagen und euch beistimmen werden. Dann werden sie ihn eiligst suchen und endlich auch finden, und mit großer Klage nach Poitiers bringen; der Himmel weiß, mit welcher Betrübniß ihn die Gräfin, seine Gemahlin, mit ihren Kindern samt allen Unterthanen beweinen wird. Diese Alle sollt ihr dann trösten und ihren Kummer mildern helfen, dann wird ihre Neigung und ihr Dank wie ein reicher Strom auf euch wallen, und jedes wird euch anstatt des todten Grafen Emmerich zu seinem Herrn wünschen. Nach seiner

Beerdigung werden sich seine Verwandten und die Edeln des Landes einfinden, um von seinem Sohne als ihrem jetzigem Herrn die Lehen zu empfangen. Dann sollt ihr euch auch in Demuth melden und bitten, daß er euch für eure treu geleisteten Dienste ein Stück Landes bei dem Durstbrunnen schenken wolle, wäre es auch nur so viel Land und Wald, als ihr mit einer Hirschhaut umschließen könnet. Diese ehrerbietige Bitte wird des Grafen Herz dermaßen bewegen, daß er sie euch gewähren wird.“ Alsdann sagte die Listige voll Freuden: „Eilet, mein theuerster Raimund, und säumet nicht Brief und Siegel darüber zu bekommen, welche von des Grafen Hand unterzeichnet seyn müssen, und trachtet ja, daß selbige schleunig ausgefertigt werden, des Inhalts, was die Gabe sey, wann und warum sie euch verliehen sey, samt dem Jahr und Tage, an dem das Alles geschehen und vollzogen ward. Nach allem dem wird euch ein Mann begegnen, der eine Hirschhaut zu Hause trägt. Diesem handelt sie ab, ohne vieles Wortemachen, lasset sie zerschneiden zu Einem schmalen Riemen, so dünn er nur seyn mag, jedoch an Einem Stücke, bis die ganze Haut aufgebraucht ist. Alsdann gehet hin und lasset euch das Versprechen vollziehen, und fanget von dem Brunnen an. Solches wird euch eine ganze Tagereise Landes im Umkreise bis wieder an die Stelle verschaffen, von welcher ihr ausgegangen seyd, und Niemand wird euch dieß streitig machen können.“

So entließ die schlaue Nymphe ihren Liebling mit listigem Rath und hieß ihn in des Himmels-Geleite gehen.

Raimund hatte nun mit tausend Küssen von seiner liebsten Melusina zärtlich Abschied genommen. Er ritt Poitiers zu und gedachte auszuführen, was sie ihm zu thun gerathen hatte. Auch handelte er ganz nach ihrem Sinne, und kam am frühen Morgen in der Stadt an. Während er hereinging, fragte ein Mann: „Wie kommt es, Raimund, daß ihr so ohne euren Herrn erscheinet?“ Raimund antwortete: „Ich habe ihn wahrhaftig seit verwichenem Abend nicht gesehen; denn er entritt mir im Wald dem Gejage nach, so daß ich ihn nicht ereilen konnte. Ich habe ihn denn verloren und bin später seiner nicht mehr ansichtig geworden.“ Bei dieser Verantwortung ließen sie es bleiben, und niemand war da, der an ein Unglück dachte, oder etwas Widriges geargwohnt hätte. Raimund aber wußte nach der klugen Art, die ihm seine Geliebte angerathen hatte, Alles auf das Beste zu verbergen; nur seufzete er zuweilen bei sich, durfte es sich jedoch nicht merken lassen.

Inzwischen kamen alle Diener des Grafen von dem Jagen einer um den Andern nachgeritten, bis auf zwei, welche noch aus waren. Ihrer keiner aber wußte zu sagen, an welchem Orte ihr Herr sich von ihnen verloren, und wo sie ihn am vorigen Abend zuletzt gesehen hätten. Dies verursachte bei Hof ein großes Klagen, besonders bei der Gräfin und ihren Kindern. Als sie nun im lautesten Jammer begriffen waren, da kamen auch die zwei letzten Diener aus dem Gefolge herbeigeeilt, und brachten ihren Herrn, den Grafen, todt mit sich, was sehr kläglich anzuschauen war, und das Weinen aller Anwe-

senden noch vermehrte. Auch dem unschuldigen Thäter Raimund wurden die Augen ganz naß, und das Herz klopfte ihm heimlich mit schnellen Schlägen. Die Diener erzählten, wie sie den Grafen in seinem Blute ganz blaß und entseelt bei dem wilden Schwein auf der Erde liegend gefunden; da sah man im ganzen Schlosse nichts als verzweifeltes Händeringen, besonders von Seiten der vaterlosen Kinder und der Wittwe. Ihre Augen ergossen ganze Ströme von Thränenbächen und ihre Gestalten sahen Leichen nicht unähnlich. Dennoch eilte man damit der endlosen Klage in etwas gesteuert würde und der Leichnam ihnen aus dem Gesichte käme, gleich des folgenden Tages zum Begräbniß, das unter großer Trauer, jedoch in schönster Ordnung angestellt ward. Raimund, welcher nicht der am wenigsten Betrübte war und auf das heftigste mitklagte, wurde wegen seiner treu geleisteten Dienste von allen Anwesenden höchlich gelobt; besonders daß er nach seines Herrn Tode ihm noch die letzte Ehre mit vielen Thränen erweisen wollte. Dieß alles aber hatte er niemand anders zu danken, als seiner geliebten Melusina, die er bei dem Durstbrunnen angetroffen.

Als Graf Emmerich auf diese Weise bestattet war, fanden sich die Edeln des Landes Alle bei seinem Bruders-Sohne, Grafen Bertram ein, und empfingen von ihm ihre Lehen, wie dies bei einem neuen Herrn zu geschehen pflegt. Da trat nun Raimund hervor, und brachte seine Bitte vor, wie er von Melusina unterrichtet war. Der Graf aber ließ sich diese demüthige Bitte von Raimund wohl gefallen, und

versprach ihm auf der Stelle, Solches zu gewähren; auch alle Räthe desselben gaben einmüthig ihre Zustimmung. Nach dieser allerseitigen Einwilligung bat Raimund um die Ausfertigung eines versiegelten Lehensbriefes von des Grafen Hand unterzeichnet, der ihm sofort ohne Widerspruch gewährt und eingehändigt wurde.

Kaum hatte Raimund den gesiegelten und unterschriebenen Brief empfangen, so fügte sich zu seinem Glücke die erwünschte Gelegenheit, daß ein Mann eine schöne, gegerbte Hirschhaut feil trug, die er denn unverzüglich ankaufte und in ganz schmale und dünne Riemen zerschneiden ließ, so viel man immer daraus machen konnte. Nachdem auch dieses geschehen war, meldete er sich abermals bei dem Grafen an und stellte die fernere geduldige Bitte, daß man ihm dasjenige Stücklein Lands, das er um die Gegend des Durstbrunnens auslesen würde, als Lehen übergeben wollte. Der Graf bestellte sofort einige Amtleute und Räthe, die mit Raimund nach dem Brunnen ritten. Da fanden sie, daß Raimund eine Hirschhaut zu den allerschmalsten Riemen zerschnitten hatte, und verwunderten sich höchlich über die List. Sie wußten nicht, was sie in diesem Falle zu thun hätten, denn sie dachten wohl, daß die lederne Schnur ein gut Theil Feld, Wald und Felsen umspannen würde, wie dieß auch in der That sich zeigte. Auch erschienen von Stund' an zwei hierzu bestellte unbekannte Männer, welche die zerschnittene Hirschhaut nahmen und sie beim Anfang des Riemens an einen Pfahl banden. Sie umspannten so ein großes Stück Landes von dem Durstbrunnen an, bis wieder zu demselben, und in diesem gro-

ßen Umkreise fand sich eingeschlossen, was man nur wünschen mochte; insonderheit floß ein schönes, reichliches Wasser durch das umfangene Land. Die Amtleute selbst konnten dem Raimund über die Klugheit seines Anschlages, von dem sie nicht wußten, woher er ihm kam, ihr Lob nicht versagen. Obgleich sie gestanden, daß sie es mit der Hirschhaut ganz anders gemeint hätten, ließen sie es doch, weil der Graf sein Wort einmal gegeben hatte, bei der Schenkung bewenden, kehrten um und ritten auf einen Ort zu, der die Karthause genannt war, und nicht ferne von dem Brunnen lag. Von dannen reisten sie weiter und nach Poitiers zurück. Hier erzählten sie ihrem Herrn, dem jungen Grafen, Alles, was sich begeben. Als dieser die seltsame Begebenheit vernommen, konnte er sich nicht genugsam verwundern; doch mußte auch er es geschehen lassen, zumal er sich einbildete, es müßte bei diesem Brunnen gespenstisch und geisterhaft zugehen, weil es dort der Abentheuer schon mehrere gegeben habe; woraus er schloß, daß auch dem Raimund dort etwas Wunderbares zugestoßen sey. Doch gönnte er ihm als seinem lieben Vetter und Freund, der sich auch um seinen Vater wohl verdient gemacht hätte, alles Gute, mit dem Wunsch, daß es ihm dabei glücklich ergehen und kein ferneres Uebel daraus entstehen möchte. So treumeinend ist die heutige Welt nicht gesinnt.

Mittlerweile hatte sich auch Raimund selbst bei Hofe mit gar fröhlicher Miene eingestellt; er dankte seinem Vetter, dem Grafen, aufs höflichste für seine Gnade, wodurch die Verwunderung und Bestürzung aller Anwesenden nur noch vermehrt wurde, wenn sie bedachten, daß Graf Ber=

tram so gütig und Raimund so kühn seyn könnte. Raimund aber hatte seinem Herrn und Vetter, mitten im höchsten Leidwesen, anstatt einer ungnädigen Miene ein verwundertes Lachen abgewonnen, weil er sich mit seiner listigen That so wohl geholfen hatte.

Jener, nachdem ihm sein Hofritt besser ausgeschlagen, als Jemand geglaubt hätte, setzte sich nun wieder auf sein Roß und ritt mit dem frühen Morgen dem Durstbrunnen zu. Hier traf er seine liebe Verlobte, die unvergleichlich schöne Melusina, welche seiner Ankunft mit höchstem Verlangen gewartet hatte und ihn auf das allerherzfreundlichste mit tausend holden Blicken und Grüßen bewillkommte. „Seyd mir gegrüßt," rief sie, „mein Beherrscher, mein liebster Raimund! Ihr habt aufs weislichste vollzogen, was euch zu thun war; dafür statte ich euch als meinem einzigen Geliebten auf Erden den innigsten Dank ab. Folget mir nun, und lasset uns dem gütigen Himmel für das gnädige Gedeihen unsers Vornehmens demüthigsten Dank sagen!" Mit diesen Worten faßte sie ihn bei der Hand und führte ihn zu einer abgelegenen Waldkapelle. Als sie in diese eingetreten, erblickte Raimund einen Haufen des schönsten Volkes, Ritter und Bürgersleute, Frauen und Jungfrauen, Alte und Junge, auch Priester, die alle ihren Gottesdienst verrichteten. Er wußte nicht, ob er unter Menschen oder Geistern sich befinde; denn, nachdem er sich lange umgesehen, hatte er auch nicht einen einzigen bekannten Menschen entdeckt, den er irgend anderswo gesehen hätte. So in der höchsten Verwunderung fragte er seine Geliebte und sprach: „Mein

Kind, was für ein mir unbekanntes Volk ist dieses? Weß sind die Leute, die ich also geschmückt vor mir sehe?" — „Wundert euch nicht, mein Geliebter, versetzte die Schöne, es sind lauter Leute, denen ihr zu gebieten habt, und die euch künftig ihren Herren heißen sollen, kurz, mein Volk und meine Unterthanen sind es!" Und nun wandte sie sich zu dem Volk und gebot ihnen Allen mit vernehmlicher Stimme, daß sie ihrem Geliebten Raimund hinfort gehorsam und unterthan seyn sollten, als ihrem rechtmäßigen Herrn und Gebieter. Alle verneigten sich tief und gaben ihre Unterthänigkeit sogleich zu erkennen; aller Augen waren ehrfurchtsvoll auf Raimund gerichtet, so lange der Gottesdienst währte.

Da Raimund solches Alles nicht ohne Staunen und Schrecken ansah, mußte er den seltenen Gehorsam heimlich, aber mit Zittern und Entsetzen, bewundern, schwieg jedoch ganz still, und wußte nicht, was er hier denken oder sagen sollte. Melusina merkte, daß er in schweren Gedanken begriffen sey, und hub daher an, ihm mit leisem Zuspruche zu begegnen: „Lieber Raimund, entsetzet euch nicht ob dem, was euch so seltsam und fremd vorkommt. Es ist ganz kein Zweifel, daß ihr mein eigentliches Wesen noch nicht vollständig zu erkennen vermöget; es wird euch aber nicht eher möglich werden, als bis ihr mich zum ehelichen Gemahl ordentlich angenommen habt. Ihr habt mir zwar in Allem getreu zu seyn, und in der Ehe mit mir zu leben gelobt und geschworen; aber vollzogen ist unsere priesterliche Einsegnung noch nicht; ohne

diese aber wird euch die völlige Erkenntniß meiner Person immer fehlen.“

Raimund fühlte sich durch diese Worte Melusinens wieder etwas getröstet, und sagte zu ihr: „Ich bin ja bereit, meine Schöne, jederzeit euren Willen zu thun.“— „Es ist wahr, mein Raimund,“ erwiederte sie, „und ich kann es nicht läugnen, daß ihr mir alle Treue und Ehre erwiesen: aber nur noch dieses Eine ist noth; alsdann werdet ihr aller Glückseligkeit vollkommen genießen. Ihr müsset eine förmliche Hochzeit anstellen, ansehnliche Gäste dazu einladen, die Trauung vollziehen lassen, das Mahl abhalten und jeden Anwesenden fröhlich machen. Alsdann wird es eine ganz andre Gestalt mit unsrer Liebe gewinnen; dieß muß aber, wenn ihr anders glückselig seyn wollt, ehester acht Tage und zwar mit dem frühen Morgen geschehen.“

Raimund bewilligte Melusinen all ihr Begehren, damit er doch einmal den rechten Grund dessen, was ihm noch unbekannt war, bald erfahren möchte. Er schwang sich abermals ungesäumt und mit höchster Begierde auf sein muthiges Roß, und begab sich wieder nach Poitiers zu seinem Herrn Vetter. Jedermann besann sich, was diese baldige Rückkehr Raimunds an den Hof wohl bedeuten möge. Dieser wurde aber bald vorgelassen, und der Graf war begierig, sein Anliegen zu vernehmen. Siehe,

da war er sein eigener Hochzeitbitter selbst, und brachte seine Bitte mit folgender höflichen Rede vor: „Gnädiger Herr Vetter, geruhet nicht unwillig darüber zu seyn, daß ich mich so bald und unverhofft wieder bei Hofe einfinde, euch aus besonderer Zuneigung etwas Neues zu entdecken; denn ich halte es für meine Schuldigkeit, euch alle Heimlichkeiten zu offenbaren. Wisset denn, ich bin ein Bräutigam, und komme deßwegen her, euch und eure geliebte Frau Mutter ehrerbietig zu meinem Hochzeitfeste einzuladen, das bei dem euch wohlbekannten Durstbrunnen begangen werden soll. Wofern ich nun die Ehre von eurer Beider Gegenwart nächstkünftigen Montag früh genießen könnte, so würde ich und meine Liebste Solches für ein ganz besondres Glück halten und in steter Dankbarkeit niemals vergessen.“

Diese höfliche Einladung hatte Raimund kaum ausgesprochen, als der Graf höchst neugierig die Frage fallen ließ, wer denn wohl seine Liebste sey. „Sie ist eine edle, reiche und mächtige Dame,“ versetzte Raimund, „deren Herkunft ich übrigens selbst noch nicht eigentlich weiß, und auch nicht eher als bis nach der Trauung erfahren werde.“ Graf Bertram konnte sich der Verwunderung und des Lachens kaum enthalten. Doch gab er ihm diesen höflichen Bescheid: „Liebster Vetter, wir vernehmen mit größtem Vergnügen und Wohlgefallen euer Glück, und sind entschlossen, auf euer freundliches Ersuchen an eurem Hochzeitfeste, wozu der Himmel sein Gedeihen geben wolle, uns einzufinden; aber sehet zu, ob euch diese Heirath nicht übel ausschlage. Denn wenn eure Liebste vielleicht

von unedlem Geschlecht geboren wäre, so könnte sie eurer edlen Herkunft einen Schandflecken anhängen.“ Raimund antwortete sogleich: „Geliebter Vetter, obschon ich meiner Geliebten Abkunft selbst noch nicht eigentlich weiß, so bin ich doch dessen gewiß versichert, daß sie meinem Stande gleich, wo nicht gar überlegen sey, und verlange daher nichts Mehreres, als daß ihr sie mit ihren vortrefflichen Eigenschaften persönlich kennen lernen möget.“ — „Es sey so, wie wir euch schon vorhin versprochen, geliebter Vetter!“ antwortete der Graf noch einmal lächelnd; „wir werden gewiß kommen und die unbekannte Braut einsehen. Ob ihr euch auch etwas Schönes ausgelesen!“ — „Zweifelt daran nicht, Vetter,“ versetzte Raimund, „ihre Schönheit und Sitten lassen sie wie eine Königin erscheinen; wohl möchte sie auch vielleicht eines Herzogs oder Markgrafen Tochter seyn!“ — „Der Himmel bestätige euren Glauben, daß ihr nicht betrogen seyd!“ sprach der Graf; „das Verlangen, diese Göttin zu sehen, macht uns die Zeit recht lang!“

So schied Raimund mit der Zusage des Grafen und höflichem Danke; er ritt davon und zu seiner Geliebten. Der gewünschte Montag kam herbei, und mit dem frühesten Morgen machte sich Graf Bertram samt seiner verwittweten Mutter und allem Hofgesinde von Poitiers auf, ihrem Versprechen nachzukommen, und seines Vetters Ehrenfest mit begehen zu helfen.

Unterwegs hatten sie immer die kurzweilige Sorge, daß bei dem verrufenen Durstbrunnen ein gespenstisches Gaukelspiel und Blendwerk vorgehen könnte, worüber sie dann

genug lachen und den Bräutigam zu necken nicht vergessen wollten. Nun ging die Reise dem Walde zu nach Colombiers, und von da gegen den Felsen, welcher auf einer Höhe gelegen war. Kaum aber waren sie bei jenem Felsgestein angelangt, da erblickten sie schon in dem Grunde auf einer schönen, grünen, lustigen Ebene verschiedene anmuthige Bäume, und zwischen ihnen eine Menge trefflicher Zelte aufgepflanzt, aus denen hier und dort ein Rauch aufstieg, woran zu erkennen war, daß daselbst ein Sieden und Braten vor sich ging. Auch wurden sie sehr viel Volks ansichtig, lauter unbekannte Leute, die um die Zelte herumwandelten. Dieß Alles bestätigte sie in der Meinung, daß das Alles nichts anders seyn könne, als eine Gespenstererscheinung, besonders auf einer solchen Einöde, wo sonst kein Mensch anzutreffen ist.

In diesen Gedanken wurden sie durch die Ankunft einer Menge von jungen Rittern und Edelleuten unterbrochen, die, bei sechzig Menschen, alle landfremd, aber in schönstem Schmucke und auf das Beste bewaffnet, daherritten. Diese empfingen den Grafen, seine Mutter, und Alles, was bei ihnen war, auf das allerhöflichste, im Namen ihres Herrn, Raimund, und begleiteten sie in zierlichem Aufritte bis vor die Gezelte. Diese gar artige Aufnahme, die sorgfältige Vertheilung der Gäste in die Gezelte, und die treffliche Herberge machten den Grafen Bertram nicht wenig bestürzt, und brachten ihn auf ganz andre Gedanken, als die er sich eingebildet hatte. Nicht nur schön und kostbar waren die Zelte, und an einem lieblichen Platz aufgeschlagen, sondern selbst die Krippen

für die Pferde waren so schön eingerichtet, daß es den lustigsten Anblick gewährte. Auch hatten sich die fremden Gäste kaum in den Gezelten niedergelassen, da fand sich schon eine Anzahl schön geschmückter Frauen und Jungfrauen ein, welche im Namen der Braut, die Gräfin Mutter, samt allen den Ihrigen, auf's artigste begrüßten. Alle Gemächer fanden sie mit Bequemlichkeiten und Zierrathen auf das kostbarste eingerichtet, wie man es in dieser Einöde nimmermehr hätte erwarten sollen.

Indem kam auch Raimund mit einem Gefolge von Kavalieren daher, den Grafen, seinen Herrn Vetter, zu bewillkommen, und ihn in seine Wohnung zu begleiten. Da es nun bereits Zeit zu der Trauung war und in die Kirche geläutet wurde, verfügten sich alle Herrschäften, so in einem zierlichen Ring in bester Ordnung gestellt, nach der Kapelle, und es wurde zwischen ihnen ein mit den größten Kostbarkeiten gezierter Altar aufgerichtet. Auch die Kapelle selbst war mit Tapeten und Kleinoden auf das prächtigste geschmückt. Die Braut endlich war so wohlgethan an Schönheit wie an Kleiderschmuck, daß sie mehr einem Engelsbildniß, als einem Menschen zu vergleichen war. Die Gewande schimmerten und spielten von Gold, Perlen und Edelsteinen wie der gestirnte Himmel; kurz alles war schön und köstlich anzuschauen.

Der Graf von Poitiers samt seinem ganzen Gefolge, sobald er in die Kapelle hineintrat, wandte sich zu der Braut, umfing sie und beglückwünschte sie mit aller Ehrerbietung. Melusina und ihre Jungfrauen erwiederten diesen Gruß mit tiefer Verneigung. Nachdem nun Alle

in der rechten Ordnung sich gesetzt hatten, ließ sich eine vortreffliche Musik von allerlei lieblich klingenden Saitenstücken, Flöten und Posaunen hören, auch die Fremden hatten mit höchstem Staunen nur genug zu hören und zu sehen, solange sie sich in der Kapelle befanden, so daß sie selbst unter sich bekennen mußten, dergleichen Hochzeit-Aufzüge niemals gesehen zu haben.

Nach geendigter Messe wurde zur Trauung geschritten, und die Braut in ihrem Schmucke von zwo Jungfrauen, sowie Raimund von zween Rittern zu dem Altar begleitet, und allda beide eingesegnet. Da stand die Braut mit Raimund unter einem köstlichen Thronhimmel. Nach verrichteter Trauung führte sie der Graf von Poitiers, und ein anderer vornehmer Herr, zur besondern Ehre dem Gezelte zu. Hier wurde das Handwasser in goldenen Schalen herum getragen und jedem Gaste auf die Hände gegossen, dann setzte man sich zu Tische; die gräflichen Gäste wurden zu oberst, nächst dem Brautpaare, in goldene Sessel gesetzt. Die köstlichsten Gerichte wurden aufgetragen, und bei allem eine Pracht angewendet, daß es fast königlich anzusehen war.

Nachdem die Vorgerichte genossen waren, stand Raimund mit einigen seiner vornehmsten Ritter von der Tafel auf, und indem man eben die andern Trachten aufs herrlichste daher brachte, fing er selbst mit ihnen an bei Tische zu dienen. Der Gerichte waren so viele, daß man nicht wußte, wo man sie hinsetzen sollte; in eitel goldenen Pokalen wurden Weine von der köstlichsten Gattung kredenzt und mit diesen so vertraulich umgegangen, als wäre es

bloßes Bier; ja selbst Diener und Knechte hatten nichts als edle Weine zu trinken, an denen sie sich vergnüglich abweiden konnten. Auf die Tafel folgte ein ergötzliches Turnier. Die Ritter, in herrlichem Putz und Geschmeide, stellten sich, in zwei Partien getheilt, auf den zubereiteten Plan; der eine Haufen wollte für Melusina, der Andere für Raimund, beiden zu besondern Ehren, streiten. Die Frauen, im köstlichsten Schmucke von Edelsteinen (wiewohl keine schöner und geschmückter war als die Braut), schauten bei diesen herrlichen Ritterspielen zu. Jedermann erwartete voll Neugier, wer siegen würde. Jeder that sein Bestes, aber Raimund selbst trug das Allerbeste davon, und dies war ein ganz herrliches Kleinod von Diamanten. Darüber wurde ihm, zur großen Freude seiner Geliebten, ein munteres Lebehoch zugerufen.

Am späten Abende, nach gänzlicher Beendigung des Ehrenfestes wurde das Brautpaar mit vielen Fackeln und Windlichtern zu seinem Zelte begleitet. Dieses war von lauterer Seide mit dichten Goldstreifen und bunten Vogelgestalten herrlich durchwirkt; das Lager und die Decken von Seide mit lauter goldenen Lilien gestickt, so daß der Glanz die Augen blendete. Die Priester segneten das Paar noch einmal, und alle Hochzeitsgäste verabschiedeten sich. Um das Zelt herum aber ertönte eine liebliche Musik von allerlei Instrumenten, wie mit halben Stimmen, so daß die Töne noch anmuthiger ins Gehör fielen. Die jungen Diener und Bursche blieben wach während der ganzen Nacht und bezeigten sich, dem getrauten Paare zu Ehren, mit Singen und Springen gar lustig. Melusina

aber sprach zu ihrem Gemahl: „Ich bin jetzt deine Hälfte, wie du die meinige zu nennen bist. Und das laß uns bleiben, bis uns der Tod trennen wird. Nur sey nicht lüstern, nach meiner Herkunft zu forschen, oder dein Gelübde, mich Sonnabends nicht zu sehen, an mir zu brechen, wenn du nicht selbst der Urheber deines äußersten Verderbens seyn, und mich selbst von Stund an verlieren willst.“ Raimund umarmte seine Gemahlin und schwur ihr Alles, wie er es schon zweimal gelobt hatte, auch zum drittenmale. Dann kehrte der stille Schlafgott bei ihnen ein und schloß unter der Bedachung des Augenliedes die krystallenen Fenster ihres Angesichts.

Am andern Morgen sammelten sich die Gäste wieder, und sie empfingen von allen den freundlichsten Gruß. Darauf ging die Frölichkeit wiederan, und in allem währten die Hochzeitfreuden fünfzehn Tage lang. Zuletzt kam auch der Abschiedstag herbei, an welchem sämtliche Gäste aufbrachen. Anstatt aber, daß sie für die genossene Ehre die Braut beschenken sollten, siehe, da eröffnete Melusina einen mit Elfenbein ausgelegten großen Schrein, in welchem die allerkostbarsten Kleinodien von Gold, Perlen und Edelsteinen in unzählbarer Menge verwahrt waren, die man zuvor nie gesehen hatte. Damit beschenkte sie die meisten ihrer Gäste, vor Allen den Grafen, seine Mutter und ihre Hoffrauen. Darüber brach ihrer aller

Bewunderung immer mehr und mehr aus. Welch ein wunderglückseliger Herr doch Raimund seyn müsse, dachten sie, daß er eine so gute Heirath getroffen habe! Hierauf verabschiedeten sich die Gäste mit dem höflichsten Danke, besonders von der schönen Melusina; und diese mit Raimund that ein Gleiches. Zwar hätte Graf Bertram gar gerne gefragt, welchen Ursprungs die junge Frau doch sey, weil er sie immer noch nicht für etwas recht Natürliches halten wollte. Allein er fürchtete den Zorn, in welchen Raimund über solchen Verdacht gerathen könnte; deßwegen unterließ er es, und so schieden Alle in Liebe von einander, jedoch ohne daß die aus Poitiers wußten, bei wem sie gewesen und woher Raimunds reiche Braut wäre. Von Raimund und seinen Rittern wurden sie bis vor den Saum des Waldes begleitet. Dann ritt er wieder zurück und erzählte seiner Gemahlin vom letzten Abschiede. Diese empfing ihn mit tausend Küssen und vertröstete ihren Geliebten, weil nun diese Unruhe vorbei wäre, wollte sie nächstens einen denkwürdigen Bau und durch diesen ihres Gemahles Gedächtniß stiften, was Raimund sich ganz wohl gefallen ließ.

Acht Tage waren verflossen, da kamen eine Menge Werkleute von allerlei Handwerkern bei dem Durstbrunnen an, die fällten alles Holz rings umher, soviel innerhalb des Hirschriemens begriffen war, und schlugen es zu kleinen Trümmern, mit Ausnahme dessen, was zum Bauholze nützlich schien. Dann machten sie gar tiefe Gräben um die hohen Felsen herum; auch bezahlte sie Melusina alle Tage mit baarem Gelde, daher sie denn

ihr Werk um so williger vollbrachten. Sie legten ein tiefes und starkes Fundament, und setzten die ersten Grundsteine auf den harten Fels. Durch solchen Fleiß hatten sie in kurzer Zeit großmächtige Thürme und dabei eine über die Maßen hohe und dicke Ringmauer gesetzt. Innerhalb derselben bauten sie zwei gute und starke Schlösser. Um das unterste machte man einen hohen Zwinger, welcher sehr fest war.

Als nun die Leute des Landes ein so unsäglich großes und starkes Werk in so gar kurzer Zeit aufgeführt sahen, konnten sie sich nicht genug darüber verwundern. Und weil das Schloß zu aller Gegenwehr hinlänglich gerüstet war, so nannte es Melusina nach ihrem Taufnamen und sprach: „Lusinia soll dies Schloß heißen, und hoffentlich ewig diesen Namen führen.“

Nun fügte sichs, daß Melusina mit der Zeit eines jungen Herrn genaß, gar eines muntern Söhnleins, den nannte sie Uriens, und er kam in der Folge zu großen Ehren. Doch war er keineswegs schön von Angesicht, sondern hatte eine gar seltsame Gestalt; er war gar kurz und breit, flach unter den Augen, überdies war das eine Auge roth, das andere grün; er hatte dabei einen weiten Mund und lang hängende Ohren; aber an Armen, Beinen und allen andern Gliedern war er sonst gerade und wohlgewachsen, auch zierlicher Geberden.

Hierauf ließ Melusina das ganze Schloß einrichten. Die Gänge, die Erker, Alles wurde unter Dach gebracht. Dann ward es mit Leuten und Kriegszeug also besetzt, daß es schwer zu gewinnen oder zu stürmen war. Die Gräben waren ungeheuer tief, Mauern und Thürme sehr

hoch und stark; die Thore waren mit mächtigen Riegeln und einem starken Schloßthurm versehen. Daneben ließ sie heidnische Thürmer darein legen, die des Schlosses Tagwächter waren, welche die ankommenden Fremden mit einer bestimmten Losung verkündigen mußten.

Noch dasselbe Jahr gebar Melusina einen zweiten Sohn, der Gedes genannt wurde, und so eine brennende Röthe unter seinem Angesicht hatte, daß sie gleichsam einen Widerschein gab, sonst aber war er ganz schön und von wohlgestaltem Leibe. Darnach baute sie wieder ein Schloß, das sie Favent nannte, und den Thurm Mervent. Dann erbaute sie der Mutter Gottes zu Ehren ein schönes Kloster, welches sie Mallieres nannte. Zuletzt endlich ließ sie das Schloß und die Stadt Portenach ausbessern und erneuen.

Alle diese Gebäude waren fertig; da gebar Melusina abermals einen Sohn, welcher gar schön war, nur stand ihm das eine Auge um ein weniges höher, als das andere. Dieser Sohn hieß Gyot. Selbiges Jahr baute Melusina wieder ein Schloß, Larochelle genannt; zu Soniets ließ sie eine herrliche Brücke anlegen. Dann gebar sie wiederum einen Sohn, Antonius geheißen, welcher einen Löwengriff an seiner Wange mit auf die Welt brachte, auch sehr behaart war, und lange, scharfe Nägel an den Fingern hatte. Dieser war nun so scheußlich, daß wer ihn nur ansah, sich schon vor ihm fürchten mußte. Doch vollbrachte er nachgehends zu Luxemburg große Thaten, so daß alle Welt darüber staunte. Hierauf gebar sie wieder einen Sohn, selbiger hatte nur ein Auge,

welches ihm mitten auf der Stirne stand; dieser wurde Reinhard genannt. Doch sah er mit dem einen Auge viel besser, als wenn er deren zwei gehabt hätte. Als derselbe wuchs und zu seinen Jahren kam, vollführte er nicht weniger als die andern, herrliche Thaten.

Es folgte nun auch der sechste Sohn, den man Geoffroy mit dem Zahne hieß, weil er einen großen Zahn mit auf die Welt brachte, der ihm wie ein Eberzahn aus dem Munde hing. Dieser wurde überaus starken Leibes und zeigte auch mehr als seine andern Brüder fremde und wilde Sitten.

Es blieb aber auch bei diesem sechsten Sohne nicht, sondern ein siebenter folgte, welcher Freimund geheißen ward; dieser war sehr schön von Leib und Angesicht, hatte jedoch auf der Nase ein haariges Maal, als wäre ihm ein Stück von einer Wolfshaut eingesetzt. Der wurde vernünftig und weise, aber lebte nicht lang. Nicht lange nach diesem kam der achte Sohn, welcher drei Augen hatte, von denen eines ihm auf der Stirne stand. Er wurde um seines abscheulichen Aussehen willen, Horribil genannt, und zeigte schon in zarter Kindheit böse Sitten; sein ganzes Gemüth war auf nichts anderes bedacht, als Arges zu stiften. Diesem folgte der neunte Sohn, den man Dietrich nannte; an dem war nichts besonderes zu sehen, und er wurde ein sehr tapferer und kühner Ritter. Der zehnte Sohn beschloß die Reihe, er hieß nach seinem Vater, Raimund, und wurde in der Folge auch Graf vom Forst.

Der älteste Sohn, Uriens genannt, war indessen herangewachsen und in's männliche Alter getreten; ihm stand sein Herz und Gemüth nach nichts sehnlicher, als nach hoher Kriegsehre. Deßwegen nahm er einige Segel- und Ruderschiffe, und ließ sie mit allem Nöthigen ausrüsten, so daß sie wohl den Namen Galeeren führen durften. Auch bestellte er zu dieser Fahrt viel Volkes, und zwar die Besten und Wehrhaftesten aus dem Lande seiner Mutter. Als sein jüngerer Bruder Gyot dieses sah, bekam er Lust, mit ihm zu fahren, wiewohl er noch jünger als sein Bruder Gedes war, welcher auch an dieser Reise ein Belieben gefunden hatte. Der muthige Uriens aber hatte größere Neigung zu seinem Bruder Gyot, so daß er sich diesen zum Reisegefährten wählte, und den Bruder Gedes für dießmal zurückließ. Melusina freuete sich über den löblichen Vorsatz ihrer Söhne, und hoffte auch, daß es ihnen auf dieser Reise glücklich ergehen würde. Sie rüstete sie deßwegen mit Habe, Geld und Zubehör reichlich aus, und ließ sie also in des Himmels Geleite dahin fahren.

So steckten sie ihre Segel mit Freuden auf, und stießen vom Strand, kamen aber in kurzem wieder zu Lande, und dieß war das Königreich Cypern. Daselbst trafen sie die beste Gelegenheit, ritterliche Thaten zu erweisen, denn der König von Cypern war in seiner Stadt Famagusta von dem mächtigen Heidensultan selbst mit mehr als hundert tausend Mann belagert. In der Stadt herrschte große Hungersnoth, und der König sah nichts anders vor sich, als den Heiden unterwürfig und vom christlichen

Glauben hinweggedrungen zu werden, und dieß verursachte großes Jammern und Wehklagen in der Stadt. Aber der Schutz des Himmels, der die Seinigen nicht hülflos läßt, ließ sich plötzlich spüren. Denn kaum hatte Uriens die Kunde vernommen, als er sich mit seiner Flotte nach der Stadt hinwendete, und sein köstlich in Seide gesticktes Panier flattern ließ.

Die Heiden wurden die Ankunft dieser neuen Gäste bald gewahr; auch die in der Stadt vernahmen, daß fremdes Volk herbeikomme, sie konnten aber so schnell nicht wissen, ob es Christen oder Heiden wären. Der Sultan aber, so wie er die mächtige Herankunft der christlichen Schiffe inne ward, begann sein Volk zusammen zu ziehen. Da glaubte der König von Cypern, die Heiden wollten die Flucht ergreifen, befahl den Seinigen, sich zum Streite zu rüsten, und steckte die rothe Blutfahne aus. Die Trompeter fingen fröhlich zu blasen an, die Thore wurden aufgeschlossen, und zog also das ganze Volk muthig gegen die Heiden hinaus. Nur die Prinzessin Herminia, seine schöne Tochter, ließ der König in der Stadt zurück. Da erhub sich ein strenger Kampf: die Heiden widerstanden mit großer Macht: viel fromme Christen wurden erschlagen; ja der König von Cypern selbst wurde durch das vergiftete Geschoß eines Heiden tödtlich verwundet, so daß man kaum hoffte, ihn lebendig von dem Schlachtfelde wegzubringen. Daher mußten die Cyprier, gedrängt von den Heiden, zwar mit bewehrter Hand, aber doch nicht ohne großen Verlust wieder abziehen. In der Stadt Famagusta erhub sich eine große Klage

um die Todten und Verwundeten. Die Kinder weinten und schrieen um ihre Väter, die Weiber rauften sich mit großem Geheul die Haare aus. Viele liefen in der Stadt herum und schlugen die Hände zusammen; am kläglichsten aber gebärdete sich die Prinzessin Herminia, des verwundeten Königes Tochter, denn sie hatte aus dem Bericht der Aerzte schon geschlossen, daß das Leben ihres Vaters nicht mehr lange dauern würde, und seine Wunden unheilbar seyen.

Unterdessen war Uriens mit seinem Bruder Gyot und der Heerschaar, die mit ihnen auf den Schiffen war, gelandet und jählings auf die Heiden losgerückt. Sie fielen in die Reihen derselben voll Heldenmuth, und Uriens selbst verwundete und erlegte deren mehrere mit eigener Hand; auch Gyot focht nicht weniger männlich; so daß die Heiden endlich ein großer Schrecken ankam, und sie auf den Rückzug zu denken anfingen. Doch wurde auch dieser von ihnen nur unter hitziger Gegenwehr angetreten. Da sah man mit Erstaunen, wie ritterlich der Sultan von Babylon noch stritt und einen Christen um den andern zu Boden warf. Solches ersah nun Uriens, drang auf ihn ein, und versetzte ihm einen so mächtigen Streich mit dem Schwerte, daß ihm das Haupt bis auf die Zähne gespalten wurde, und er vom Roß elendiglich in den Staub dahinsank. Als dieß seine Völker, die Heiden, gewahr wurden, entsetzten sie sich über die Maßen und nahmen von Stund' an die Flucht. Der tapfere Uriens und sein Bruder eilten ihnen nach, erlegten ihrer

ohne Erbarmen eine unglaubliche Menge, und trugen so den Sieg davon.

Wie die Schlacht zu Ende war, nahmen Uriens und Gyot, samt all' ihrem Volk, von der Heiden Lager und Gezelten Besitz und ruhten daselbst vergnüglich aus. Hierauf fertigte der todtkranke König von Cypern durch einen mächtigen Landesfürsten und etliche seiner Räthe eine Gesandtschaft an Uriens ab, mit dem höflichen Ersuchen, doch zu ihm in seine Stadt Famagusta und an seinen Hof zu kommen; läge er nicht an einer tödtlichen Wunde darnieder, so würde er selbst ihm, als dem Obsieger seiner Feinde, einen Besuch in seinem Lager abgestattet haben. Uriens nahm solches Anerbieten mit vielem Danke auf, und entließ die Gesandtschaft mit dem Versprechen, sich einzufinden und Seiner Majestät aufzuwarten. Auch machte er sich alsobald mit seinem Bruder Gyot auf, und langte an dem Hofe des Königs an. Aber das Volk in der Stadt Famagusta empfing ihn anfangs nicht sehr freundlich, sondern sah ihn wegen seines unförmlichen Gesichts recht mit Verwunderung und Erstaunen an. Ein jeder sagte, nie hätte er ein so fremdes und seltsames Antlitz gesehen. Ja, sie kreuzten sich vor Wunder und sprachen: „der hat wohl die Gestalt, viel Land und Leute zu überwinden und zu bekommen, weil man sich vor ihm fürchten muß!"

Indessen kamen sie in des Königs Pallast und fanden diesen, geschwollen und ohnmächtig von den Wunden des vergifteten Geschosses, in einem Bette liegen. Uriens grüßte den König mit höflicher Verneigung und beklagte

ihn sehr. Jener hingegen versetzte: „Mein Freund, ihr habt gar tapfer gefochten, und mit eurer ritterlichen Hand große Ehre eingelegt, auch uns und der ganzen Christenheit damit gedient, so daß ihr vor aller Welt billig Preis und Ehre davon traget, und eure Nachkommen um solcher Heldenthat willen noch gepriesen werden sollen. Doch Eins wünschen wir von euch zu wissen: Wer ihr von Geschlecht, von wannen ihr gebürtig seyd.“ Uriens antwortete ihm mit tiefster Verbeugung: „Allergnädigster König und Herr! Eure Majestät beliebe zu vernehmen, daß ich von dem Stammhaus zu Lusinia geboren bin. Ich verhehle meinen Namen nicht.“ Der König sprach: „Von eurem Geschlecht haben wir viel vernommen, daß alle, die daraus geboren, gar tapfere, heldenmüthige Leute seyen. Anjetzt aber ist unser gnädiges Verlangen, daß ihr, tapferer Ritter, uns in einer Sache zu Willen seyd, und einen besondern Gefallen thun wollet. Es soll dieß zu eurer eigenen großen Ehre gereichen. Wisset demnach,“ fuhr der König mit einem lauten Seufzer und tiefem Athemholen fort, „daß unsere Tochter Herminia, die einzige Erbin dieses Königreichs, welches nun auch bald nach unserm bevorstehenden Hinscheid auf sie gelangen wird, weil das Gift des empfangenen Geschosses uns schon fühlbar zum Herzen eilt — daß unsere Tochter Herminia eines Schutzes, und dieß Reich selbst eines tapfern und heldenmüthigen Thronfolgers bedarf, weil es den heidnischen Grenzen gar zu nahe liegt. Darum begehren wir von euch, daß ihr unsere Tochter und dieses Reich zusammen übernehmet und vor allem Anfall der Feinde beschützen wol-

let; denn derzeit ist in allen Landen, unter allen Rittern der Welt kein glückseligerer Held als ihr, keiner, der an Klugheit und tapfern Thaten euch gleich, keiner, mit dem unsre Tochter und unser Reich besser versehen wäre, zu finden."

Uriens erschrak vor großer Freude hierüber nicht wenig. Er antwortete dem König in tiefster Demuth also: „Großmächtigster König, ich sage für diese hohe und unverdiente Gnade meinen unterthänigen Dank, und erkenne mich viel zu gering, die Erbin einer Königskrone als Gemahlin heimzuführen; noch geringer aber, ein so mächtiges Reich zu beherrschen. Jedoch eine so unvergleichliche Gnade auszuschlagen und den Schluß des Himmels zu verwerfen, würde vielmehr Vermessenheit als Demuth heißen. Deswegen kann ich nicht anders, als folgen und Gehorsam leisten, wenn ihr anders mit eurem Knechte nicht scherzet, daß ich die jetzt so betrübte Fürstin hinfüro meine Geliebte und mich selbst ihren Diener nenne." Der König, über diese kluge Antwort des Fremdlings von Herzen erfreut, versetzte: „Nun preise ich den gütigen Himmel, daß ich noch vor meinem Ende Tochter und Reich nach meinem Wunsche versorgt habe!"

Hierauf hieß er den Helden Uriens abtreten, bis er den Hof- und Reichsständen seinen Willen vorgetragen hätte. Auch gebot er zur Stunde, daß alle seine Räthe, insonders aber seine Tochter, die Prinzessin, herbeikommen sollte. Zu dieser sagte er alsdann: „Sehet, wir haben unser Reich mit bewehrter Hand gegen die Heiden bisher beschirmt. Nun aber sind wir durch ein vergiftetes

Geschoß dermaßen verwundet, daß wir wohl fühlen, unser Leben sey dem Ende nahe. Nun bedürfet ihr sehr eines tapfern Helden zum Herrn, denn ihr seyd den Ungläubigen gar zu nahe gelegen. Es fällt aber das Reich auf Niemand anders, als auf unsere einzige Erbin Herminia. Demnach fordern und begehren wir, daß ihr erstens von ihr eure Lehen empfahet, ihr auch als eurer gnädigen Königin und Beherrscherin des Reichs huldigt und schwöret."

Das Alles geschah von Hof und Ständen nach dem Willen des Königs. Dann fuhr der todtschwache König fort und sprach: „Ihr wisset ferner, Liebe und Getreue, daß es einem schwachen und jungen Weibe Reiche und Länder zu regieren, und vor feindlichen Anfällen zu beschützen fast unmöglich sey. Weil wir sie nun gerne solcher Last entbürdeten, und doch als Königin gewürdigt wissen möchten, in unserm ganzen Reich und allen Nachbarländern aber keinen tauglichern Ritter finden, welcher ihr Gemahl und königlicher Herrscher zu seyn verdiente, außer dem Helden Uriens von Lusinia, der sich, an unsern Hof berufen, allhier befindet und diese Stadt aus der Heiden Händen mit seiner tapfern Faust errettet, auch den Sultan und sein mächtiges Kriegsvolk aufs Haupt geschlagen hat: — darum so sind wir entschlossen, mit eurer Bewilligung ihm unser einziges Kind, die Prinzessin Herminia, zu vermählen, und somit ihm das Scepter des Reichs einzuhändigen. Erinnert euch also der schuldigen Treue, ein solches wohl zu erwägen und ihn zu ersuchen, daß er die angebotene Gnade erkennen und annehmen wolle, weil

ihr wisset, daß ihr mit des gütigen Himmels Hülfe vor den Heiden durch ihn wohl gesichert seyn werdet!“

Die Landesherren kamen dem königlichen Befehle freudig nach, und bedeuteten dem tapfern Uriens, daß er sich mit der Prinzessin Herminia vermählen sollte; dann wollten sie ihm auf der Stelle schwören und ihn zu ihrem Könige krönen. Dieß nahm der tapfere Ritter dankbar und mit Freimuth an und entließ die Abgeordneten mit dem besten Bescheid an den todtkranken König, zu seinem und des Landes Vergnügen. Der König ließ den Uriens nun wieder vor sich rufen und wiederholte ihm seinen Entschluß. „Ihr seyd würdig,“ sprach er, „den Scepter zu tragen, und dieses ganze Königreich zu beherrschen; ja, alles Volk jauchzete schon vor Freuden, euch als seinem künftigen Gebieter zu huldigen!“ Uriens dankte noch einmal mit tiefer Verneigung und versprach seine willigsten Dienste. Zur Stunde wurden sodann die zwei im Angesichte des sterbenden Königs vermählt. Und alsobald verschied der König.

So ward die Hochzeit mit vielem Leid und Jammer begangen, kein Tanz wurde gehalten, kein Saitenspiel ertönte; der verstorbene König aber wurde mit großem Gepränge zur Erde bestattet. Uebrigens lebten Uriens und Herminia in zärtlicher Liebe mit einander, und ihrer Zeit genaß die junge Königin eines Prinzen, den man den Greif nannte. Dieser Greif ward nachmals so tapfer und kühn, daß er in einem fremden Lande viel Städte und Leute und große Herrschaften gewann, den Pallast zu Colliers, der sehr stark war, eroberte er, dazu eine Insel in dem Meere, wo

ein großer Schatz verborgen war, nebst dem goldenen Bließ, welches Jason vor Zeiten gewonnen hatte. Auch eroberte er eine Stadt im Mohrenlande und steckte auf ihren Zinnen sein Panier auf.

Nun erkrankte auch der König von Armenien, Herminiens naher Verwandter, der leibliche Bruder ihres Vaters, und es mehrte sich mit seiner Krankheit dermassen, daß sein Ende bevorstand, und die Kunde davon nach Cypern kam. Er starb und hinterließ eine einzige schöne Tochter, welche Floria hieß, und noch ohne Gemahl war. Da traten die Landesherren zusammen und hielten Rath, was zu thun wäre; und in Folge ihrer Berathung sandten sie eine Gesandschaft an den König von Cypern ab, und baten, weil die verstorbenen Könige von Cypern und Armenien leibliche Brüder gewesen wären, so möchte der neue König, Herr Uriens, seinen Bruder Gyot zu ihnen abschicken, und ihn der Prinzessin Floria zum Gemahl gönnen, dann wollten sie ihm huldigen und ihn zum König krönen. Uriens hielt deßwegen einen geheimen Rath; die Stimmen lauteten aber einhellig, er sollte seinen Bruder dahin abschicken. Darauf machte sich Gyot schnell auf die Reise und kam nach Armenien, wo er die schöne Floria antraf. Man ritt ihm mit allen Ehren entgegen und empfing ihn auf das trefflichste. Ohne vielen Verzug wurde er unter den größten Festlichkeiten zu ihrem Könige gekrönt. Von dieser Zeit an waren die zwei berühmten Königreiche wieder in zweier Brüder Händen, und beide regierten gar klug und mächtig, und thaten dem Heidenvolke kräftigen Widerstand. Auch zeugten die zwei königlichen Brüder

viel tapfere und schöne Söhne, welche noch zu ihrer Väter Lebzeiten erwuchsen, und ebenfalls den Heiden nicht wenig Abbruch thaten.

Als inzwischen Raimund und Melusina durch sichere Botschaft in Erfahrung gebracht hatten, daß ihre beiden Söhne durch so tapfere Thaten zu hohen Ehren gekommen, und sogar auf Throne erhoben worden wären, wurden sie sehr fröhlich und voll inniglicher Herzensfreude. Zum andachtsvollen Danke gegen diese Fügung des Himmels ließ Melusina eine herrliche Kirche aufbauen, welche der Tempel zu unserer lieben Frauen in Portenach genannt wurde; auch ließ sie noch viel andere Kirchlein und Kapellen errichten.

Nach diesem vermählte sie ihren zweiten Sohn, den Gedes, an eine Tochter des Grafen von der Mark. Indessen wurde ihr Sohn Reinhard, welcher nur ein Auge hatte, sehr stark, wuchs gar frisch heran, und entschloß sich mit seinem Bruder Antonius, gleich seinen beiden ältern Brüdern in die Fremde zu gehen, und daselbst durch ritterliche Thaten Ehre einzuholen. So zogen sie mit einander in Begleitung eines sehr schönen Gefolges und dem trefflichsten Kriegszeug von Lusinia ab, und gingen nach Luxemburg, welches eben der Fürst von Elsaß mit großer Macht belagert hielt. Auch hätte er diese Stadt ohne Zweifel genommen, wenn ihm nicht die

unerwartete Hülfe von jenen beiden jungen Helden zugekommen wäre. Jener Fürst von Elsaß war von Herkunft ein König von Böhmen, daher man ihn auch insgemein den König von Elsaß hieß. Nun wußte Jedermann wohl, daß jener Angriff ein Muthwille und freventliche Gewalt war, mit welcher der Fürst von Elsaß die Herzogin von Luxemburg, die eine betrübte und hülflose Waise war, zu erschrecken sich aufgemacht hatte. Er wollte nämlich entweder sie zur Gemahlin, oder Schloß und Stadt mit Gewalt von ihr haben.

Auf die Nachricht von dieser Gewaltthätigkeit sandten sie, von großem Mitleid bewogen, eilend einen Herold zu dem König von Elsaß, kündigten ihm wegen so ungerechten Verfahrens ernstlich den Krieg an, und steckten zum Beweise dessen ihr Banner auf. Ungesäumt rückten sie gegen das feindliche Lager an, fanden aber dort Alles in bester Ordnung und den Feind mit Schwertern, Spießen und Hellebarden wohl versehen. Darauf stellten sie ihre Mannschaft in Schlachtreihen, zogen mit ritterlicher Unverzagtheit auf den Feind los und griffen ihn männlich an. Aber auch die Elsasser unterließen nicht auf das fremde Volk mit großer Gewalt einzudringen. Der Kampf hielt heftig an, doch erlegten die Lusinier die meisten Feinde, und man sah, wie sich der Sieg ihnen zuneigte. In diesem Streite hielten sich die zwei Brüder höchst ritterlich und verrichteten mit ihren streitbaren Armen die herrlichsten Thaten. So wurde der Schrecken auf Seiten des rheinischen Volkes überaus groß, ihre anfänglichen Siegesblicke und praleriscchen

Mienen verwandelten sich merklich; die Lusinier hingegen triumphirten und sprachen einander mit lautem Rufen zu.

Inzwischen gerieth der jungmüthige Held Antonius ganz in die Nähe des Königs von Elsaß und focht ritterlich mit ihm, so daß zuletzt der König sich gefangen geben mußte, und ihm sein Schwert williglich darbot, und wenn er das nicht bald gethan hätte, würde es ihm wohl das Leben gekostet haben. Doch nahm ihn Antonius noch zu Gnaden an. Als nun das rheinische Volk seinen Herrn gefangen genommen sah, und ihn nicht mehr zu Gesichte bekam, da ergriff es die Flucht. Die Lusinier aber eilten ihnen nach, und besonders Einer that großen Schaden, indem er den Feinden nachjagte.

Nachdem nun der Streit zu Ende und der Feind völlig aus dem Felde geschlagen war, schickten die zwei Brüder den König von Elsaß, ihren Gefangenen, nach Luxemburg in die Stadt und ließen ihn durch sechs ihrer Ritter der Erbin von Luxemburg zum Zeichen des Sieges überantworten. Die Prinzessin, solche königliche Beute erblickend, erinnerte sich der Drangsale, die ihr der Gefangene zugefügt, und des Uebermuths, den er an ihr verübt hatte. Kein Wunder, wenn ihr die Rache, welche der Himmel an ihm genommen, und ihre eigene Errettung tief zu Herzen ging. Sie sprach daher zu den Rittern, die ihr den König brachten: „Tapfre Ritter, sehr werthe Freunde! Ihr habt mir hier meinen Feind und mächtigen Verfolger in die Hände geliefert, und ich kann an ihm den Wankelmuth des Glücks und die Nichtigkeit alles Menschenhochmuths erkennen. Der Himmel, welcher alle

gerechte Sache zu einem erwünschten Ende führet, hat mir, einer verwaisten Fürstin, starke Geduld, euch aber heldenmüthige Kräfte solches Werk auszuführen verliehen. So saget mir denn," fuhr die erfreute Prinzessin weichherzig fort, „wer sind die siegreichen Helden, welche unsre und des Landes Noth angesehen, und uns mit des Himmels Hülfe aus den Händen dieses Tyrannen errettet haben?" Da antwortete ihr ein alter Ritter: „Durchlauchtigste Fürstin! es wäre unhöflich, den Namen so tapferer Ueberwinder und ihre Herkunft so würdiger Bitte zu verschweigen. Wisset denn, sie stammen aus Lusinia in Frankreich, und sind zwei Brüder, der eine heißt Antonius, der andere Reinhard. Ihre Loosung und ihr Feldgeschrei war das Wort Lusinia."

Die Prinzessin antwortete hierauf: „So danken wir denn dem gütigen Himmel und Jenen zugleich, daß sie solch Erbarmen an uns erwiesen, und weil wir durch diese muthigen Helden uns angstfrei und siegreich fühlen, so soll inskünftige nichts ohne ihren Willen und klugen Beirath von uns unternommen werden. Ja, Alles was der Himmel in meine Hände gegeben hat, soll zu ihren Diensten stehen." Dann befahl sie sofort, daß man beiden Siegern die besten Herbergen in der Stadt aufs reichlichste auszieren lassen, überdieß für all ihr streitbares Volk Unterkunft bei den Bürgern bereitet werden sollte, damit, wenn sie eingezogen kämen, alles schon zu ihren Diensten in bester Bereitschaft stände. So wurden die sechs Ritter von ihr in Gnaden entlassen, kamen in des gefangenen Königs Gezelt zurück, wo die zwei Brü-

der ihr Quartier genommen hatten, und erzählten, was ihnen begegnet. Kaum hatten sie den Bericht abgestattet, als schon Abgeordnete der Herzogin in dem Zelt ankamen, um die Brüder im Namen ihrer Gebieterin zu begrüßen und zum Aufbruch in die Stadt zu vermögen. Hier sahen sie das ganze Gezelt mit einer Menge der reichsten Beute von Silber, Gold, Kleinodien angefüllt; dieß ließen jedoch die beiden Sieger meist unter ihr tapferes Volk austheilen und behielten das Wenigste für sich selber.

Auf der Abgeordneten inständige Einladung wurde hierauf zum Aufbruch geblasen, und der Einzug in die Stadt angeordnet. Man bestellte Führer und Vorreiter, denen so fort fünfzehnhundert andere in schönem Ritte nachfolgten. Dann kamen die beiden Sieger nebeneinander auf buntgezierten Pferden und hinter ihnen die ganze Zahl ihres Volkes mit fliegenden Panieren in schönster Ordnung. So ging der Zug nach der Stadt. Vor dieser wurden sie mit lieblicher Musik und allerlei Saitenspiel empfangen, und ihnen für die Erlösung von der Macht der Feinde sogleich bei ihrer ersten Ankunft anstatt des Dankes ein lautschallendes Vivat von der ganzen Bürgerschaft zugerufen. Hierauf fanden sich zwei Abgeordnete, hohe Landesfürsten ein, welche Reinhard und Antonius mit demüthiger Verneigung freundlich empfingen, und sie auf die Burg begleiteten und bei der Herzogin einführten.

„Seyd willkommen, ihr meine sieghaften Erlöser!“ rief die denselben entgegengehende Fürstin ihnen mit den liebreichsten Mienen zu; „und auch ihr, tapfere Mitstreiter dieser heldenmüthigen Anführer, seyd alle aufs herzlichste

aufgenommen! Seyd willkommen, rastet aus von eurer Mühe und seyd fröhlich; ihr sollt bei einem Ehrenmale alle eure Beschwerden mit einem Meere der Freuden abspülen!“

Unter allerlei Unterredungen und Glückwünschen wurden allgemach die Zurüstungen zu dem Bankette fertig. Man brachte das Handwasser in einem goldenen Becken. Die Speisen wurden reichlich aufgetragen und die werthen Gäste zur Tafel geführt. Obenan gesetzt wurde der gefangene König; seine beiden Sieger kamen in die Mitte der Tafel zu sitzen; ihnen gerade gegenüber saß die Herzogin selbst. Nach ihr folgten abermals drei hohe Landesfürsten und verschiedene andere Cavaliere und Edle. Da gab es allerlei Freudengespräche und Gesundheitstrünke. Ein Jeder erzeigte sich fröhlich, vor allen die beiden Ueberwinder des gefangenen Königs. Dieser allein untermengte seine Reden zum öftern mit einem tiefgeholten Seufzer, ohne daß es, wie er meinte, Jemand merken sollte; denn es ging ihm der Verlust seiner Leute und die kostbare Beute, die er dahinten lassen mußte, noch immer zwischen aller Fröhlichkeit zu Herzen.

Als nun endlich nach langgehaltener Tafel die Tische wieder aufgehoben wurden und das Dankgebet gesprochen war, redete der König von Elsaß folgendermaßen zu seinen beiden Obsiegern: „Meine Herren! Nachdem ich heute durch des Himmels und meines widrigen Glücksterns Verhängniß euer Gefangener geworden und in eurer Gewalt bin, so werdet ihr auf die Bitte eines Königs nicht saumselig seyn, mir anzuzeigen, welches Lösegeld ihr für mich

verlanget, und zugleich dieses so bestimmen, daß es nicht über die Kräfte meines Reiches geht, wofür ich mich meinerseits auch gegen euch auf alle Weise erkenntlich beweisen werde.“ Die beiden Brüder gaben ihm in aller Höflichkeit folgende Antwort: „Zwar sey der König ihr Gefangener; doch hätten sie die freie Verfügung über ihn ganz der Herzogin eigenem Belieben anheimgestellt. Wie diese nun in solch wichtiger Sache beschließen und handeln möchte, das werde auch ihnen wohlgethan heißen. Anders gedächten sie sich nicht weiter darin zu verflechten.“ Kaum war diese höfliche Rede beendigt, als des Königs Angesicht erbleichte, wie wenn er von einem großen Schrecken befallen wäre, denn er konnte sich wohl einbilden, daß er bei der Fürstin durch seine allzuharte Beängstigung und seine Gewaltthätigkeiten wenig Gnade oder gütliche Milderung des schwersten Lösegeldes verdient hätte, obschon sie mit Worten sich anscheinend ziemlich freundlich gegen ihn erzeigte.

Aber die kluge Herzogin, welche selbst zugegen war und alle solche Gespräche zur Seite mit anhörte, brach ganz entschlossen und großmüthig mit dieser sehr gnädigen Rede hervor: „Ihr, meine werthen Erretter, ich danke euch nicht nur für eure getreue Hülfe, sondern überlasse euch auch nach Willkühr mit eurem Gefangenen als seine Ueberwinder zu verfahren.“ Wie der König dies hörte, bekam er seine natürliche Farbe wieder. Die Brüder aber erwiederten voll Edelmuth und mit lauter Stimme: „Durchlauchtigste Fürstin, wir nehmen zwar das großmüthige Geschenk einer Siegesbeute, die ganz und gar euer ist, mit

ehrfurchtsvollem Danke an, erklären aber, daß wir kein Lösegeld verlangen, sondern beiderseits auch unserm Gefangenen die Freiheit zum Geschenke machen, nur mit diesem einzigen Vorbehalte, daß der König euch knieend seinen Dank sage, für alle Beleidigungen und Bedrängnisse, die er der erhabenen Herzogin zugefügt, ernstliche Abbitte thue, und künftig solches zu unterlassen mit einem Eidschwur und schriftlicher Versicherung samt Unterschrist und Insiegel angelobe."

Nicht nur der Herzogin, sondern auch dem gefangenen König selbst schien diese Forderung ganz billig und annehmlich, und er that es auf der Stelle mit Freudigkeit und zum Vergnügen aller Anwesenden, indem er mit tiefer Verbeugung und demüthigem Danke Abbitte leistete. Als er sich von der Erde erhoben hatte, ging der König erst noch mehr in sich und erwog die huldvolle Behandlung, die er von den zween tapfern Helden erfahren hatte, in deren Banden er sonst hätte verbleiben müssen. Er versprach ihnen deßwegen treue Freundschaft und königliches Wohlwollen, um für keinen Undankbaren gehalten zu werden. Dann wandte er sich an die Herzogin, dankte auch dieser und rieth ihr, sich mit dem Helden Antonius zu vermählen. Diese schöne Rede nahmen nicht nur die Räthe und Landesfürsten mit großem Wohlgefallen auf, sondern auch die Herzogin selbst wies sie nicht ab, sondern bedankte sich und gab durch eine liebelächelnde Miene zu verstehen, daß sie diesen wohlwollenden Rath in reiferes Bedenken ziehen wolle.

Nicht mit Unrecht wird die Liebe einem Feuer verglichen. Jenes Wort des Königs von Elsaß bewährte genugsam diese Vergleichung. Kaum war es gesprochen, so fing das Fünklein schon an, in dem Herzen der schönen Herzogin Feuer zu fangen, und wie in der Asche dermaßen zu klimmen an, daß es mehr und mehr um sich griff, und endlich in volle Flammen ausbrach. Die kluge Fürstin erwog reiflich, daß des Königs Wunsch, wenn er erfüllt würde, ihrem eigenen Lande nur gedeihlich und von Nutzen seyn könnte. Daher ließ sie, als inzwischen der Held Antonius selbst um sie geworben hatte, die Vermählung ohne weiteren Aufschub vor sich gehen, um so mehr, weil dies ihren Räthen selbst willkommen war und sie es dem Lande selbst für höchst zuträglich hielten. Daher wurden eiligst alle Vorbereitungen zu der Hochzeit gemacht und diese selbst gefeiert. Der König von Elsaß mußte dabei die Stelle eines hohen Ehrengastes bekleiden, und das Fest lief mit aller Vergnüglichkeit ab, nachdem eine große Zahl hochansehnlicher Gäste acht Tage lang es hatten feiern helfen, und der König von Elsaß in den zur Hochzeitsfeier angestellten Turnieren sich aufs ritterlichste gehalten und den Preis davon getragen hatte.

Es waren aber kaum die Tage der Fröhlichkeit zu Ende, da folgte auf die Freude schon wieder eine Schreckenspost; denn als sich bereits alles verabschiedete und die Gäste von einander zogen, da kam ein eilender Bote aus Böhmen bei Hofe an. Dieser fragte nach dem Könige von Elsaß und begehrte auf der Stelle vorgelassen zu werden. Nun übergab er dem König einen schriftli-

chen Bericht von den Brüdern des Königs und bekräftigte denselben mündlich dahin, daß die Stadt Prag von dem türkischen Großsultan mit einer gewaltigen Heeresmacht belagert und von allen Seiten eng eingeschlossen sey, und keinen Ersatz zu hoffen habe. Der jetzt regierende König in Böhmen ersuchte daher seinen Bruder um schleunige Hülfe. Der König von Elsaß erschrak heftig über diesem Schreiben; er ließ es noch einmal laut ablesen und bat die beiden Heldenbrüder Antonius und Reinhard, Mitleiden mit diesem Jammer zu tragen, und zum Kennzeichen der neugeschlossenen Freundschaft seinem bedrängtem Bruder ihm zur Seite mit vereinigter Heeresmacht zuzuziehen, damit das Land Böhmen vom Ruin errettet und dem allgemeinen Christenfeinde gesteuert würde. Dadurch würden sie ihren Heldennamen noch weiter kund machen und sich Ruhm in aller Welt erwerben.

Nun wollte freilich den tapfern Helden Antonius seine Gemahlin in der ersten Flitterwoche aus glühender Liebe nicht von sich lassen, doch wirkte die dringende Bitte des Königs bei ihm so viel, daß er von innerlichem Mitleiden getrieben, ihm versprach, sein treuer Bruder Reinhard müsse auf der Stelle mit einer stattlichen Anzahl tapferer Streiter aufbrechen; sollte es dann die höchste Noth erfordern, und die vereinigte Macht des Königes und seines Bruders noch nicht hinreichen, so wollte auch er auf die Kunde davon ihnen mit seiner eigenen Person und einem neuen Heere eilends kräftigen Beistand leisten, damit sie sobald als möglich Sieg und Ehre wider die unglaubigen Heiden erhalten möchten.

Da brach vor großer Freude der getröstete König vom Elsaß in das Versprechen aus: sein Bruder in Böhmen, sonst ein sehr mächtiger König, habe eine einzige Tochter; weil nun derselbe ein reicher und gar alter Herr sey, so wolle er selbst es vermitteln, daß Reinhard durch seine Hülfleistung die königliche Prinzessin und nach ihres Vaters Tode die Krone von Böhmen, als ein ehrwürdiger Regent, aus den Händen der Stände davontrage. Die Herren von Lusinia sagten ihm dafür ehrerbietigen Dank, und waren um so gieriger, Sieg und Ehre einzulegen. Von Stund' an boten sie allem Volke auf, und der König mit Reinhard eilte über den Rhein, und hatte keine Ruhe, bis er auf böhmischem Boden war. Aber da standen die Feinde in unglaublicher Menge, so mächtig und stark, daß sie allein sie nicht bekämpfen zu dürfen glaubten. Deßwegen sandten sie einen Eilboten an den Herzog Antonius ab, mit der dringenden Bitte, sich auch an die Spitze seiner Heeresmacht zu stellen und den Sieg befördern zu helfen.

In Folge dieser Nachricht traf Antonius alle Anstalten, verabschiedete sich von seiner geliebten Gemahlin und brach zur Rettung der Christenheit und besonders des Königs von Böhmen mit einem Gefolge von mehreren tausend Streitern auf. Er hatte viel muthige Bretagner und einen guten Theil tapferer Luxemburger bei sich, so daß die beiden Brüder, ohne das wehrhafte Volk des Königes, allein über vierzig tausend Mann stark waren. Als nun Antonius bei den andern Hülfsvölkern anlangte,

da begann den Türken etwas bänglich zu werden; sie erwarteten keinen geringen Kampf.

Indessen betete die fromme Herzogin Christina von Luxemburg fleißig für das Wohlergehen ihres Herren, und in dem ganzen Lande bat alles Volk in den Kirchen um Glück für seines Königs Waffen. Auch hatte die Fürstin ihren Gemahl gebeten, ihres seligen Vaters, einst eines tapfern und siegreichen Helden, Schild, Helm und Panzerkleid nie von sich zu lassen, dabei auch sein Wappen zu führen. Sie hatte aber von Antonius hierüber den Bescheid erhalten, sie sollte ihr liebes Herz unbekümmert lassen, denn er habe schon von seinem Vater ein angeerbtes Wappen, welches ihm nicht zu verlassen gebühre. Auch habe ihn die gütige Natur selbst gleichsam mit einem Wappen und besondern Kennzeichen nämlich mit einem Löwengriff auf seiner Wange, von der Geburt an bezeichnet, wodurch er schon von viel tausenden unterschieden, und mit Verwunderung erkannt worden. Deßwegen wolle er auf seinem Helm einen Löwen zur Losung führen, und auch ihrer beiden Wappen zum Andenken einen Löwen beifügen lassen.

So vertröstete beim Abschied Antonius seine Geliebte, und war willens eine schöne Palmerärnte unter den Feinden abzuhalten. Sobald er sich nun auf böhmischer Gränze befand, und dem Lager nahe kam, und das Gerücht von so trefflicher Mannschaft, die heranziehe, unter den Feinden erscholl, da vergrößerte sich ihr Schrecken noch mehr und sie dachten wohl, daß es nunmehr scharf hergehen würde. Der König von Elsaß aber, als er

sah, daß seine Fürbitte einen so guten Erfolg habe, war vor Freuden ausser sich, und eilte dem Helden Antonius auf etliche Meilen weit entgegen. Er dankte beiden Brüdern für ihre Nothhülfe aufs herzlichste, und äußerte alle Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang. Nun wurden herrliche Zelte bereitet, und den umliegenden Ortschaften der ernstliche Befehl ertheilt, beide Herren und all ihr Volk aufs Bēste zu bewirthen. Alles stand ihnen offen, in allen Städten, wo sie durch oder einzogen, wurden sie mit höchster Freundlichkeit bewillkommt, und bei ihrer Ankunft jubelte das Volk ihnen zu: „Hier kommen unsere Erlöser, seyd willkommen, ihr tapfern Erretter des Reiches Böhmen! Helfet uns, daß wir nicht in der Unglaubigen Hände gerathen!“

Endlich langten sie vor Prag und im Angesichte der Feinde an. Zu allem Unglück waren die unglaubigen Feinde zwei Tage vorher durch Eilmärsche der Stadt, die sie schon lange berennt hatten, noch viel näher gerückt und hatten sich den besten Platz zum Sturme ausersehen. Der König von Böhmen aber, welcher in der Stadt Prag eingeschlossen war, als er sich einerseits von so mächtigen Feinden, ja dem türkischen Sultan selbst mit einem so gewaltigen Kriegsheer beängstigt, andererseits mit schutzfertigen Freunden, dem König von Elsaß und den zwei Herren von Lusinia, deren gesammte Macht den Türken wenig nachzugeben schien, umgeben und getröstet sah, fühlte seinen Muth wieder etwas wachsen; auch wollte er zeigen, daß er von Gemüth und Geblüt ein tapferer König sey und sich noch wohl getraue, eine Heldenthat

auszurichten, wie sie Königen gezieme. Als daher der türkische Kaiser einst mit solchem Prahlen vor die Stadt ritt, die Belagerten herausforderte und ihnen zum Schimpf sein Panier aufsteckte, wollte der König solchem Hochmuth nicht länger mehr zusehen, sondern nahm eine Anzahl seiner Reiter und streitbarsten Männer, sowohl edle als unedle, zu sich; die wappneten sich mit Schild und Helm, ließen sich das Thor öffnen und zogen, der König an der Spitze, auf des Himmels Schutz den Türken zum Trotz hinaus.

Alsbald entspann sich ein lebhaftes Scharmützel; sehr viele Türken stürzten zu Boden; es war eine rechte Lust, wie die Christenschwerter unter den Ungläubigen obsiegten und deren Köpfe gleich Krauthäuptern von ihren Rümpfen abhieben, als wären sie nie fest gestanden. Die Türken wehrten sich aber verzweifelt, und am Ende fand es sich doch, daß die Christen zu einem solchen Ausfalle zu schwach waren. Sie zogen sich daher in guter Ordnung, nach errungenen Vortheilen, sieghaft zurück und ließen, ohne selbst einen Mann verloren zu haben, den Türken ihre Leichen auf der Wahlstatt liegen. Der König selbst, welcher bisher wie ein muthiger Löwe unter lauter Tiegern und Pantherthieren gefochten hatte, wollte, unerachtet der Einsprache seiner Leute, mit diesem Siege nicht zufrieden seyn, sondern hieb, wie einem tapfern Helden zusteht, noch immer auf dem Rückzuge um sich, erlegte mehrere Feinde mit eigener Hand, wurde aber zuletzt mit einem sehr spitzen Pfeil, der vergiftet war, von einem türkischen Schützen, die man Janitscharen

nennt, zwischen den Panzer getroffen und so verwundet, daß das Gift durch die Wunde in das Herz drang, und er daher seines Lebens verlustig werden mußte.

So wurde bei den Böhmen die Freude jählings in Leid verkehrt, und als sie solches gewahr wurden, erhub sich von klein und groß eine jammervolle Klage. Die Türken aber, als sie solches sahen, wurden darüber nur noch mehr hochmüthig und bildeten sich gewaltige Thaten ein, die sie gethan hätten, und noch verrichten wollten, und gedachten den Belagerten alles mögliche Leid und allen Schimpf anzuthun. Aber es gedieh ihnen schlecht, es begann damit nur ihr größeres Unglück; denn die Rache Gottes brach über diese wüthenden Hunde aus. Inzwischen zogen die Böhmen aus der Stadt, ihren erlegten König hereinzubringen, und die Barbaren streckten in solchem Leidwesen viel streitbare Ritter darnieder. Immer mehr wuchs der Verlust so tapferer Helden, und machte die in der Stadt eingeschlossene Prinzessin, die der Tod ihres Vaters aufs tiefste gebeugt hatte, noch wehmüthiger und herzleidsvoller, besonders als sie und alles Volk in der Stadt sehen mußten, wie die Türken vor den Thoren ein großes Feuer anschürten, den Leichnam des Königs darauf warfen, und unter Jubelgeschrei von der Flamme verzehren ließen. „Ach, trostlose Eglantina," sprach sie zu sich selbst unter Thränen und Seufzen, „wie kannst du solchen Jammer ansehen, ohne dich von der Mauer hinabzustürzen, um deinen todten Vater ins Schattenreich zu begleiten? Bekränzet man also die sieghaften Helden? Geht man so mit Kron= und Scepterträgern

um? Brecht aus, ihr Thränen, löschet, wenn es möglich ist, die mörderische Flamme mit eurem heißen Strome aus! Soll ich nun zur verlassenen Waise gemacht und der Thron meines Reichs seines vortrefflichen Herrschers beraubt seyn? Sollen die Ungläubigen ihr Siegesbanner auf meinen Mauern aufpflanzen, und ihre Waffen unter den Stadtthoren anlehnen? Ach höre mich, gütiger Himmel, und laß nicht zu, daß dieses verkehrte Volk über das Häuflein starkmüthiger Christen herrsche!“

Also seufzte die Betrübte, und mit ihr alle Einwohner der Stadt, so daß man die Wehklage weithin erschallen und im türkischen Lager selbst hören konnte. Inzwischen hatten sich die muthigen Christen jenseits der Stadt, bewogen durch das klägliche Jammergeschrei, das aus der Stadt herübertönte, endlich mit ihrer großen Heeresmacht in völlige Schlachtordnung gestellt, und ihr ganzes Volk in drei Heerhaufen eingetheilt, und kamen nun mit hitzigen Schritten auf die Feinde einhergezogen. Alles war muthig und munter von Begierde, die Stadt nur recht bald von ihren grausamen Stürmern zu befreien. Vorher hatten sie einen Eilboten abgefertigt, der sich mit kluger List in die Stadt einschlich und den Bürgern die angenehme Kunde der herannahenden Errettung brachte. Sobald dieser Bote die Stadt betreten, fing er überlaut an auszurufen: „Getrost, ihr beängstigten Bürger, seyd männlich und gutes Muths; ich bin ein Bote der Freuden. Der Himmel hat euer Elend angesehen, und eure tapfern Erretter gehen bereits auf den Feind los. Der König von Elsaß und der Herzog von Luxemburg mit Reinhard

von Lusinia werden in Kurzem die siegreichen Ueberwinder und eure Rächer an den Feinden genannt werden."

Diese angenehme Zeitung machte die Einwohner mitten in ihrer Betrübniß wieder fröhlichen Muthes. Er erzählte ihnen auch Alles, was sich Denkwürdiges vor Luxemburg begeben, wie der König von Elsaß seiner Bande erledigt worden und der tapfere Antonius nunmehr Herzog von Luxemburg sey. Hierauf begaben sie sich auf die Mauer, ein jeder mit guter Wehr versehen, und fochten so mannlich von den Zinnen herab, daß die staunenden Türken selbst den Rückzug von den Mauern nahmen, indem sie unter einander sprachen: „Es ist nicht möglich! Der Böhmen Gott streitet selbst für sie, oder sie haben einen großen Entsatz bekommen!" Während sie sich noch so untereinander wunderten, siehe, da kam ganz schnell aus der Heiden Gezelten Einer dahergerannt, voll Entsetzen und großem Geschrei: sie sollten auf der Stelle von dem Stürmen ablassen, und sich in ihr Lager zurückziehen, wenn sie nicht Alle des Todes seyn wollten. Dazu sagte er: „Ich sehe, wie eine Nebelwolke dicht, fremdes Volk zum Entsatz der Christen auf uns daherrückt. Sie werden uns gewiß wie eine Fluth überfallen!

Auf dieses Geschrei zogen die Türken eilig zurück und stellten sich in Schlachtordnung. Von beiden Seiten hörte man die Trompeter blasen. Die tapfern Christen gingen wie Löwen auf die Türken los, zertrennten ihre Reihen, fällten eine große Menge derselben, durchstachen ihnen Schild' und Helme; besonders ließ sich der edle Held Reinhard von Lusinia als ein tapferer Vaterlands-

verfechter vor allen andern Kämpfern sehen, und sein Bruder Antonius gab ihm an Heldenmuth nicht nach. Auf solche Weise fingen die Unglaubigen an, sehr schwach, die Christen aber immer muthiger zu werden, so sehr, daß sie einander zuriefen: „Seyd Männer und erleget eure Feinde! Auf, ihr Brüder, der Sieg ist in unsern Händen!“ Der Sultan, der dieß hörte und die Niederlage seines Volkes anschaute, gebärdete sich wie unsinnig, griff nach den Waffen, erhob sich aus seinem Zelte, und rasete selbst unter die Christen, deren er auch in seiner Wuth sehr viele erlegte.

Reinhard aber, der muntre Held, als er den Sultan erblickte, griff zum Schwert und rannte auf ihn mit gesporntem Rosse los. Es gerieth ihm auch so glücklich, daß er dem türkischen Sultan den Kopf in der Mitte von einander spaltete, und so den wüthenden Türkenhund in den Staub streckte. Da die Türken gewahr wurden, daß ihr Oberhaupt gefällt sey, ergriffen sie die Flucht in unordentlicher Hast. Aber Reinhard, Antonius und der König von Elsaß setzten ihnen nach, erlegten ihrer viele ritterlich auf der Flucht und erjagten den Sieg mit höchstem Ruhme. Nach ihrer glorreichen Zurückkunft erfuhr der König vom Elsaß erst, daß der Sultan seinen Bruder getödtet und den Leichnam habe verbrennen lassen. Da ließ er auf der Stelle einen großen Holzstoß zusammentragen, und also seine Rache vollziehen. Die Leichen sämmtlicher gefallenen Türken, und darunter der Sultan selbst wurden auf den Scheiterhaufen geworfen, daß sie ebenso von der Flamme verzehrt und zu Asche verbrannt

würden. So endete die Türkenniederlage und wurde Prag von der feindlichen Belagerung erledigt.

Nach diesem rühmlichen Siege, als die Türken bereits fern waren, faßten die beiden Heldenbrüder festen Fuß in dem feindlichem Lager, und bedienten sich den Unglaubigen zum Spott ihrer hinterlassenen Gezelte. Der König vom Elsaß aber begab sich in die Stadt Prag hinein, und besuchte die verwaiste Königstochter, seine Nichte. Diese ging ihrem königlichen Oheim entgegen, und bedankte sich, wiewohl in gar tiefer Betrübniß, bei dem Könige selbst und den zahlreichen Helden, die in seinem Gefolge waren. Der König dagegen sprach ihr freundlichen Trost ein und klagte zugleich mit ihr um den Verlust desjenigen, der sein Bruder und ihr und des ganzen Landes Vater gewesen war.

Hierauf wurde die Leiche des Königs mit feierlichem Glanze begraben. Alle Feldhauptleute und was sich in dem von den Feinden verlassenen Lager befand, erschienen in gewohnter Trauerkleidung; die beiden Brüder von Lusinia wurden von allem Volke der Stadt mit Verwunderung betrachtet als zwei so löwenmüthige Helden, besonders aber Antonius, der den Löwengriff auf der Wange zum Wahrzeichen mit auf die Welt gebracht hatte. An Reinhard aber wurde seine königliche Haltung und Miene bewundert, und daher von dem Volke geschlossen, daß

diesem majestätischen Manne wohl noch eine Krone blühen könnte. Während sie nun so die Helden anstaunten, nahm das Trauergeleite ein Ende.

Dann ließ der König vom Elsaß alle Großen des Landes und den gesamten Adel von Böhmen vor sich rufen, und stellte ihnen in einer beweglichen Rede vor, was dem Vaterlande Noth thäte. „Geliebte Herren und Edle, sprach er, treue Freunde meines in Gott ruhenden Bruders, euch ist der leidige Trauerfall, der dieses Königreich zur Waise gemacht hat, Allen wohl bekannt. Deßwegen ist von nöthen, damit das Reich nicht ohne Vater ist und der Thron seines Königes beraubt stehe, auf die Widerbesetzung bedacht zu seyn. Weil nun mein glorwürdiger Bruder eine einzige Erbin als eure Gebieterin hinterlassen hat, so stehet zu rathen, was ihr für das Beste des böhmischen Reiches und der Krone halten werdet.“

Die Ritterschaften und der ganze Reichsadel dankten in Unterthänigkeit dem Könige für die getreue Vorsorge mit dem Beisatze, daß sie keinen bessern Rath wüßten, als es Seiner Majestät zur eigenen freien Verfügung anheimzustellen, und die Sorge für des Landes Wohlfahrt zu überlassen. Sie versicherten dieß alle einstimmig und bekräftigten ihre Willfährigkeit mit einer tiefen Verneigung. „Gut,“ versetzte darauf der König, „weil ihr denn dieß Vertrauen zu uns gefaßt habt, so finden und wissen wir keinen Tauglichern, diese Thronschwelle zu betreten und das Scepter des Reiches zu tragen, zugleich als Versorger der königlichen Erbin einzustehen, als den großmüthigen und um das Reich durch erfochtene Sieges-

ehre unsterblich verdienten jungen Helden Grafen Reinhard von Lusinia. Er ist es, welchen wir als neuen Scepterträger und sorgsamen Landesvater, wenn eure Einwilligung ihm zu Theil wird, erkennen, und hiermit empfohlen haben wollen."

Jauchzen und Frohlocken ertönte aus der Mitte der Landesstände auf diese willkommene Erklärung des Königs und auch das gemeine Volk jubelte über einen so männlichen Beschluß. Die ganze Stadt erscholl von Einem Freudenrufe, daß sie einen so schönen und großmüthigen König haben sollten. Auch die vortreffliche Prinzessin war außer sich vor Freude, so sehr hatte die Liebe ihr Herz eingenommen. Herzog Antonius dankte hierauf für die Ehre, die seinem Bruder Reinhard widerfuhr. Dieser aber stattete ganz fröhlich seinen eigenen Dank ab, und versprach feierlich, daß er jeder Zeit als ein sorgender Vater des Reiches sich erweisen, und mit Maß und Gelindigkeit regieren wolle. Er wurde von Jedermann wegen der Krone beglückwünscht, die sein Haupt zieren sollte, und Alles wünschte, daß er nur recht bald die Regierung antreten möchte. Und so wurde nach Gottes wunderbarer Schickung Reinhard mit einem Königreich und einer schönen Königstochter als Gemahlin, das Reich aber mit einem scepterwürdigen Helden begabt.

Als alle hochzeitlichen Freuden zu Ende waren, trat Reinhard seine Regierung an, und that sich von Tag zu Tag immer mehr hervor mit liebreicher Vatertreue und Beglückung seines Landes, und erwies sich als einen recht großmüthigen Regenten; brachte auch eine Menge Land-

schaften, dazu das ferne Königreich Dänemark, in seine Gewalt, so daß Jedermann von diesem heldenmüthigen Fürsten nicht genug zu rühmen wußte.

Herzog Antonius von Luxemburg begab sich nach beendigten Hochzeitsfeierlichkeiten, als auch der König vom Elsaß Urlaub nahm und sein Kriegsvolk mehrentheils verabschiedete, zurück in seine neue Heimath nach Luxemburg. Hier blieb er bei seiner geliebten Gemahlin, welche ihm zwei schöne Prinzen zur Welt gebar, von welchen der eine Bertram, der andere Loyers genannt wurde. Eine lange Zeit lebten sie so in Liebe mit einander. Dann unternahm der Herzog einen Krieg gegen den mächtigen Grafen von Freiburg, und zog in der Folge auch gegen Oestreich, wo er sich verschiedener Orte und Landschaften bemächtigte. Das alles ging ihm aufs Glücklichste von statten. Sein älterer Sohn Bertram that sich mit den mannbaren Jahren auch hervor und erhielt des Königs von Elsaß eine Tochter zur Gemahlin, wodurch er nach ihres Vaters Tode auch zum Throne gelangte. Der andere Sohn Loyers ward auch ein wackerer Held; er ward als Mann groß in der Dordogne, baute das Schloß von Jaly und später die schöne Brücke von Mallieres, und verrichtete allerlei ritterliche Thaten.

Nun wollen wir uns zu Raimund und Melusina zurückwenden, und von dem Schicksal ihrer übrigen Kinder

Meldung thun. Jene beide gingen ihren Söhnen mit den schönsten Tugenden als leuchtende Ruhmfackeln voran, und der Vater eroberte fast das ganze französische Land nach der einen Seite bis gegen Bretagne hin. Sein Sohn Geoffroy, der den großen Zahn mit auf die Welt gebracht hatte, erwies sich ebenfalls sehr tapfer. Denn als ein schreckliches Gerücht erscholl, daß in dem Land Garande sich ein entsetzlicher Riese aufhalte, der Land und Gegend bis an die Stadt Rochelle, die von Melusina erbaut war, verwüste, da erbot sich der frischmuthige Ritter Geoffroy, dem Lande Heil und Rettung zu verschaffen. Sein Vater hörte dieß nicht gern, er fürchtete, der Riese möchte ihm zu stark seyn, und ihn überwältigen. Aber der junge Held beharrte auf seinem Entschlusse, ließ sein muthiges Roß satteln und zäumen, und ritt in die Landschaft Garande, dem ungeheuren Riesen den Hals zu brechen.

Inzwischen war auch der jüngste Sohn Melusinens, Freimund, herangewachsen, ein Jüngling von stillem Gemüthe, und andächtigen Sinnen, gelehrt, und ein Liebhaber des geistlichen Standes. Dieser besuchte aus freier Lust öfters das Kloster zu Mallieres, und empfand endlich ein lebhaftes Verlangen, in den Orden der Mönche aufgenommen zu werden und sein Leben in gedachtem Gotteshause zu beschließen. Er entdeckte diese Neigung seines Gemüthes seinen Eltern, die ihm die Heldenthaten seiner Brüder und die Ehrenstufen, welche diese erreicht hätten, zu bedenken gaben, und das junge Blut auf andere Gedanken zu bringen bemüht waren, daß er

auch nach dergleichen Weltwürden streben sollte. Aber keinerlei Weltlust noch Liebe zu Heldenthaten vermochte das junge Herz von seiner stillen Liebe zu Gott und seinem heiligen Dienste abwendig zu machen.

Da nun weder Vater noch Mutter ihren jungen Sohn Freimund bewegen konnten, von seinem Vorhaben abzustehen, ließen sie ihm endlich seinen Willen und stellten verschiedene geistliche Orte in seine Wahl, auch Domherrnstellen und Bisthümer in Aussicht. Aber Freimund blieb bei seiner ersten Erklärung: er wollte nichts anders als ein Mönch im Kloster zu Mallieres werden, und Gott lieber in Demuth als in hohen Würden dienen. Darauf folgte bald sein Eintritt in den Orden, worüber die Mönche sich sehr erfreuten, wiewohl ihnen diese Aufnahme des Grafen in ihre Mitte nicht so gedeihlich war, als sie vermeinten, sondern zu ihrem großen Herzeleid ausschlug.

Mittlerweile während sich die beiden sonst glückseligen Eltern so heimlicherweise betrübten, kam ihnen, als sie gerade zu Favent Hof hielten, durch einen Eilboten die frohe Nachricht von dem Sieg ihrer beiden Söhne, Antonius und Reinhard vor Luxemburg und Prag, wie der erste das Herzogthum, der andere die böhmische Krone und beide schöne und reiche Fürstentöchter zu Gemahlinnen davon getragen. Es läßt sich kaum denken, welche Freude und Sänftigung ihrer Betrübniß diese Botschaft beiden Eltern verursachte. Sie dankten Gott von ganzem Herzen für diese Wunderschickung, und waren es nun auch zufrieden, bei drei gekrönten Königen und einem Herzog

auch einen Mönch in ihrem Geschlechte zu haben, der für sie alle beten könnte, damit die übrigen Kinder ebenfalls wohl gerathen und zu so hohen Würden sprossen möchten.

Gleichwie aber das Leid die Freude auf der Welt gemeiniglich zu begleiten oder ihr doch auf dem Fuße zu folgen pflegt, so geschah es auch hier. Und wie vorher das wunderbare Glück, so fing auch das Unglück dießmal zuerst von den Eltern an. Es hatte nämlich eines Sonnabends ganz von ungefähr der Vater Raimund seine Melusina aus den Augen verloren. Weil er ihr aber durch ein theures Gelübde versprochen hatte, an keinem Sonnabend ein Wort mit ihr zu wechseln oder auch nur nach ihr zu fragen, so machte er sich auch keine argen Gedanken darüber, daß er nicht wußte, wo sie war. Nun fügte es sich in der gedachten Zeit, daß eben der alte Graf von Forst, Raimunds Vater, mit Tode abgegangen und der ältere Bruder Raimunds nach Lusinia kam, um diese Trauerpost seinem Bruder zu überbringen. Der mit vielen hohen Herren ankommende Freund wurde nach Würden empfangen und ihm alle Ehre angethan.

Weil es aber eben ein Sonnabend war, so vermißte der Graf vom Forst seine Schwägerin Melusina, und bat seinen Bruder mit freundlichen Worten: „Lasset mir nach Belieben auch eure Gemahlin erscheinen, lieber Bruder, daß wir ihr die gebührende Ehre erzeigen können!“ Nun erwiederte ihm zwar Raimund mit aller Höflichkeit und aufs Bescheidenste, daß es dießmal nicht möglich wäre, aber morgenden Tages geschehen sollte.

Der Graf wollte sich jedoch so schlechtweg damit nicht begnügen, sondern führte während der Mahlzeit seinen Bruder bei Seite und sagte ihm leise ins Ohr: „Lieber Bruder, mich dünkt, ihr seyd verzaubert! Das ganze Land hegt auch diese Meinung von euch. Wie könnet ihr so geduldig seyn, und gar nicht nach dem Thun und Lassen eurer Gemahlin fragen! Meinet ihr, daß ihr Ehre davon habt und nicht allmählig bei dem Volke ein Verdacht entstehe über einen so seltsamen Lebenswandel? Es ist ja bekannt genug, daß eure Frau ein offenbares Gespenst ist, das nur Abenteuer mit euch spielt!“

Zorn und Ingrimm erfüllten die Seele Raimunds bei diesen Worten, er ward blaß und wieder roth, der Schimpf, den er erfuhr, machte, daß er seine Besinnung verlor; voll Rachwuth ergriff er das beste und größte Schwert, und drang damit in das Geheimzimmer seiner Gemahlin. Hier stieß er aber auf eine wohlverwahrte, mit Eisen beschlagene Thüre, die sich gleichsam seinem Grimme zu widersetzen und ihn zum Bewußtseyn zurückzurufen schien. Aber der rasende Verdacht kehrte immer wieder, und wenn er auch nicht an das Gerede glaubte, dessen sein Bruder erwähnt hatte, so vermuthete er dafür nichts Besseres, und gab böslichen Gedanken an die Untreue seiner Gattin Raum. Er bohrte daher mit seinem spitzen Schwert ein Loch durch die Thüre von Eichenholz und blickte mit finsterem Auge hinein, um sein eigenes Unglück zu schauen.

Zu seinem ungeheuern Schrecken sah er seine Gemahlin mit ganz verwandelter Gestalt in einem Wasser-

becken sitzen. Das Gesicht und die obere Hälfte des Leibes war wunderbar schön, aber von der Hälfte abwärts ging sie in einen langen und mißgestalten, recht schlangenartigen Schweif aus, der glänzte wie Lasurblau mit Silber vermengt. Raimund stand vor der Thüre, ihn überlief der kalte Schweiß, die Bangigkeit wollte ihm das Herz sprengen, er konnte nichts sagen und nichts denken. Doch fiel ihm endlich das theure Versprechen ein, das er seiner Gemahlin gethan, und jetzt im Zorn so kaltsinnig gebrochen hatte. Er verklebte daher das Loch, das er mit seinem Schwerte gebohrt, mit Wachs und schmeichelte sich mit der Hoffnung, Melusina werde seinen Treubruch nicht wahrgenommen haben. Dann verließ er mit heimlichem Grimm und in tiefer Schwermuth ganz stillschweigend das Vorgemach, und verfügte sich wieder zu seinem Bruder. Aber er konnte sich nicht so verstellen, daß dieser an Miene und Farbe keine Veränderung an ihm bemerkt hätte, und nicht der Gedanke in ihm aufgestiegen wäre, Raimund müsse seine Gemahlin auf irgend einer bösen That ergriffen haben. Er sprach deßwegen ohne Scheu zu ihm: „Lieber Bruder, ich merke wohl, daß ihr mit eurer Gemahlin betrogen seyd!“ Raimund aber, um seinen Kummer noch mehr zu verbergen, erwiederte darauf ganz entrüstet: „Ihr irret euch, man versuche nicht die Ehre meiner Gemahlin zu beflecken, es sey denn, daß einer Lust habe, sich eine unglückselige Stunde auf den Hals zu bürden! Ihre Frömmigkeit leidet keine solche Beschimpfung, wie ihr euch deren schon zu viel gegen sie erlaubt habt! Darum eilt aus meinem Angesicht, und

reizet nicht ferner meinen Zorn, so lieb euch euer Leben ist! Denn eure Gegenwart ist mir verdrießlich und ein Pfeil in meinem Herzen!“

Der Graf, der den Raimund in seinem Gemüth so berückt sah, schwang sich in höchster Bestürzung eilends wieder zu Pferd, indem es ihm sehr leid that, durch ein einziges Wort solchen Zorn auf sich geladen zu haben. Indessen nahm bei Raimund die schmerzliche Betrübniß darüber, daß er seinem Gelübde entgegengehandelt hatte, immer mehr innerlich überhand, denn er konnte leicht bei sich die Rechnung schließen, daß sie sich ihrer Drohung gemäß nun gänzlich von ihm verlieren, und er ihrer nicht mehr ansichtig werden würde. Dieß Alles ging ihm sehr zu Herzen und er brach in seiner Einsamkeit in bittere Klagereden aus: „Unglückseliger Raimund, sprach er zu sich selber, warum verfluchst du nicht die Stunde deiner Geburt? Nur darum bist du zu solchem Glück erhoben worden, damit du jetzt desto tiefer fallest! So soll ich mir denn durch meine eigene Schuld die größte Freude meines Lebens für die Zukunft entzogen sehen, sie, die ich wie meine Seele geliebt?“ So warf er sich im äussersten Unmuth auf sein Lager. Aber die Zährenfluth, die er vergoß, verschaffte seinem geängsteten Herzen keine Ruhe. Von Liebe und Ungeduld gepeinigt rief er auf's Neue aus: „Melusina, mein einziges Ergötzen, einziger Trost meines Lebens, du Schöpferin meines Glücks, wenn ich dich verliere, so verliert sich auch meine Freude. Soll ich aber ohne dich so einsam leben, so will ich mich lieber in die Einöde verbergen!“ Und so währten seine Klagen

den ganzen Tag und die schlaflose Nacht hindurch; doch, so oft er sein schon ausgeweintes Haupt umkehrte, so wollte doch die Trauer aus dem betrübten Herzen nicht weichen, bis endlich der erwünschte Sonntag zu seinem Troste wieder anbrach.

Nun ging ihm die Freudensonne wieder auf und der Stern seines Glückes begann wieder heller zu werden. Denn die Kammerthüre öffnete sich und Melusina trat mit dem gewohnten freundlichen Herzgruße vor ihn in aller ihrer menschlichen Schönheit. „Mein Geliebter, sprach sie, welche Schwermuth hält euer Herz befangen? Was ruht für eine Wolke auf eurer Stirne? Entdecket mir euer Anliegen, damit ich euch helfen kann!“ Wer war fröhlicher als Raimund, da er solches hörte! Er glaubte, Melusina habe keine Ahnung davon, daß er die Thüre verschlossen und sie in ihrem unnatürlichen Zustande gesehen habe. Er erwiederte daher: „Nur eure Abwesenheit hat eine so große Sehnsucht nach euch in mir erregt, so daß ich mich noch matt und schlaflos befinde. Aber eure liebe Gegenwart, mein bester Arzt, wird diese Betrübniß schon von mir verscheuchen! Ich fühle gar nichts mehr und mir ist sehr wohl!“ Melusina aber wußte alles, was geschehen war. Sie mußte bei sich selber lächeln, daß Raimund seine Fehler so gut zu beschönigen und sich anzustellen wußte, als wenn er nicht das Geringste wahrgenommen hätte.

Während dieses in Lusinia vorging, war Geoffroy auf der Fahrt nach dem Riesen und fragte aller Orten seinem Aufenthalte nach, bis er endlich erfuhr, daß sich derselbe auf einem sehr festen Schloß aufhalte und sein Name Gedeon sey. Es fügte sich auch so glücklich, daß Geoffroy ohne allen Anstoß durch fleißiges Nachforschen in die Nähe des Platzes gelangte. Da sprang er vom Pferde, waffnete sich mit Harnisch, Helm, Schwert und herrlichen Goldschild, nahm einen trefflichen Speer zur Hand, schwang sich wieder auf sein muthiges Roß und ritt so dahin. Alle Umstehenden, welche die freudige Zurüstung des jungen Herrn mit ansahen, gönnten ihm zwar von Herzen den Sieg, und sahen seinen Feuergeist genugsam aus seinen Mienen hervorblicken, doch waren sie von Herzen betrübt, und Jedermann sah ganz traurig aus, denn das Erkühnen kam ihnen sehr zweifelhaft vor, wenn sie bedachten, daß der junge Ritter seiner Größe und Stärke nach nur wie ein Kind jenem Ungeheuer gegenüber anzusehen sey. Weil er sich aber nicht abhalten ließ, so hießen sie ihn unter vielen Glücks- und Segenswünschen seinem Vorhaben nachziehen. Er aber, statt durch den Jammer des Volks weich und verzagt zu werden, tröstete noch die Betrübten und sprach sie mit munterer Rede an: „Seyd getrost, und bekümmert euch nicht! Ich reite dahin, Ehre einzulegen, dem Lande Heil zu verschaffen, eure Furcht und euren Schrecken auszutilgen, und mit des Himmels Hülfe das Ungeheuer zu besiegen.“ Damit rief ihm alles Volk ein segnendes Lebe-

hoch unter des Himmelsgeleite zu, und sah ihm zwischen Hoffnung und Kummer nach.

So ritt Geoffroy im muthigen Verlangen bis vor die Brücke des Schlosses, in welchem der Riese war. Er sah sich zuerst vorsichtig um, wo er sich befände, dann fing er mit heller Stimme zu rufen an: „Wo bist du schändlicher Bösewicht, welcher mein Land also verwüstet? Hier steht dein Bestrafer und der Rächer deiner Verbrechen, welcher dich mit Gotteshülfe dem Tode auszuliefern entschlossen ist. Heute, du Bluthund, sollen dein Blut die Hunde lecken, deine ganze Macht soll sich zur Erde strecken!“ Kaum hatte er diese Aufforderung beendigt, als der grausame Riese schon zu oberst im Schlosse das Fenster eröffnete. Sein Haupt übertraf bei weitem den größten Büffelskopf; er sah den jungen Ritter und verwunderte sich, daß er so ganz allein und ohne Begleitung zu ihm käme; darüber begann er zu lachen, schüttelte mit spöttischen Mienen seinen Dickkopf, und rief aus dem Fenster herab: „Woher so allein, du Kleiner? Suchest du deinen Tod und bist du deines Lebens müde? Fast schäme ich mich dich aus der Welt zu fördern; doch, weil du es also haben willst, so bin ich bereit, deine Vermessenheit zu strafen!“

Hierauf nun zog der Riese schnell seinen Harnisch an, und stellte sich mit einem stählernen Schilde, drei eisernen Stangen und drei Hämmern, die er an die Brust steckte, vor das Schloß heraus. Seine Länge war fünfzehn Schuh; dennoch vermochte sie nicht dem unverzagten Geoffroy nur das geringste Entsetzen einzuflößen, son-

dern er verwunderte sich nur, daß ein so ungeheures Menschenbild auf Erden leben könne; indessen machte er sich alles Ernstes, aber auch freudig auf den Streitplatz. Hierauf fragte der Riese, wer er sey. Ich bin Geoffroy mit dem Zahn, erwiederte er, und bin gekommen dich noch heute zu tödten.

Gedeon, hierüber lächelnd, antwortete: „Mich jammert deines Persönchens, du Kleiner, daß ich dich mit einem einzigen Streiche tödten soll. Besinne dich auf einen ansehnlicheren Menschen, mit mir zu kämpfen. Du aber reite wieder nach Haus und freue dich deiner Jugend, denn für dießmal ist dir dein Leben geschenkt." Dem Geoffroy kam diese Rede schimpflich vor; ganz entrüstet versetzte er ihm: „Es ist gar nicht nöthig, daß du so ein Mitleiden mit mir habest, denn ich bin nicht hierher gekommen, daß du Erbarmen mit mir habest, sondern, daß ich dein grausames Leben von dir fordere!" Der Riese, der solches noch immer für einen Scherz hielt, unterließ sich in Positur zu stellen; nachdem nun Geofroy ihn alles Ernstes hierzu wiederholt ermahnt hatte, rannte er mit Einem Satze auf ihn zu, und stieß dem Riesen mit dem Speer auf die Brust so heftig, daß der Riese alsbald auf den Boden stürzte und die Erde von dem Fall erzitterte.

Als der Riese auf diese Weise den Ernst sah, wurde er vor Scham und Zorn ganz wüthend, daß ihn der kleine Ritter auf einen einzigen Stoß darnieder werfen sollte. Behend richtete er sich wieder auf, ergriff eine von seinen stählernen Stangen und holte zu einem Streiche auf Geoff-

roy aus, der bereits zum zweitenmal gegen ihn rannte. Der Streich traf Geoffroy's Pferd und schlug diesem mitten im Laufe die beiden Vorderbeine ab, davon das Roß zur Erde fiel und liegen blieb. Geoffroy aber achtete dieß nicht, sprang behende vom Roß, ergriff mit Hast sein Schwert, eilte damit auf den Riesen zu und versetzte diesem, ehe er es sich recht versah, wieder einen so tapfern Streich, daß ihm davon die Tartsche aus der Hand fiel. Sogleich aber griff jener nach seiner stählernen Stange und versetzte dem Ritter damit einen so kräftigen Schlag auf den Helm, daß derselbige von dem Schalle des Schlags beinahe taub geworden und von der Wucht desselben zur Erde gezogen worden wäre. Doch erholte er sich gleich wieder, steckte das Schwert schnell ein, eilte mit einem Sprung auf das Pferd zu, das auf dem Boden lag, und riß seinen stählernen Kolben mit solcher Geschwindigkeit vom Sattelknopf herab, daß es jener kaum gewahr wurde. Mit diesem prellte er dem Riesen unversehens auf einen Schlag die eiserne Stange aus der Hand. Solchem Angriff zu begegnen ergriff der Riese einen von den Hämmern, welche er an der Brust stecken hatte und warf ihn nach dem Ritter; der traf, und schleuderte ihm gleichfalls den Kolben aus der Hand. Der Riese Gedeon, als er dieses sah, bückte sich vor großer Freude, den Kolben selbst aufzuheben. Geoffroy aber, während jener sich bückte, ergriff sein Schwert wieder, und hieb ihm sogleich einen Arm von der Schulter hinweg. Gedeon, darüber sehr in Schrecken, wollte sich doch den Schmerz nicht so geschwind merken lassen, sondern griff mit der andern

Hand nach der einen Stange. Der hurtige Geoffroy aber entwich ihm, so daß Jener vom starken Schwung auf die Knie darnieder fiel und seine Götter um Hülfe zu rufen anfing. Der Ritter fürchtete sich jedoch davor nicht, nahm die Gelegenheit wahr, führte einen tüchtigen Hieb auf des Riesen Helm, und spaltete Helm und Kopf zugleich. Da nahm er sich gute Weile und hieb dem Riesen das Haupt ganz ab. So wurde derselbe überwunden und das Land von seinem Verderber errettet.

Nun begann der Sieger zum ermunternden Zusammenruf in des Besiegten eigenes Horn zu stoßen. Darauf eilte alsobald alles Volk zu dem Wiesengrunde hinab, um das traurige Schauspiel zu betrachten. Denn sie meinten bereits Alle, der kleine, junge Ritter werde seine Kampflust mit dem Leben bezahlt haben. Aber die Hinzueilenden fanden es ganz anders, als sie sich eingebildet hatten. Das todte Ungeheuer lag in seinem Blute hingestreckt, der Rumpf vom Haupte abgesondert. Der junge Ritter hingegen, ohne einen Blutstropfen verloren zu haben, wandelte frisch und gesund auf dem Kampfplatze herum. Alles war voll Freuden und Glückwunsch, man hörte keine andere Worte als nur immer: „Sehet den tapfern Helden, unseren Erretter! dem hat der Himmel diesen Sieg verliehen! Sehet, sehet, wie frisch und muthig er herumgehet; merket ihr nicht, welch ein Feuergeist und großmüthiger Sinn aus seinen Blicken und Gebärden hervorleuchtet? Der ist es, den ihr dort vor euch sehet! Kommt, laßt uns dem Helden Glück wünschen!“ So währte es eine lange Zeit unter dem Volke, und sogar

von des Riesen eigenen Leuten erscholl ein Freudenruf über dem Anblick seiner Niederlage.

Indem nun also die Menge sich zudrängte und viele gerne wissen wollten, wie wunderbar es doch bei diesem Kampf zugegangen sey, und doch nicht so kühn waren, den jungen Obsieger mit zudringlichen Fragen anzusprechen, merkte es Geoffroy und sprach endlich zu ihnen: „Geliebte Freunde, ihr seht hier den Prahler und verderblichen Landesfeind, welcher mit großer Gewalt auf mich zudrang, und mir sehr viel zu schaffen machte. Der Himmel war auf meiner Seite, ohne seine gnädige Beihülfe würde mir der Sieg entgangen seyn. Umsonst rief er seine Götzen an, denn sie waren viel zu ohnmächtig gegen den einigen Gott. Danket anjetzo demselben mit mir, welcher mir also Fäuste und Arme gestärket, daß sie wider solche Macht bestehen konnten!“ Hiermit verfügte er sich in das gewonnene Schloß. Der Siegesruf und das Freudengeschrei aber erschallte durch das ganze Land.

Das erste, was Geoffroy in dem Schlosse vornahm, war dieses, daß er einen Eilboten abfertigte, welcher seinen Eltern nach Favent die gute Botschaft von der Besiegung des Riesen überbringen mußte. Welche innerliche Freude diese Siegesnachricht in dem Vater- und Mutterherzen erregte, läßt sich mit Worten und Feder nicht beschreiben. Der Bote mußte, nach reichlichem Botenlohn, sogleich wieder ein Schreiben Raimunds an seinen Sohn Geoffroy zurücknehmen, in welchem er ihm den elterlichen Gruß meldete, zu seinem Siege Glück wünschte und zugleich

berichtete, daß sein Bruder Freimund in dem Kloster Mallieres Mönch geworden sey. Aber diesen Brief hätte der gute Raimund besser unterlassen, denn er schmiedete mit demselben sein eigenes Unglück, wie wir später hören werden.

Mittlerweile, während denn Geoffroy zu Garande alle mögliche Ehre angethan wurde, fügte sich's, daß ein eilender Bote daher geritten kam, welcher Briefe an Geoffroy mit der Nachricht brachte, daß auch im fernen Lande Norwegen in der Landschaft Norheim sich ein ungeheurer Riese aufhalte, der fast das ganze Land verheere und großen Schaden in der Gegend anrichte, weswegen er, der berühmte Riesentödter, von sämmtlichen Landesherren daselbst ersucht würde, sich unverzüglich aufzumachen und ihnen wider jenes Ungeheuer Schutz und Hülfe zu leisten. Dafür wollten sie ihm statt des schuldigen Dankes huldigen und ihn für ihren von Gott gesandten Herrn erkennen.

Dieser Brief war für den heldenmüthigen Geoffroy lustig zu lesen, er fertigte den Boten mit dem mündlichen Bescheide ab, er sollte seinen Herren sagen: „daß er ihnen alles Gute wünsche und nicht um großen Gutes willen, auch nicht um Land und Leute zu gewinnen, sondern von Mitleid bewogen sich bald bei ihnen einfinden und Leib und Leben wagen werde, auch mit Gottes Hülfe, wie zuvor, den Sieg davon tragen.“

Als der Ritter so in voller Zurüstung begriffen war, und eben zu Schiffe sitzen und sich den wilden Meereswellen vertrauen wollte, siehe da kam der Bote seiner Eltern mit Raimunds Briefe, in welchem ihm seines Bruders Freimund Eintritt ins Mönchsleben gemeldet war, auch in dieser Sache noch guter Rath von ihm begehrt wurde. Darüber ergrimmte Geoffroy dermaßen, daß ihn der Zorn nicht nur bleich machte, sondern er auch mit den Füßen zu stampfen, ja gar sein Mund zu schäumen anfing. Alle, die um ihn herstanden, zitterten bei seiner jähen Entstellung vor Schrecken, und doch durfte sich Niemand unterstehen, ihm nur im Geringsten zu widersprechen. „Ich will“ schrie er „voll Wuth, dieses verführerische Volk, die Mönche zu Mallieres züchtigen und es rächen, daß sie aus einem so jungen Ritter einen faulen und zaghaften Stubenbuben gemacht haben. Sollte er seinen Ritterorden um eine Kutte und einen Kahlkopf vertauschen, und das Feuer seiner Jugend also in Trägheit verdampfen lassen? Ich schwöre, daß dieser Frevel an dem ganzen Kloster mit Feuer bestraft werden soll.“

Der Norweger Bote, der noch zugegen war, und Alles mit anhörte, zitterte vor Furcht über solches Vorhaben, weil es die Abreise des Ritters nach Nörheim verhindern könnte. Aber Geoffroy, der diese Besorgniß wohl merkte, redete ihn so an: „Ihr Bote, ziehet nicht von hier, bis ich zuvor eine gewisse Rache genommen haben werde; alsdann will ich den Verderber eures Landes auszutilgen mit euch ziehen!“ Mit diesem Trost mußte sich der Fremde zufrieden geben. Hierauf ließ er sich in

aller Eile die Pferde rüsten, und ritt mit wenigen seiner Diener unverzüglich dem Kloster Mallieres zu. Es war eines Dienstags, als er daselbst angelangte; der Abt samt dem ganzen Convent ging ihm demüthig mit großer Freude und Ehrenbezeugung entgegen, um den Ankommenden zu bewillkommen. Allein gar bald verwandelte sich das Schauspiel. Geoffroy redete sie nämlich voll Zornes also an: „Ihr Verführer und Verlocker eines jungen Ritterblutes, wer zum Henker hat euch befohlen, meinem Bruder Freimund auf die faule Klosterhaut zu legen, und sein edles Gemüth der trägen Ruhe ergeben zu machen, daß er die härene Kutte gegen den blanken Degen vertauschte? Wisset ihr auch, daß ihr für solches Verbrechen alle mit einander den Feuertod verdient habt? Und dieses soll augenblicklich durch diese meine Hand an euch Vermessenen vollzogen werden, an euch, die ihr so freventlich die alten Stämme der jungen Aeste beraubet!“

Der Abt und der ganze Convent zitterte und stand in äußersten Sorgen, denn keiner wußte vor Schrecken, was er auf die schnaubenden Worte des ergrimmten Geoffroy antworten sollte. Zuletzt erholte sich der Abt ein wenig, und hub zu betheuern an, daß nur die eigene Andacht und die Begierde des Herzens seinen Bruder Freimund bewogen habe, den Orden anzunehmen, und daß Freimund dieses selbst bezeugen könne. „Dem ist so, mein Bruder, sprach dieser hervortretend, nicht dieser Convent, sondern mein freier Wille ist schuldig daran, daß ich auf den Gedanken gerathen bin, Gott zu dienen und ein Mönch zu werden. Warum sollen die Unschuldigen

die Strafe des Schuldigen leiden? Bin ich straffällig, so mag mich der Himmel bestrafen, den allein mein Verbrechen oder mein Reichthum angeht. Vergreife dich nicht an dem geweihten Orte und seinen Zugehörigen, die wir unabläßig begriffen sind für die Wohlfahrt des ganzen Lusinischen Hauses, und somit auch für die deinige, zu beten!"

Diese Rede machte den zornigen Geoffroy noch grimmiger; er stieg eilends vom Pferde und ließ von Stund' an einen großen Haufen von Holz, Heu und Stroh zusammenbringen, und zündete diesen mit eigener Hand an, daß der Wind die Flamme nach dem Kloster zutrieb. Alle Mönche waren in die Kirche geflohen und mußten hier unter Flamme, Dampf und Rauch jämmerlich ihr Leben enden. So hatten die mordbrennerischen Hände eines tyrannischen Bruders über hundert Mönche, den Abt und seinen Bruder Freimund nicht eingezählt, dem Feuer geopfert und der Eltern eigenen Besitz nicht verschont.

Allein auch die Reue blieb nicht aus; sie folgte vielmehr der bösen That auf dem Fuße. Als der Mörder den Aschenhaufen ansah, und die vielen unschuldigen Leichen, und nach dem Ablodern der Flammen und dem Verhallen des Wehgeschrei's, Gottes brennenden Zorn erwog, da erwachte, wiewohl zu spät, sein Gewissen. Er ritt in der größten Bestürzung wieder nach Garande zurück, wo der Bote von Norheim sein wartete. Der Bote freute sich seines Anblicks; Geoffroy selbst schickte sich unverweilt zur Reise an und segelte schnell Norwegen zu, um seine böse That desto eher zu vergessen.

Inzwischen als einst Geoffroy's Eltern zu Favent in den besten Gesprächen und herzlicher Vertraulichkeit über Tische saßen, siehe da kam ein Bote von Mallieres an, welcher gar wenig Worte machte, und dadurch bald zu verstehen gab, daß sein Anbringen etwas Besonderes wäre. Er wurde vorgelassen und gefragt, was er mitbrächte. „Wenig Gutes," antwortete er und schwieg wieder stille. Ein tiefer Seufzer, den er aus der Brust hervorholte, zeigte an, daß er vor Betrübniß kaum reden könne. Endlich mußte er das Schweigen doch brechen und was er zu melden hatte, ausrichten. „Gnädiger Herr, sagte er, euer Sohn Freimund ist todt, samt allen Mönchen; das ganze Kloster ist verbrannt, ich bin zum Glücke entronnen, daß ich euch den Jammer anzeigen kann, denn weder Abt noch Mönch ist mehr übrig; das Alles hat der Ritter Geoffroy verübt, der im grimmigen Zorn das Kloster vorsätzlich angezündet hat." Dann hub er an, den ganzen Verlauf der Sache umständlich zu erzählen.

Als nun Raimund den Jammerbericht zur Genüge vernommen, setzte er sich mit betrübtem Herzen zu Pferde und ritt eilig nach Mallieres, um mit eigenen Augen zu sehen. Hier aber fand er nichts als Trümmer und klagendes Landvolk, das sich in Verwünschungen über seinen Sohn Geoffroy ergoß. Da drang ihm der Zorn so tief in das Herz, daß er vor innerer Herzensunruhe, den Aschenhaufen nicht mehr ansehen konnte. Er setzte sich wieder zu Pferd und ritt nach Favent heim, wohin er noch am nämlichen Tage gelangte. Da verschloß er sich in

seine Kammer und beweinte in der Einsamkeit das Herzeleid, das ihm sein Sohn Geoffroy angethan. Zugleich fiel ihm das Unrecht wieder ein, das er in der Uebereilung des Zorns an seinem Bruder, dem Grafen von Poitiers begangen, denn er erkannte jetzt, daß jener darin Recht gehabt habe, was er ihm vorgeworfen, indem er doch an Melusina ein wahrhaftes Meerwunder und halbes Gespenst und nicht ein natürliches Weib habe, obschon er zehn Söhne mit ihr gezeuget, davon der Eine jetzt so jämmerlich um sein Leben gekommen war, und zwar von seines eigenen Bruders Hand.

In solchem Unmuth traf ihn seine Gemahlin Melusina, die eben die Thüre des Kammergemachs aufschloß und in Begleitung vieler Ritter und Frauen eintrat, um ihren betrübten Herrn, welcher noch immer mit den Reisekleidern angethan auf dem Bette lag, in seinem gedoppelten Herzeleid zu trösten. Sie schien aber gar nicht willkommen zu seyn, denn Raimund gab mit seiner finstern Miene ihr genugsam zu verstehen, daß ihre Gegenwart nicht sonderlich erwünscht war. Dessen ungeachtet fuhr die tugendhafte und getreue Frau fort, ihm weiter mit herzlichem Troste zuzusprechen und stellte ihm vor, daß man dem Willen und der Schickung des Himmels ja nicht widerstehen und seinen Schluß nicht hindern oder aufhalten könne.

Aber Raimund sah sie sehr trotzig und mit grimmigen Gebärden an, wie sie sonst von ihm nicht gewohnt war. Und zuletzt brach er in die ungestümen und unglückseligen Worte aus: „Hebe dich von mir, du böse Schlange und schändlicher Wurm; siehst du nicht, was dein Sohn Geoffroy mit dem Zahn, für einen saubern Lasteranfang seines Manneslebens gemacht hat? Ach mein Sohn, mein Sohn Freimund ist dahin, von Brudermördershand in den Tod geschickt!“ Und nun warf er sich unter einem Strom von Thränen und mit Händeringen auf die andere Seite seines Lagers, und würdigte seine getreue Melusina nicht mehr des Anschauens. Diese sprach ihm in tiefster Betrübniß, aber doch ganz bescheidentlich zu, und erinnerte ihn an den Fehler, den er begangen und der nicht wieder gut gemacht werden könne. „Ach, unbesonnener, ungeduldiger Raimund, sprach sie, welche Blödigkeit hält deine Vernunft gefangen, daß du über all' unser Unglück auch an mir Unschuldigen noch eidbrüchig wirst! Habe ich nicht deine Wohlfahrt gesucht, dich geliebt, getröstet, und vor allem Unglück gewarnt? Und dieses will nun gleichsam zum Dache herein, denn in Kurzem wirst du mich verlieren. Unglücklicher, keines Erbarmens würdiger Mensch, warum hast du dich nicht eines Bessern bedacht, und mich so vor allen Umstehenden beschimpft?“

Dann wurde sie ganz stille und sank vom Eifer ihrer Rede in einer tiefen Ohnmacht auf die Erde. So lag sie bei einer halben Stunde ohne Empfindung da, und wurde fast für todt gehalten. Alle Hofherren und

Diener erschraken über die bedenklichen Reden, von deren Inhalt bisher Niemand etwas gewußt hatte; jeder konnte gar leicht denken, daß dieses Gespräch große Erbitterung bei Beiden nach sich ziehen würde, und es war ihnen gar nicht lieb, diese Geheimnißreden und Offenbarungen eines jähen Zornes mit anhören zu müssen; auch ahnten sie wohl, daß am Ende zu späte Reue bei beiden nachfolgen würde. Indessen eilte man ungesäumt der ohnmächtigen Melusina zu, und bespritzte sie mit frischem Wasser, um nur zu sehen, ob auch noch Leben in ihr wäre. Dann eilte man mit andern Mitteln, sie zu stärken, bis sie endlich wieder zu sich selbst kam, sich aufrichtete und mit gar langsamer, doch deutlicher und nachdrucksvoller, klagender Stimme die Worte sprach:

„Ach, Raimund, was hast du gethan? O ich Thörichte, die ich mich von deinem eiteln Gesichte verblenden ließ, und deinen verführerischen Gebärden und einschmeichelnden Worten getraut habe! Zu welcher unglückseligen Stunde habe ich dich an dem Brunnen angetroffen, und diese falsche Brust umhalset! Ist dieß Pflicht und Treu gehalten, dieß Wohlthat mit Dank bezahlt? habe ich dich darum so mächtig und begütert gemacht, daß ich durch dich ins Unglück versinken sollte? Undankbarer! nicht ich, du bist eine Schlange, die ich mir selbst, mir zum Falle, in meinem Busen erzogen habe. War es dir nicht genug, Treuloser, mich heimlich belauscht zu haben, ohne daß ich ein Zeichen der Mißgunst oder Rachgier vermerken ließ; wenn nur dein bundbrüchiges Herz sich bescheiden, dein falscher Mund hätte schweigen wollen? Nun hast du mir

und dir geschadet und uns beide muthwillig um unsere Wohlfahrt gebracht. Denn ich wäre nicht von dir gewichen, bis mein natürlicher Tod mich von dieser Welt abgefordert hätte; so aber bringst du mir Leib und Seele bis an den jüngsten Tag in Pein und Trübsal. Wie eine zergliederte Kette wird dein Land von dir gerissen, und nach deinem Tode da und dorthin vertheilt werden. Ich sehe schon das Unglück deines Geschlechts vor meinen Augen schweben; nichts als Zwietracht und Uneinigkeit wird in demselben herrschen, weil mit mir all dein Glücksstern verschwindet. Und ich selbst, wie gern ich es wollte, wie wehe es mir thut, ich selbst vermag das Alles nicht mehr zu ändern!“

Nachdem sie solche Klage- und Strafworte gesprochen, ergriff sie drei Große des Landes, die zugegen waren, bei der Hand, trat mit ihnen gegen Raimund und hob noch einmal, nachdrücklich zu reden an: „Falscher Raimund! die Stunde meines Abscheidens rückt immer näher herbei. So merke dir denn, was ich vor diesen Zeugen, dir zum Besten, aus Mitleiden (das du freilich nicht verdient hast) hinterlasse. Horribil, unsern jüngsten Sohn, der drei Augen mit auf die Welt gebracht hat, diesen mußt du nicht leben lassen, sondern gleich in der Stunde meines Hinscheidens ertödten, wenn du anders nicht großem Unglück die Hand bieten willst. Bliebe er am Leben, so würde der Krieg dein ganzes fruchtbares Land in eine elende Wüstenei verwandeln. In ihm erblickst du den Verderber aller seiner Brüder, den Schänder deines ganzen Geschlechts. Darum vertilge diese Schlange, wenn

du nicht noch mehr Herzeleid beweinen willst! Den Unmuth aber, welchen dir Geoffroy's Missethaten verursacht haben, den tilge; denn wisse, daß jenes Jammergeschick vom Himmel über die Mönche wegen sündhafter Ausschweifungen verhängt war, dem Aergerniß zu wehren. Und wisse, daß eben dieser dein Sohn jenes Kloster weit herrlicher aufbauen und versorgen wird, als es bisher gewesen. Endlich sage ich dir, was ich nicht vergebens geredet haben will, ehe ich dich ganz verlasse: wenn man mich einst in der Luft über Lusinia daher schweben sieht, dann sollt ihr wissen, daß das Schloß in selbigem Jahr einen andern Herrn bekommen soll; ja, sollte ich in der Luft nicht wahrgenommen werden können, so wird man doch meine Gegenwart bei dem Durstbrunnen verspüren können, weil dort das Schloß zu meinen Ehren gebaut und meines Namens Gedächtniß daran geknüpft worden ist. Ich werde aber den Freitag zuvor gesehen werden, ehe das Schloß seinen Herrn ändert. Und dieß ist es, was am meisten an meinem Herzen nagt. Die Zeit meines Abscheidens ist nun da, und bald werde ich dahin müssen, wo mein Kummerlied sich erst recht anhebt."

Diese Rede fuhr dem Raimund wie ein Dolch durch das Herz und er brach in Thränen und Händeringen aus. Er wünschte sich nichts anders als im Augenblick sterben zu dürfen. Er blickte sie lange und beweglich an, konnte sich nicht mehr halten, fiel ihr um den Hals und küßte sie mit klagenden Gebärden, so daß allen Anwesenden die heißen Thränen hervorquollen, und selbst die Hofdiener sich nicht halten konnten. Es war ein Jammer anzusehen, denn

alle Beide lagen ohnmächtig auf der Erde. „Verzeihe mir, Geliebte, und bleib bei mir!“ hub endlich der seufzende Raimund an. — „Ich kann nicht,“ sprach Melusina, „denn das Verhängniß hat es also beschlossen. Darum vergiß deines armen Sohnes Freimund, und laß dir dagegen nichts aus dem Gedächtniß kommen, was ich dir gesagt habe; sorge auch besonders für deinen Sohn Raimund, denn dieser wird an deines Bruders Stelle Graf vom Forst werden.“

„Erinnere dich auch öfter,“ sprach sie, „deines jüngsten Sohnes Dietrich, welchen die Amme noch säuget, und wisse, daß selbiger dereinst zu Portenach und Rochelle ein gebietender Herr seyn und große Ritterthaten verrichten wird, auch alle seine Söhne sollen heldenmüthige, berühmte Leute werden. So viel sey dir, blödsinniger Raimund, noch aus Mitleid und Wohlmeinung zur Nachricht hinterlassen. Aber laß' dir befohlen seyn, künftig den Himmel für mich zu bitten, denn auch ich will bedacht seyn, deiner nicht zu vergessen, sondern dir noch viel Trost und Förderung in allen deinen Anliegen zu verschaffen, obschon du mich in weiblicher Gestalt von nun an nimmer zu sehen bekommen wirst.“

Als diese Worte gesprochen waren, verwandelte sie im Augenblicke ihre Gestalt, und nahm zur Hälfte die einer Sirene oder eines Fisches an, und sprang mit einem Satze auf das Fenster um sich hinaus zu schwingen. Doch kehrte sie sich noch einmal um, und wollte nicht ohne allerletzten Abschied von ihrem Raimund und den Herren des Landes scheiden. Daher sprach sie zum Beschlusse: „Lebe

wohl, mein Raimund, ich vergesse, was du mir zu Leid gethan hast! Lebewohl du bisheriger Besitzer meiner treuen Liebe, du, selbst eine Zeitlang mein einziger treuer Freund! Ich verlasse dich mit Schmerzen; ob du mich schon bitter betrübt hast, so habe ich dich dennoch geliebt. Lebt auch ihr wohl, getreue Herrn des Landes und Diener des Hofes, ihr werdet mich nun nimmermehr bedienen; der Himmel segne euch, und auch mein Volk, dessen Gebieterin ich war. Lebet wohl, glücklich und gehorsam unter meinem Raimund, so lange ihr in seinen Diensten stehen werdet! Der Himmel streue Glück auf dich, du mein herrliches Schloß Lusinia, und seine Güte bedecke dich auch noch, wenn ich, deine Stifterin, in leiblicher Gestalt ferne von dir bin!"

Indem sie Solches sagte, verwandelte sie sich noch entsetzlicher, sprang vom Fenster auf, und fuhr zu Aller Entsetzen zu demselben hinaus, in Gestalt eines abscheulichen Wurmes vom Gürtel an, wie sie Raimund früher allein gesehen hatte. So war dieß eine recht unglückselige Stunde, als Raimund über seinen Sohn Geoffroy Streit mit Melusinen angefangen hatte. Jenes Hinscheiden aus dem Fenster geschah mit einem Rauschen in der Luft, das sich dreimal um das ganze Schloß hören ließ, jedesmal mit einem vernehmlichen Klagegeschrei, und so verlor sie sich aus dem Gesicht und wurde hernach nicht wieder gesehen.

Raimund stand mit weit offenen Augen staunend und sprachlos da, dann fing er bitterlich zu weinen und zu klagen an und sich sein Haar auszuraufen, und rief ihr

mit wehmüthiger Stimme viel tausend Abschieds=Grüße nach. Seitdem sah man ihn nicht mehr fröhlich, so lange er lebte. Doch fanden sich noch gute Leute, die ihm mit Trost und Zuspruch nahten.

Einer aber von seinen Räthen erinnerte ihn noch in selbiger Stunde, als Melusina so kläglichen Abschied genommen, der Lehre, wie sie ihm vor ihrem Scheiden in Betreff ihres Sohnes Horribil, anempfohlen hatte. „Es ist wahr," sagte Raimund, „aber meine Wehmuth läßt mir nicht zu, jetzt Solches zu thun. Gehet Ihr zur Stunde hin, und vollbringet augenblicklich ihren Willen, wenn Ihr Solches für gut befindet, weil Ihr so getreulich mich daran erinnert habt. Es sterbe die Natter, welche solches Blutbad mit der Zeit anrichten soll, damit der Ruhestand des Landes erhalten und befördert werde." Mit diesen Worten sonderte sich Raimund von ihnen ab, verschloß sich in ein einsames Gemach und lag seinen Kummergedanken seufzend ob. Die Diener aber, denen er die Tödtung Horribils aufgetragen hatte, nahmen den Knaben und führten ihn, dem Unglück vorzubeugen, in einen Keller, verstopften hier alle Thüren und Fenster, trugen nasses Heu und Stroh herzu und zündeten es an, um nur nicht selbst Hand an ihn legen zu müssen. So erstickte der Knabe im Rauch und Dampf. Hernach richteten sie seinen Sarg zu und beerdigten ihn ganz still in der Kirche, womit Melusina's und Raimunds Wille vollzogen ward. Von Raimund aber sah man nach geraumer Zeit nichts, denn er hielt sich noch immer ganz still in seinem Gemach verschlossen.

Melusina hatte ihrem verlassenen Gemahl zwei junge Söhne in der Wiege zurückgelassen, die einer Säugamme übergeben waren. Diese hießen Dieterich und Raimund. Deren Amme und Wärterin nahm zu verschiedenen Malen gewahr, daß Melusina in gespenstischer Gestalt bei später Nachtzeit in die Schlafkammer kam, eins der Kinder nach dem andern aus dem Bette hub, es an dem Feuer wärmte, sie an ihre Brust legte, säugte, und sodann wieder sanft in das Bett hinein legte. Obwohl die Amme ein solches Schauspiel nicht ohne Entsetzen ansah, unterstand sie sich doch nicht, dem Geiste selbiges zu wehren, oder einen Lärm darüber zu machen, sondern, weil den Kindern dadurch kein Leid widerfuhr, ließ sie es mit Erstaunen so geschehen. Doch wurde es als eine nicht zu verschweigende Sache dem Raimund mit Betrübniß gemeldet und aller Verlauf berichtet. Dieser hörte es mit innigem Vergnügen, tröstete sich damit in in seinem Kummer und labte sich an der nichtigen Hoffnung, seine geliebte Gemahlin einst doch wieder zu bekommen. Er befahl mit großem Eifer, daß man auf keine Weise den Geist, so oft er komme, beschreien, noch weniger ihn verhindern, oder ihm irgend zuwider seyn sollte, denn er hielt es für ein gutes Anzeichen und fühlte sich seitdem in seiner Betrübniß ein Merkliches erleichtert.

Indessen nahmen die beiden Kinder, besonders das Herrlein Dietrich in kurzer Zeit gar trefflich zu, so daß man an ihren Kräften und ihrer Gesundheit gar keinen Mangel verspürte, sondern sich vielmehr höchlich darob verwundern mußte, wie sie in einem Monat fast mehr, als

andere Kinder in einem halben Jahre wuchsen, so daß man solches Wachsthum der mütterlichen Milch zuschrieb, weil sie von dem Geiste gesäugt wurden; obgleich Niemand begreifen konnte, wie es damit zuging.

Nun vernehmen wir wieder, wie es Geoffroy in dem Lande Norheim gegangen ist. Dieser war glücklich angelangt, und zugleich erschallte in dem ganzen Lande das Freudengeschrei, der junge, tapfere Ritter sey angekommen, der im Lande Garande den ungeheuren Riesen erlegt hätte. Jedermann eilte denselben zu sehen, ja es kamen alle Herren des Landes ihm Glück zu wünschen, und ihm alle mögliche Ehre zu erweisen, wobei ihm dann zugleich von einem der vornehmsten erzählt wurde, wie grausam der in ihrem Lande sich aufhaltende Riese bisher gehaust und wie er schon manchen tapfern Ritter erwürgt, ja noch vor Kurzem ihrer wohl hundert auf einmal erschlagen hätte, das gemeine Volk gar nicht gerechnet. Das ganze Land sey verwüstet und ausgeraubt.

„Das muß ein Teufel und kein Mensch seyn," antwortete Geoffroy hierauf, „doch seyd getrost, ihr Herren, und helfet mir nur, daß ich ihn treffe; dann verhoffe ich mit Hülfe des Himmels gleichwohl Sieg und Ehre einzulegen, und euch von diesem Ungeheuer zu befreien, wofür mir das ganze Land danken möge!" Kaum hatte Geoffroy diese Worte ausgeredet, da wurde ihm von den Landesherrn ein

erfahrener Wegweiser zugeordnet, dem die Gegend des Landes, wo der Riese seine Wohnung hatte, wohl bekannt war. Geschwind mußte nun alles zur Reise fertig gemacht werden; dann beurlaubte er sich aufs höflichste von allen Herren des Landes, und ritt immer getrost dem bedeuteten Berge zu, wo der Riese am meisten sich aufzuhalten pflegte. Als sie bereits den Berg hinanritten, hub der Wegweiser zu Geoffroy an: „Gnädiger Herr! Auf diesem Berge und in dieser Gegend hat der Riese seine Wohnung.“ Geoffroy schaute auf, denn sie waren gerade neben einem Felsen, in dessen Höhle der Riese zum öftern zu sitzen pflegte. Der Wegweiser selbst zitterte und es war ihm nicht wohl bei der Sache zu Muth; er sah sich hier und da um, ob er ihnen nicht von irgend einer Seite her auf den Nacken käme. Unter dem Umschauen ward er gewahr, daß, unweit von einem gewaltigen Felsen, der große Valand — wie ihn insgemein das Volk des Landes nannte — sich unter einem lieblichen, schattenreichen Baum auf eine marmorne Ruhebank niedergesetzt hatte. „Herr, wir sind des Todes,“ schrie der erschrockene Wegweiser, „wenn wir nicht eilends zurückgehen! Ich bitte, entlasset mich, dort oben auf der Anhöhe sehe ich das Ungeheuer sitzen!“

„Verzagter, was entsetzet ihr euch,“ sprach Geoffroy, „bleibet bei mir, ich werde euch und dem ganzen Lande Rettung verschaffen!“ — „Immerhin,“ sprach dieser, „aber laßt mich unten, ich habe euch nun den Weg gewiesen, wo ihr euren Tod finden könnet; kommen wir weiter hinauf, so treten wir schon auf Todtenbeine.“ —

„Blöder Mensch, ich werde dich nicht entlassen," sprach Geoffroy, „wenn ich auch deine Hülfe nicht verlange, so sollst du doch meinen Sieg mit anschauen." Und so nöthigte er ihn, unwillig und in höchster Angst den Berg mit hinauf zu reiten. Geoffroy mußte über den Zitternden lachen, der sich gebärdete, als hätte er das dreitägige Fieber. Sie wurden auch bereits von dem Riesen Grymold (denn dieß war sein rechter Name) wahrgenommen, welcher aber aus Verachtung ganz regungslos sitzen blieb.

Endlich, als sie ganz in der Nähe waren, hieß Geoffroy lachend und mitleidig den Wegweiser mit seinem Pferd stille halten, und hieß ihn dem Spiele zusehen. Der Wegweiser versprach ihm zu bleiben, wenn der Kampf nicht zu lange dauern würde. „Sonst," sprach er, „ehe mich der Schwindel gar ankommt, werde ich das Weite suchen. Darum wagt euer Leben nicht gar zu verwegen, denn dieser Wütherich hat schon viele tapfere Helden aufgerieben." „Sorget nicht, mein Freund," sprach Geoffroy, und ritt noch ein Kleines weiter aufwärts, bis er den Riesen erreichte. Dieser wunderte sich über des Ritters Kühnheit, der so allein bei ihm erschien, doch dachte er, es könnte vielleicht ein vom Lande Abgefertigter seyn, der etwas bei ihm anzubringen hätte. Er stand deßwegen von seinem Sitze auf, nahm eine große, dicke Stange von Holderholz und ging dem ankommenden Ritter auf einer schönen Bergwiese entgegen. Wenige Schritte von Geoffroy hielt er still und schrie: „Wer und von wannen bist du, Vermessener, daß du so freventlich allein gegen mich zu reiten dich erkühnst?" — „Ich komme," erwiederte

Geoffroy, „mit dir zu streiten, du Ungeheuer, und ohne weitere Worte dich herauszufordern!“ — „So, bist du deines Lebens müde?“ sprach der Riese. „Komm,“ sagte darauf Geoffroy, „und mache nicht viel Worte! Ertödte mich, wenn du kannst!“ — „Ey nicht so,“ versetzte der Riese spottend, „schone meines Lebens, du Ohnmächtiger, und bring mich nicht so eilends um!“

Dem tapfern Geoffroy griff diese Hohnrede ins Herz, er zuckte seinen Schild, ritt ohne ein Wort mit seinem Speer auf den Prahler los, und traf diesen so empfindlich auf die Brust, daß, wäre er nicht mit einem stählernen Harnisch bedeckt gewesen, Geoffroy ihn auf den ersten Stoß durchrannt haben würde. Aber auch so fiel er auf die Erde und kehrte die Beine in die Höhe; doch raffte er sich geschwind wieder auf, so heftig er den Stoß empfand. Der Ritter, welcher merkte, daß der Riese einen Streich auf sein Roß zu führen beabsichtige, sprang behend vom Pferde. Da rief der Riese: „du hast mir einen empfindlichen Brusttstoß beigebracht, kühner Ritter; bist du redlich und guten Herkommens, so nenne mir deinen Namen!“ — „Ich bin weltbekannt,“ sprach der Ritter, „und heiße Geoffroy mit dem Zahn!“ — „So!“ erwiederte der Riese; „habe ich doch von dir gehört, daß du meinen Oheim, den Riesen Gedeon von Garande gefällt hast! Dafür soll dir bald dein Lohn werden!“ Ungeduldig griff der Riese zu seiner Stange, und führte damit, weil er links war, einen furchtbaren Streich auf Geoffroy's rechte Hand. Aber dieser entwich dem Hieb,

so daß die Stange gegen den Felsen schlug, daß man den Streich einen Schuh tief darin sehen konnte.

Unterdessen ergriff Geoffroy sein Schwert, und schlug dem Riesen auf den Harnisch, daß Splitter davon sprangen und das Blut aus den Ritzen hervordrang. Der Riese führte nun ganz grimmig einen zweiten und dritten Streich, denen Geoffroy immer auswich, so daß die Stange, am Felsen zerspaltet, in der Mitte zerbrach und der Arm des Riesen ganz müde war. Jetzt versetzte der Ritter dem Riesen einen Schwerthieb auf den Helm, daß ihm Hören und Sehen verging; aber noch war dessen Faust so kräftig, daß ein Schlag des Unbewehrten auf Geoffroy's Helm diesen wie einen Trunkenen taumeln machte. Doch faßte der Ritter wieder neuen Muth, und traf mit einem Streiche glücklich des Riesen Achsel, tief durch den Panzer, so daß das Blut in Strömen von ihm floß. Jetzt warf sich der Riese rasend auf Geoffroy, und begann mit demselben zu ringen. Sie faßten sich auch so gut, daß Jedem der Athem ausgehen wollte. Aber der große Blutverlust machte den Riesen kraftlos, so daß er abstehen mußte. Dadurch kam Geoffroy abermals zum Schwerte, versetzte ihm einen neuen Streich, und zwang das Ungethüm, nach seiner Felsenhöhle zu eilen und sich dort zu verbergen.

Dieser Fels, in den der Riese sprang, war ein düsteres Loch, wie ein tiefer Keller anzuschauen, und der Held konnte ihn hier nicht mehr erreichen. Der muntre Ritter schwang sich indessen fröhlich auf sein Pferd, ritt zu dem Wegweiser, der noch zagend auf seiner Stelle

stand, zurück, erzählte ihm den ganzen Vorfall, den jener aus Angst nicht so genau beobachtet hatte und zeigte ihm einen von den Fehlhieben des Riesen getroffenen Harnisch und den Helm voll Beulen.

Während Geoffroy mit dem Wegweiser sprach, kamen die Herren des Landes in Begleitung vielen Volkes. Sie meinten, der völlige Sieg sey vollzogen, und fingen an, den Obsieger mit Glückwünschen zu überschütten. Sie hörten aber bald, daß es ganz anders stand. Da fragten sie den Ritter, ob der Riese sich nicht nach seinem Namen erkundigt habe. „Ja, antwortete Geoffroy, und ich habe es ihm auch ohne alles Bedenken frei herausgesagt!“ — „Nun,“ fing einer von den Herren an, „dann wird er auch nicht mehr aus seiner Höhle herauskommen, so lange der tapfere Geoffroy im Lande ist; denn er hat eine sichere Weissagung, daß er von diesem abgetödtet werden soll.“ — „Wenn er auch sich nicht herauswagt,“ sprach da der Ritter, „so will ich ihn dennoch tödten, um den Sieg voll zu machen. Ich mag aus diesem Lande nicht scheiden, ehe meine Faust dieses Ungeheuer erlegt hat!“

Ein anderer Landesherr, der Mitleid mit dem jungen Helden empfand, fing an ihn zu warnen, denn in dem Berge gebe es Gespenster und seltsame Abentheuer: der alte Beherrscher des Landes Norheim, König Helmas, sey von seinen drei Töchtern in diesem Berge verschlossen worden, und habe bis zu seinem Tode dort bleiben müssen, einzig darum, weil er Persina seine Gemahlin im Wochenbette besucht, und daher ihre Geheimnisse erkundigt hätte. Auch wisse man nicht, wohin hernach die drei Töchter

des Königs mit samt ihrer Mutter gekommen seyen. Einen Riesen habe es an diesem Orte immer gegeben, und der habe den Berg gehütet; der jetzige sey bereits der fünfte oder der sechste, und alle haben das Land verwüstet und mit Feuer verheert. Insonderheit habe dieser alle Helden, die gegen ihn ausgezogen, bezwungen und getödtet. Geoffroy sey glücklicher gewesen, als alle Könige ihres Landes, die nicht hätten wagen dürfen, was er gewagt. Jedoch sollte er den Riesen nicht anders bestehen, als wenn derselbe ausserhalb des Berges zu treffen wäre.

Geoffroy, durch diese Rede bewogen, versprach ihnen jedenfalls den Riesen zu erlegen, und nun ritten sie, weil die Nacht herbeirückte, den Geoffroy aufs ehrerbietigste begleitend, mit ihm zur Abendtafel nach ihrer Stadt zurück.

Als der frühe Morgen anbrach, machte sich der Held Geoffroy auf den Weg und ritt wieder dem Berge zu. Dort angekommen hatte er eine gute Zeit zu suchen, bis er unter so vielen Löchern und Klüften das rechte und den Eingang zu der Riesenhöhle traf. Geschwind, als er solchen gefunden, sprang er vom Pferde, ergriff seinen Speer, bezeichnete sich mit dem Kreuz und ließ sich in das Felsenloch hinab, nachdem er sich von dem ihn begleitenden Ritter verabschiedet hatte, und es ward ihm unter tausend Wünschen Glück nachgerufen. Als er Grund spürte, stieß er mit vorgehaltenem Speer überall herum,

ob er nicht den Riesen in irgend einem Winkel der Höhle auffinden möchte. So kam er immer tiefer hinein, bis er einen Lichtschimmer sah, dem er nachging, und der ihn in eine helle Kammer führte, die nur Eine Thüre hatte, aber mit Gold, Silber und Edelgesteinen sehr herrlich angefüllt war.

Er sah sich verwundert in dem Gemach um: in der Mitte der Kammer stand ein erhabenes Grabmal auf sechs zierlichen Pfeilern mit Edelsteinen, die in diesem Berge häufig wuchsen, reich geziert; auf dem Male war ein bewaffnetes gekröntes Königsbild, aus milchblauem, durchsichtigen Chalcedon, liegend abgebildet; zu dessen Füßen war ein Frauenbild zu sehen, das eine Tafel von etlichen Blättern in den Händen hielt, auf der war folgende Schrift ganz deutlich zu lesen: „Dies ist der König Helmas, mein liebster Gemahl, der hier begraben liegt, ein mächtiger König von Nordland, der mir geschworen, mich zur Gemahlin zu erkiesen, doch nie mich im Wochenbette zu besuchen, noch besuchen zu lassen. Weil er treubrüchig geworden, verlor er mich. Die drei schönen Töchter, die ich im selben Jahre geboren, nahm ich mit mir; säugte, ernährte, erzog sie bis ins fünfzehnte Jahr, er wußte nicht wo. Dann entdeckte ich ihnen des Vaters Untreu, darüber wurden sie eifernd, und insonderheit beschloß die jüngste, Melusina, solch Verbrechen an ihrem Vater statt meiner selbst zu rächen. So sperrten sie ihn in diesen Felsen ein, bis ans Ende seines Lebens. Ich selbst begrub ihn unter diesen Stein, und daß sein Grab vor Dieben, Räubern und Schatzgräbern sicher wäre,

habe ich den Riesen hieher gelegt, Grab und Felsenhöhle zu hüten. Meine drei Töchter haben drei besondere Merkzeichen: die jüngste, Melusina, die sehr klug und scharfen Verstandes ist, das, daß sie alle Sonnabende vom Gürtel an zur Schlange wird. Wer sie freit, soll ihr geloben, sie an selbigem Tage weder zu besuchen, noch zu sehen, noch nach ihr zu fragen, auch keinem Menschen solch Geheimniß entdecken. Melora, meiner zweiten, wunderschönen Tochter legte ich auf, daß sie als Geist eines herrlichen Bergschlosses in Armenien hüten, daneben unabläßig einen Sperber auf dem Haupte haben soll. Wer sich ihr nahen will, der muß von adeligem Ritterblute seyn, ohne Entsetzen drei Tag' und drei Nacht des Sperbers schlaflos hüten, keine Furcht und Scheu tragen, dann soll ihm vergönnt seyn, von dem jungfräulichen Geist eine Gnade, welche er will, außer ihrer Person und Liebe, zu erbitten. Wer sich aber vom Schlaf überwinden läßt, der soll sein Lebenlang, ja bis zum jüngsten Tage, des Geistes Gefangener seyn. Meiner dritten Tochter, Plantina, gab ich auf dem hohen Berge Roniche in Arragonien ihres Vaters unendliche Schätze zu hüten, bis sich einer unsers Geschlechtes findet, der Burg und Schatz mit wehrhafter Hand erobert, und König zu Jerusalem werden wird. Solches habe ich, ihre Mutter Persina, ihnen auferlegt. Damit begnüge sich, wem diese Tafel zu Gesichte kommt."

Geoffroy, der den Inhalt dieser Blätter bedächtiglich gelesen, gerieth in großes Staunen. Er merkte jetzt, daß seine Mutter die Nymphe Melusina war, und König Helmas sein Großvater, Persina seine Ahnfrau gewesen. Aber

völlig wollte er es erst glauben, wenn er glücklich den Riesen erlegt hätte, dann erst wollte er sich für jenen wahren Erben und vom Schicksal dazu ersehen halten. Mit neuem Eifer verließ er das Zimmer, allenthalben mit dem Speer umherfühlend. In solchem Fortgehen gerieth er auf einen weiten Platz, auf dem sich sogar ein hoher Thurm befand, so daß er ganz aufrecht gehen konnte. Er nahm daher seinen Speer bequem auf die Achsel, und ging, unter scharfem Umschauen, auf den Thurm los, den er offen und darin herrliche Gemälde fand.

Im Hingehen jedoch bemerkte er unter dem Gebäude einen abscheulichen Kerker, in welchem sich viele Gefangene befanden, die sich alle höchlich verwunderten, woher er käme und welcher entschlossene Muth ihn so weit gebracht. Einige warnten ihn mitleidig vor dem Riesen, dagegen riefen andere: „schweigt, ihr redet zu unser Aller Schaden; laßt den jungen Helden doch ziehen, er dürfte vielleicht unser Erlöser werden! Der Himmel der ihn hieher geleitet hat, wird ihn auch noch weiter bewahren können!“ Diese Rede gefiel Geoffroy wohl, er wurde noch muthiger in seinem Sinn, und hub lächelnd zu fragen an: „Wo ist das Ungeheuer, das euch also quält? Zeiget mir den Ort, daß ich meinen ritterlichen Muth an ihm üben möge!“ Darauf hub einer von den Gefangenen an: „Nehmet euer Leben in Acht, Herr Ritter, ihr werdet ihn bald zu sehen bekommen!“

Kaum waren diese Worte gesprochen, so kam der Riese daher getreten. Aber statt daß Geoffroy vor ihm hätte fliehen sollen, erschrak der Riese, als er den Ritter

erblickte und verkroch sich vor ihm in ein Gemach, dessen Thüre er eilig hinter sich zuschloß. Geoffroy, dadurch ganz kühn gemacht, sprang ihm schnell nach, und pochte an die Thüre so mächtig, daß sie in Stücke sprang, so gut sich das Ungeheuer von innen verriegelt hatte. Nun hatte aber der Riese einen großen viereckichten Hammer aus Stahl; mit dem gab er dem Ritter einen Streich aufs Haupt; aber der Helm hielt ihn aus und blieb unbeschädigt. „Dieser Streich soll dir gedoppelt auf deinen verfluchten Schädel fallen," rief Geoffroy, „und nun zog er sein Schwert und stach den Riesen durch und durch, so daß er auf die Erde fiel. Dies geschah mit einem solchen Schrei, daß der ganze Thurm davon zu zittern schien. Damit bließ er zugleich seinen Athem aus, und die Leiche lag ausgestreckt auf der Erde.

Da dankte Geoffroy dem Höchsten für den verliehenen Sieg, steckte das Schwert in die Scheide, eilte zu den Gefangenen in dem Thurme, und fragte sie, ob sie aus dem Lande der Norhemer wären; und als sie dieß bejahten: was denn ihr Verbrechen sey. Darauf sagten sie ihm, daß sie den Tribut nicht bezahlen konnten, den der Riese von ihnen forderte. „Nun so sey euch derselbe, mit sammt eurer Freiheit, geschenkt!" sprach Geoffroy, und versprach ihnen unter Jauchzen und Frohlocken ihren Kerker zu öffnen; „aber," fragte er, „ihr müßt mir auch sagen, wo die Schlüssel des Gefängnisses aufbehalten werden." Das wußte keiner; Geoffroy selbst mußte lange Zeit suchen, bis er endlich den Schlüssel fand, und über zweihundert Gefangene befreite. Diese führte er alle in

das Zimmer, wo er den Riesen erlegt hatte; sie betrachteten die Leiche des Ungeheuers mit Entsetzen und weideten sich mit Staunen an der Heldenthat des jungen Ritters.

Dann sprach dieser zu ihnen: „Höret, lieben Freunde und erledigte Gefangene, womit ich euch erfreuen will. Es liegt in diesem Berge und seinen verschiedenen Höhlen ein großer Schatz an Gold, Silber und edeln Steinen verborgen. Das Alles schenke ich euch, denn ich will von dem übel gesparten Gute nichts haben!“ Die armen Leute konnten nicht aufhören zu danken; sie wollten auch das Geschlecht des edlen Ritters wissen, denn seit König Helmas Tode sey kein Mann lebendig aus diesem Felsen gekommen. Der Ritter willfahrte und sagte ihnen, daß er Geoffroy mit dem Zahn heiße, dann erzählte er ihnen von seiner Herkunft weitläufig. Hierauf begleiteten ihn die Befreiten, zum schuldigen Dank aus der Höhle. Vorher hatten sie noch einen Karren zubereitet, auf den der ungeheure Riese geworfen und aus dem Berge hervorgezogen wurde. Die Leiche saß auf dem Karren mit Ketten gebunden, aufrecht, als lebte das Ungeheuer noch; so führten sie das Scheusal im Lande herum, jedermann zur Verwunderung und zum Abscheu. Alles Volk lief herzu und dankte Gott und lobte den Sieger Geoffroy, der zur rechten Stunde gekommen sey.

Mittlerweile kam Geoffroy wieder zu den Herren des Landes, von welchen er vor kurzer Zeit geschieden war, und die mit großer Betrübniß und unter vielen Zweifeln seiner gewartet hatten. Da ward ihm und den befreiten Gefangenen alle ersinnliche Ehre angethan. Und

weil grade der König von ganz Norheim ohne Leibeserben mit Tod abgegangen war, so wurde ihm nicht nur großes Geld und Gut, sondern die königliche Krone selbst angeboten, wenn er bei ihnen bleiben wollte. Dies Alles aber schlug Geoffroy mit großer Höflichkeit ab, und nach kurzer Zeit machte er sich, von ihnen Allen gesegnet, wieder reisefertig auf den Weg, nachdem er zuvor den Landesfürsten die Verwesung des Reiches und seine Wohlfahrt sorgsam anbefohlen hatte. Und nun reiste er mit großem Verlangen, seinen Vater und seine Mutter nur recht bald ansichtig zu werden, von dannen, bis er an das Meer kam, wo er zu Schiffe saß, und nach seinem Vaterlande der Herrschaft Garande zu segelte. Als das Volk seine Ankunft gewahr wurde, lief Alles ihm voll Freuden zu, ihren Erretter wieder zu sehen und zu bewillkommen, weil es noch nicht so lange her war, daß er sie von dem Riesen Gedeon erlöset hatte.

Nun kam die Kunde von seiner Rückkehr auch zu seinem Vater Raimund. Er ritt, seinen Sohn Geoffroy zu empfangen, ihm entgegen, und hielt auf der Straße, wo er vorbei mußte, zumal da ihm schon hinterbracht worden war, wie viel Ruhm und Ehre er im ganzen Reich Norheim erlangt hätte. Diese neue Freude hatte den guten Raimund wieder ein wenig seines schweren Kummers entledigt. Er wartete deswegen nicht länger, son-

dern ritt in seines Herzens Fröhlichkeit gar bis an das Gestade des Meeres, wo sein Sohn bei seiner Ankunft unfehlbar landen mußte. Dies geschah, und es war ein rechter Freudenempfang von Beiden, der gar beweglich anzuschauen war, daß Vielen die heißen Thränen darüber ausbrachen. Endlich nahm der Vater Raimund seinen Sohn bei der Hand, führte ihn bei Seite und entdeckte ihm sein ganzes Herzeleid, den Verlust seiner Mutter, und Alles, was sich bisher zugetragen.

Geoffroy erschrak darüber heftig; er merkte wohl, daß auch sein böses Beginnen hierzu nicht wenig geholfen, und das Oel zum Feuer gegossen hatte. Von innerlicher Reue und Bewegung des Herzens, brach ihm der Angstschweiß aus, und er sprach: „Sey es dem Himmel geklagt, in welchen Jammer ich mich durch mich selbst gesetzt sehe!“ Unter so kleinmüthigen Seufzern stand er eine gute Weile in sich gekehrt; dann fing er an, und erzählte dem Vater von der Tafel und Schrift, die er in dem Gespensterberge im Norheimerlande gefunden und gelesen habe, und von dem ganzen Begräbniß. Raimund vernahm zu seinem Troste, was er vorher selbst nicht gewußt, wer nämlich Melusina seine Gemahlin und Geoffroy's Mutter gewesen, und daß sie aus königlichem Geschlechte entsprungen war. Dagegen hatte auch sein Sohn hinwieder von seinem Vater erfahren, was er noch nie gewußt, wie nämlich sein Bruder ihn gereizt, seine Melusina an einem Sonnabend zu besuchen, und am Ende gar ihren Zustand ihr vorzuwerfen und sie damit zu beschämen.

Darüber schwur Geoffroy dem Grafen den Tod. Er setzte sich zu Pferde, und ritt in Begleitung seines jungen Bruders Raimund, Tag und Nacht auf den Forst zu, worüber denn Raimund, sein Vater, in neuen Kummer fiel, denn es reute ihn, daß er seinem Sohn alles so klar geoffenbaret hatte, daß nun vielleicht auch dieses zu einem bösen Ende ausschlagen möchte.

Geoffroy aber gelangte von Niemand erkannt und in aller Stille in die Grafschaft vom Forst, und bis dicht an das Schloß des Grafen. Dies fand er offen, stieg alsobald von dem Pferd ab, und kam unversehens in den Saal, wo sein Oheim sich aufhielt. Geschwind griff er nach der Wehre, rannte auf ihn zu und fuhr ihn mit ungestümer Rede also an: „Ha, Verräther, du bist derjenige, durch welchen wir alle unsere Mutter verloren haben. Aufrührer, Verführer, Bösewicht, du mußt des Todes sterben.“ Der Graf vom Forst, von dieser Ueberraschung ganz bestürzt, wußte nichts anders zu thun, als sich zu retten und sein Heil in der Flucht zu suchen. Er verschloß sich in einen Thurm, dessen hohe Treppen er hinan eilte, und war froh, als er sich vor dem Zorn des Ritters geborgen sah.

Weil nun Geoffroy dießmal nichts ausrichten konnte, hub er an aufs heftigste in Worten gegen des Grafen Diener zu toben, die ihm alle entliefen. Dadurch fand er freie Bahn, den Grafen noch weiter zu verfolgen, so daß dieser endlich zu einem Fenster des Thurms hinausspringen mußte, um sich auf ein gegenüberstehendes Dach zu flüchten, er verfehlte es aber mit seinem Sprunge und

fiel zu Tode. Nun ließ ihn Groffroy begraben, und die Seinen, die ihn an dem grimmigen Ritter nicht zu rächen wagten, bejammerten ihn alle. Dann befahl Geoffroy den Dienern, daß sie nunmehr seinem Bruder Raimund ohne alle Widerrede huldigen sollten; dieß thaten sie mehr aus Furcht als aus gutem Willen, denn alles Land scheute seinen Namen.

Der schwermüthige Vater Raimund war inzwischen auch nach Lusinia zurückgekehrt, aber voll Unmuth und Betrübniß, denn die Tödtung seines leiblichen Bruders durch seinen Sohn Geoffroy war ihm berichtet worden. Aber er konnte nicht ändern, was geschehen war. Er versank aufs Neue in die tiefste Reue und beschloß, nach Rom zu ziehen, dort ernstliche Buße zu thun und nimmermehr nach Hause zu kommen, sondern sein Leben in einem Kloster mit Weinen und Beten zu beschließen. Während er sich mit so traurigen Gedanken abquälte, siehe, da kam sein Sohn Geoffroy in den Schloßhof eingeritten, stieg vom Pferde, ging zu seinem betrübten Vater hinauf und fiel vor ihm alsobald auf die Knie. Da bat er um Gnade wegen aller seiner Missethaten und gestand ganz freimüthig, daß er die einzige Ursache aller schmerzhaften Verluste sey, die seinen Vater betroffen.

„Es ist so, mein Sohn, wie du sagst," hub Raimund seinem Sohn zum Troste an, „allein wir können die Todten doch mit allen unsern Klagen nicht erwecken. Doch sey dir hiermit zur väterlichen Strafe auferlegt, das verbrannte Kloster Mallieres wieder aufzubauen und andere Mönche zu Dienst und Ehren Gottes darein zu stiften."

Geoffroy ließ sich dieses gar gerne gefallen und versprach dasselbe herrlicher und reicher zu bauen, als es zuvor gewesen. Dieß tröstete den alten Raimund nicht wenig. „Wohlan, sprach er, die Vollziehung deines Versprechens wird deinen Gehorsam bethätigen, mein Sohn Geoffroy! Doch vernimm das, was ich dir jetzt entdecken will. Ich habe mir zur Buße eine Reise in fernes Land vorgesetzt, und will dieß jetzt als ein Gelübde vollbringen. Demnach befehle ich dir, das Land löblich zu regieren, daß du dich als ein Vater und nicht als ein Tyrann, wie du bisher gepflogen, gegen die Unterthanen erweisest, deinen jüngsten Bruder aber, meinen Sohn Dieterich, in aller Frömmigkeit und Tugendübung getreulich anstatt meiner auferziehest, und, wenn er erwachsen ist, ihm die Herrschaft Portenach, Favent und Rochelle zum Besitze einräumest. So hat es mir deine selige Mutter anempfohlen, und ich will es auch dir aus Herz gelegt haben; denn es scheint ein gar sonderliches Licht aus dem Knaben, welches wohl zu pflegen ist.“

Geoffroy versprach ihm reumüthig unverbrüchlichen Gehorsam, und dem Raimund rannen über seinen treugemeinten Worten die Freudenthränen über die Wangen. Dann berief er alle Unterthanen zusammen, stellte ihnen seinen Sohn als künftigen Regenten vor, ließ die Huldigung vor sich gehen, und trat die Reise an. Seine Söhne Geoffroy und Dieterich gaben ihm mit einem kleinen Gefolge zu Roß das Ehrengeleit. Am andern Tag umhalsten sie den Vater und nahmen einen thränenvollen Abschied.

Der junge Dieterich wuchs gerade und herrlich heran, und hatte die Mannsjahre erreicht. Da that er, dem väterlichen Befehle gemäß einen schönen Ritt nach Portenach und nahm daselbst Besitz von seinem Erbtheil mit den andern ihm zugehörigen Orten. Er regierte klug und glücklich und galt für einen weisen Regenten des ganzen Landes. An Tugend, Tapferkeit und Heldenthaten nahm er alle Tage zu, sein Vater Raimund aber, obgleich er lebte, war dem Lande längst gestorben. In der Folge heirathete Dieterich eine schöne Dame aus der Bretagne, und es stammet bis auf diesen Tag von ihm das hohe Geschlecht derer von Portenach.

Geoffroy hatte nach halber Jahresfrist das Kloster Mallieres schöner und größer, als es zuvor gewesen, wieder aufgebaut. Der vorher so wilde und grausame Mann zeigte bei diesem Bau einen solchen Bekehrungseifer, daß in dem ganzen Lande das Sprichwort von ihm erscholl. „Geoffroy ist ein Mönch, der Wolf ist ein Schaf geworden.“ Obwohl ihm nun dieser Spott zu Ohren kam, fuhr er doch in dem guten Werke fort und ruhte nicht, bis es fertig da stand.

Inzwischen war Raimund zu Rom angelangt und hatte vor dem Pabst seine Beichte wehmüthig abgelegt, Absolution empfangen und die auferlegte Buße mit demüthigem Gehorsam angenommen. Auf die Frage des Pabstes: was jetzt sein Vorsatz wäre, erwiderte er: „Allerheiligster Vater, ich gedenke mein Leben an einem Orte zu schließen, wo nicht viele Leute um mich sind, denn ich möchte mich von der Welt absondern.“ Und als der Pabst

diesen Vorsatz lobte und ihn um den Ort befragte, den er sich ausersehen hätte, da sagte er, daß er nach Montserrat in Arragonien, zu unserm lieben Frauenkloster Belieben trüge, denn der schöne, reine Gottesdienst, der dort gepflogen werde, gefalle ihm vor allen Andern."

Da wurde ihm vom Pabst ein Priester und ein Schüler zugeordnet, die ihn sein Leben lang bedienen sollten. So nahm er seinen Abschied und sie ritten zusammen mit einem schönen Gefolge von Rom weg. Als er zu Tolosa ankam, wurde er wider seinen Willen dort aufs herrlichste empfangen und ihm alle mögliche Ehre angethan. Nun entließ Raimund alle andern Diener, und behielt Niemand als den Priester und Schüler bei sich. Und so wie er an dem erwünschten Orte angekommen war, ließ er sich und dem Priester Einsiedlerskleider machen, und begab sich in das Gotteshaus, dem Herrn dort zu dienen, so lang er lebte.

Als seinem Sohne Geoffroy die Ankunft Raimunds zu Rom berichtet wurde, beschloß er bei sich, seinen Vater auch noch einmal zu sehen, und in Rom aufzusuchen. Er übergab seinem Bruder Dieterich die Regierung für einige Zeit, und machte sich auf. Zu Rom angelangt, beichtete auch er vor dem Pabste und erfuhr von diesem, daß sein Vater ein Einsiedler zu Montserrat geworden wäre. Dem Geoffroy wurde aber eine weit härtere Buße auferlegt, insbesondere, daß er darauf bedacht seyn sollte, vor allen Dingen das Kloster Mallieres wieder aufzubauen und hundert und zwanzig Mönche darein zu stiften. Der Ritter erklärte dem Pabst, daß bereits das Gebäude weit

größer und herrlicher, als es zuvor war, wieder aufgerichtet stände; da lobte der Pabst diese rühmliche That und nahm sie für hinreichende Buße an. „Euer Vorsatz ist gut," sagte der heilige Vater zu ihm, und der Himmel vermehre seine Gnade an euch noch ferner. Wenn ihr euren Vater am Orte seiner Andacht besuchen wollet, so begleitet euch mein väterlicher Segen!"

Der Ritter zog weiter und traf seinen Vater zu Montserrat. Des Halsens und Küssens war kein Ende. Aber vergebens bemühte sich Geoffroy, den alten Raimund zu bewegen, daß er mit ihm zurückkehren und sein Leben zu Lusinia in gleichmäßiger Ruhe beschließen möchte. Er machte sich daher nach fünftägigem Aufenthalte bei ihm wieder auf den Heimweg, nachdem er vergnügte Unterhaltung mit ihm gepflogen und von Allem Bericht eingenommen hatte. Beim Abschied aber vergossen Vater und Sohn bittere Thränen. Kaum war Geoffroy wieder zu Mallieres angelangt, so besetzte er das Kloster mit der verlangten Anzahl von Mönchen und sorgte in Allem für ihren Unterhalt.

Als nun auch er gealtert war und mit seinem hochbejahrten Vater dem Ende entgegen ging, verfügte er sich noch einmal nach Arragonien zu Jenem, den er, wiewohl schwach und hinfällig, noch beim Leben traf. Er empfing von ihm den Segen, drückte dem lebenssatten Greise die Augen zu, und bestattete ihn ehrlich. An dem Freitag aber, ehe Raimund starb, drei Tage vor dessen Tod, hörte man zu Lusinia ein Rauschen; das war der Geist Melusina's, der das Schloß dreimal umkreiste,

und, wie sie einst über dem Schloße ihrem Gemahl verkündet hatte, allem Volk seinen Tod weissagte.

Der alte Raimund hinterließ sein Geschlecht in hohen Ehren blühend. — Sein ältester Sohn Reinhard regierte in Böhmen und that den Ungläubigen großen Widerstand; Antonius führte das fürstliche Regiment als Herzog von Luxemburg; der jüngere Raimund war Graf vom Forst; Uriens regierte in Cypern, that auch den Heiden große Drangsale an und stand den Rittern auf der Insel Rhodus getreulich in ihren Nöthen bei. Gyot war König in Armenien, und verfuhr auch strenge gegen die Heiden. Gedes war frühzeitig gestorben, Horribil im Keller erstickt, Freimund mit dem Kloster verbrannt. Geoffroy, der tapfere Riesenwürger, war Herr in Mallieres und Lusinia; und Dieterich, auch ein berühmter Held und Ritter, hielt zu Portenach Hof.

Das alles aber lassen wir jetzt bei Seite und melden von einer sonderbaren Begebenheit in Armenien, wo Gyot als König regiert hatte. In diesem Königreiche nämlich war ein Schloß, in welchem ein Gespenst hauste, genau nach der Beschreibung, die Geoffroy auf dem Denkmal im Riesenberge zu Norheim von dem Geist auf dem Berge Avelon gelesen hatte. Ebendaselbst fand sich auch ein Sperber von sonderbarer Art. Wer bei diesem Gespenst Gnade finden und seines Lebens sicher sein wollte,

der mußte sein Geschlecht vom lusinischen Stamme erweisen, dann drei Tage und Nächte ohne Schlaf dem Sperber wachen und ihn hüten können, anders vermochte er ohne Lebensgefahr nicht sich diesem Schlosse zu nahen. Hatte er aber dieß ohne Anstoß verrichtet, so durfte er eine Gabe fordern, nur die Person und Liebe der Jungfrau Melora nicht. So nämlich hieß das Gespenst, wie wir oben aus der Grabtafel schon vernommen haben.

Nun nach Gyots Zeit war ein König in Armenien, der wollte sich unterstehen, dem Sperber zu wachen, aber begehrte sich die verzauberte Jungfrau selbst als Gnade auszubitten, und sie unter dieser Bedingung zu erlösen. Doch hielt er es in seinen Gedanken nur für ein Gaukelspiel und eine Posse. Aber endlich machte er sich, wie zum Spasse, dahin auf, die Sache in Augenschein zu nehmen. Als er nun unfern von dem Orte auf eine Wiese gerade unterhalb des Schlosses gelangte, ließ er ein Gezelt daselbst aufschlagen, er aber verfügte sich in voller Rüstung den Berg hinan, bis an das Thor des Schlosses, darin sich der Geist und den Sperber befand. Er hatte deswegen auch einen Köder in der Hand, um den Sperber damit zu äzen. Indem er nun solches Vorhabens war, begegnete ihm auf dem Wege vor dem Schloß ein alter Mann, ganz bleich und mager von Gestalt, weiß gekleidet. Der fragte ihn, was er hier suchte. „Ich will den Bedingungen, die für dieses Schloß festgesetzt sind, ein Genüge leisten und dem Sperber wachen,“ sagte der muntere König. „Wohlan,“ versetzte der Alte, „so kommet

denn mit mir; ich will euch hierzu anweisen und an den Ort führen, wo ihr leisten könnt, was ihr schuldig seyd!"

Hierauf führte der Alte ihn in einen herrlichen Pallast und Saal, welcher, des Königs Bedünken nach, zu oberst in dem Schlosse zu seyn schien. Alles sah so majestätisch und prächtig darin aus, daß sich jener nicht genug verwundern konnte. In diesem schönen Gemache nun zeigte sich auch ein Sperber auf einer Stange sitzend, der gar schön und wohlgestaltet anzuschauen war. „Hier ist der Ort," hub der Alte an, „wo ihr drei Tage und drei Nächte wachen müsset, und wenn dieß vorüber ist, habt ihr die Freiheit, um Alles zu bitten, was ihr wollt, nur nicht um die Person und die Liebe der Jungfrau. Wenn ihr aber eure Wache schläfrig und also zum Unglücke verrichtet, so sollt ihr wissen, daß ihr bis an den jüngsten Tag in diesem Schlosse bleiben müsset!" — „Wohl," sagte der allzufreche König, „ich werde meine Schuldigkeit aufs Beste thun, hernach aber auch die gebührende Gabe zu fordern wissen!" Damit zielte er aber in seinem Gedanken einzig allein auf die Jungfrau. Er hätte aber viel klüger gethan, wenn er dem Alten gefolgt wäre.

Nun vollzog er einen Tag und eine Nacht seine Wache mit Freuden, und äzte den Sperber auf das beste, so daß es schien, als ob einer mit dem andern gar wohl zufrieden wäre. An köstlichem Essen und Trinken zu bestimmten Zeiten war kein Mangel, und dieß stand dem König in einem Augenblicke vor dem Gesicht, so daß er sich auf das niedlichste pflegen konnte, als ob er

an seiner königlichen Tafel selbst säße. Des andern Tags am Morgen äzte er wieder den Sperber, und verrichtete seine Wache vortrefflich. Indem erblickte er eine überaus schöne Kammer, deren Thüre offen stand. In diese trat er ein und betrachtete mit Verwunderung, wie kunstvoll sie mit Abbildungen von Vögeln aller Art bemalt war; die Felder aber waren mit Gold aufs feinste ausgefüllt; dazwischen waren allerlei Rittergebilde mit Schild und Helmen gewappnet, in Lebensgröße, mit beigeschriebenen Namen zu sehen. Diese alle hatten dem Sperber gewacht und in dem Schlosse geschlafen, aber waren nachläßig gewesen, und es war nun unter ihren Bildern ihre ewige Sclaverei bis an den jüngsten Tag mit Beifügung des Jahres und Tages, wo es ihnen mißlungen, zugleich angedeutet. Nicht minder standen an drei besonderen Enden noch drei andere Ritter, ebenfalls gewaffnet, abgebildet, welche ihre Wache sehr wohl verrichtet, wie nebst Jahr und Tag die Inschrift meldete; unter ihnen stand eingeäzt der Name, wie auch das Land, aus dem sie waren.

Aber der König wollte sich auch in diesem Gemache nicht lange verweilen, sondern kehrte zum Sperber zurück, um nicht Unlust für sein getreues Wachen zu verdienen. So erreichte er mit seinem Fleiße auch den dritten Morgen. Siehe, da kam die gespenstische Jungfrau, in grünem Kleide, aufs prächtigste angethan, mit ganz freundlichen Mienen auf ihn daher in das Gemach gegangen, grüßte und empfing den König, und redete ihn mit den höflichsten Worten also an: „Ihr habt euer

Vorhaben gar klug und glücklich geendet, und der Sache ein Genüge gethan; so fordert denn nun auch eure Gabe, damit solche euch gereicht werde."

Der König, sich ein wenig rüstend, dankte für das gute Anerbieten und fing ganz hochmüthig an: „Ich will keine andre Gabe, als euch selbst und eure Liebe davontragen." Die Jungfrau, als sie dieß hörte, erwies sich etwas zornig, versetzte ihm jedoch also: „Ihr müsset eine andre Gabe fordern, Freund, denn ich selbst kann euch nicht werden!" Der König aber wollte von solcher Forderung nicht abstehen, sondern beharrte auf seiner Rede, worüber die Jungfrau, noch zorniger, ihm folgende Antwort gab: „Ihr strebet nach Unglück; ich warne euch vor solchem, und rathe euch, alsbald von eurem Verlangen abzustehen, wenn ihr anders wollet, daß euer Königreich nicht aus euren Händen gerissen werde."

„Sey es thöricht oder klug gehandelt," hub der vermessene König wieder an, „so werde ich doch nicht ablassen, eure Person zur Belohnung zu fordern, und mich mit keiner andern Gabe befriedigen lassen, so wahr ich König von Armenien heisse!" Die Jungfrau, darüber noch mehr entrüstet, antwortete dem Ritter: „Du handelst so thöricht, als dein Großvater Raimund, welcher in beharrlicher Thorheit den weisen Rath verwarf und sein Gelübde brach, worüber er Alles verlor, was er gehabt hatte. Auch du hast nun all deine vermeintlichen Gaben, nach welchen du getrachtet hast, verloren. Von nun an ist nichts als Unglück und Trübsal dein Theil, wie es deinem Großvater ergangen ist, als er

seine Gemahlin Melusina, welches meine Schwester war, verlor; dann erzählte sie ihm die ganze Geschichte von Helmas und Persina, und daß sein Vater Gyot ihrer Schwester Sohn gewesen."

„Du siehest also, schloß sie, wie thöricht deine Forderung und dein verstocktes Beharren ist, daß du dadurch dein Reich verloren, welches nicht nur von dir genommen werden, sondern auf ein ganz anders Geschlecht übergehen wird. Alles Glück und alle Ehre hast du mit deiner Thorheit verscherzt. So weiche denn du armseliger Gyot, Gyots Sohn, denn du hast übel gehandelt, und sofort wird dein Unglück beginnen!"

Der junge Gyot aber, von Verlangen geblendet, gedachte die Sache zu erzwingen, vergaß, was ihm der Alte vor dem Thore gesagt hatte, und mit Bitten und Flehen ihre Gunst zu gewinnen, eilte er in ihre Arme. Aber er fand sich betrogen, das schöne Bild verrann unter seinen Armen, und er hatte nichts als einen Schatten gehalten, und mit diesem Schatten schwand auch sein Glück und sein Heil. Doch war der junge König nicht lange allein, denn ein andrer abscheulicher Geist zeigte sich, den er nicht sehen, wohl aber hören und fühlen konnte. Dieser schlug ihn zur Erde und spielte ihm so übel mit, daß er Arme und Beine von sich streckend auf dem Boden lag. Wie er erbärmlich zu schreien anfing, so wurde er nur noch ärger von dem Geiste geschlagen. „Wehe mir, rief er, wenn diese Geisterplage nicht von mir abläßt, bin ich des Todes und muß mein junges Leben lassen! Ich Armseliger, daß ich ohne Gegenwehr

Streiche erdulden muß! Erscheinst du mir nicht mit Hülfe, o gütiger Himmel, so muß ich in Schmach und Schande verderben!"

Er hatte diesen Seufzer noch nicht ganz ausgestoßen, als er in einem Augenblicke von dem Gespenst aus dem Schlosse geworfen ward, so daß er halb todt auf der Erde lag und mehr einem kriechenden Wurm als einem Könige gleich sah. Doch zwang er sich empor, und schwankte mit schwachen Kräften den Schloßberg hinab, seinem Gezelte wieder zu, welches auf dem Wiesengrunde stand. Dort konnte er vor Mattigkeit und Zittern kaum mit den Seinigen reden, und auch diese waren über den Zustand ihres Herren ganz bestürzt. Endlich unterstanden sich einige zu fragen, ob der König bei dem Sperber gewacht und die Gaben gewonnen habe. „Elender Gewinn!" versetzte er ihnen ganz wehmüthig. Mich hat ein unglückliches Gestirn hieher geleitet! Geschwind, sattelt mir die Pferde, und schicket euch zum Aufbruch an, daß ich nicht auf dem Wege sterbe."

Alsobald wurde Alles zugerüstet, der todtschwache König selbst zu Pferde gebracht, und mit ihm an das Gestade des Meeres geeilet; hier nahmen sie ihm den Harnisch ab, brachten ihn zu Schiffe und segelten der Heimath zu. Unterwegs gingen ihm erst die Augen seines Verstandes auf, und er sah ein, wie guten Rath und treue Warnung er in den Wind geschlagen, und in welches Elend er sich gebracht habe. Auf der Reise verfolgte ihn ein Sturm mit ungestümen Meereswellen, was ihm so sehr zusetzte, daß er abermals in Todesgefahr

stand, und das Wasser wie die Erde durch des Himmels Verhängniß seine Feinde zu seyn schienen. Endlich, nach vielen Trübsalen kam er nach Hause, und regierte mit schwachen Kräften. Diese nahmen von Tag zu Tage mehr ab. Und so ging es, wie der jungfräuliche Geist angekündigt hatte, mit ihm auf die Neige. Bald starb er an gänzlicher Auszehrung; und nach ihm wurde ein andrer König, aus ganz andrem Geschlechte, erwählt und auf den Thron gesetzt. Dieser aber hatte gar schlechtes Glück in seinem Regiment; so daß das Königreich gleichsam mit seinen Herrschern erkrankte und fast augenscheinlich in ein elendes Schwinden gerieth. Und so währte es von diesem Gyot an gerechnet bis ins neunte Glied und auf den neunten Kronenträger.

Die dritte Tochter des Königes Helmas, Plantina, war von ihrer Mutter Persina als Hüterin des väterlichen Schatzes auf einen Berg in Arragonien abgeordnet. Sie war von Gestalt eine wunderschöne Jungfrau. Dieser Schatz nun sollte von Niemand erhoben werden können, als wer aus dem Geschlechte des Königes Helmas stammte. An jenem Berge aber hielten sich viel grausame Drachen mit andern wilden Thieren in unglaublicher Menge auf, so daß man ohne große Arbeit und augenscheinliche Lebensgefahr sich diesem Berge nicht wohl nahen durfte, denn viel tapfere Ritter hatten da

schon ihr Leben gelassen, so daß keiner deren, die hineingelangt waren, zurückgekehrt war.

Nun fügte es sich einst, daß ein frischmuthiger junger Ritter, aus England gebürtig, dahin kam, mit dem kühnen Unterwinden, zuförderst den verborgenen Schatz daselbst, und dann auch das heilige Land zu erobern. Wie er nun in Arragonien anlangte, war sein erster Schritt der, daß er nach dem verzauberten Berge, wo sich der Schatz befinden sollte, genaue Nachfrage hielt. Da wurde ihm denn Alles bedeutet und urkundlich gezeigt. Die Herkunft des frischen Ritters war keine gemeine; er stammte vielmehr von einer gar hohen Geschlechtslinie, denn er war einer von den Rittern der Tafelrunde des Königs Artus und naher Freund des Helden Tristan.

Dieser Ritter wurde endlich durch seine Begierde bis an den Fuß des gedachten Berges getrieben, und traf hier sogleich ein ungestaltes und abscheuliches Thier, vor welchem der ganzen Natur hätte grauen sollen. Sein Bauch war wie ein Weinfaß gestaltet; es hatte nur ein einziges Ohr und nur ein einziges Auge, welches ihm auf der Stirne stand; die Nase selbst war drei Schuh breit und ebenso lang, aber es war kein Nasenloch darin, sondern sein Athem ging zu dem Ohr aus und ein. So abscheulich nun dieses Ungeheuer aussah, so wild und grausam war auch seine Natur, so daß es dem Ritter genug zu schaffen machte.

Die rechte Höhle, in welcher der Schatz verborgen war, befand sich in der Mitte des Berges, wo schon

mancher tapfere Held sein Leben hatte lassen müssen. Rings um die Höhle waren kleinere Löcher, in welchen allerlei abscheuliche Lindwürmer und wilde Thiere hausten, und an allen diesen vorbei mußte Derjenige, der zu der Höhle mitten auf dem Berge gelangen wollte. Der Berg selbst war drei arragonische Meilen lang, und es führte nur ein einziger schmaler Weg hinauf; wer dahin wollte, mußte schnell reiten oder gehen, ohne sich viel zu säumen oder lang umzusehen, denn man hatte weder Weile noch Raum lange auszuruhen, da der Weg so weit war, und die vielen Schlangen und das Ungezieser jeden Schritt umlagerten.

Dessen ungeachtet war der kühne Ritter, nur von einem einzigen Wegweiser begleitet, immer getrost dem Berge zugeritten, indem der Führer voranging und der Ritter zu Pferde folgte. Endlich kehrte auch der Wegweiser um, nachdem er mit großer Gefahr seine Schuldigkeit gethan hatte; aber der Ritter hieß ihn stille halten, stieg vom Pferde ab, und gab ihm dasselbe an die Hand. „Bleibe über ein Kleines hier, sagte er, und weiche nicht von der Stelle, bis ich komme!“ Aber der gute Führer würde leider eine lange Zeit haben warten müssen, wenn er sich nicht endlich aus dem Staube gemacht hätte.

Indessen betrat der Ritter den schmalen Steig, welcher so mühselig zu gehen war, daß er seinesgleichen noch niemals gegangen war. Er war wohlgewaffnet und trug sein Schwert in der Hand. Da begegnete ihm bald ein großer Drachen, der mit offenem Rachen auf ihn

zuschoß. Als der Ritter dieses Unthier in Wuth auf sich zueilen sah, zog er alsbald sein Schwert und hieb ihm mit einem einzigen Streich den Kopf ab, und als er ihn, wie derselbe todt auf der Erde lag, abmaß, so erwieß sich der Kopf nicht weniger als zwanzig Schuh lang. Hierauf ging der Ritter auf dem schmalen Stege gutes Muthes vorwärts. Da begegnete ihm ein ungeheuer großer Bär, welcher auch ganz grimmig auf ihn zulief, und ihm so nahe kam, daß er ihm sogar seinen Schild aus der Hand zu zerren suchte, und den Harnisch an mehreren Orten beschädigte. Als der gute Ritter auch dieser Bestie grimmigen Zorn sah, nahm er sich einen sichern, unverzagten Hieb vor, und traf den Bären glücklich mit dem Schwert auf die Schnauze, so daß derselbe augenblicklich zur Erde fiel. Hierüber wurde der Bär noch grimmiger, schlug nach dem Ritter, und ging ihm immer näher auf den Leib. Der Ritter aber wich mit einem Sprung auf die Seite und hieb zugleich dem Thier eine Tatze ab. Nun wich das Ungethüm etwas rückwärts, setzte sich auf die Hinterfüße und that vorwärts auf den Ritter einen vortheilhaften Schlag, welcher so stark war, daß er seinem Harnische Löcher schlug. Und durch die heftige Bewegung geriethen der Bär wie der Ritter zu Falle, so daß beide miteinander sich nicht mehr halten konnten, sondern den Berg herabrollten.

Der tapfere Ritter verlor zwar hierüber sein Schwert, griff jedoch nach seinem Dolche, den er neben der Brust an seiner Seite stecken hatte, zückte diesen und gab dem Bären hinterwärts so seinen Theil, daß dieser ein schreckli-

ches Gebrüll ausstieß und damit bezeugte, daß er jetzt endlich wohl getroffen sey. Der Ritter kam nun den Berg abermals hinan, suchte sein Schwert, fand auch solches, und erlegte noch viel scheußliche Gewürmer, und andere wilde Thiere mehr, die ihm alle den Weg streitig machten, und womit er sich ziemlich abmattete. Zuletzt gelangte er doch an die eiserne Thüre, vor der, schon überwölbt vor der Höhle, ein entsetzliches Ungeheuer lag, das die Höhle hütete, in welcher der große Schatz und die gespenstische Jungfrau seit langen Jahren verborgen war. Der muthige Jüngling trat beherzt in die Höhlung, um das gräßliche Thier dort aufzusuchen. Er traf dasselbe nur allzufrühe an; denn sobald ihn das Ungeheuer erblickte, richtete es sich mit solchem Ungestüm wider ihn auf, daß, wer es sonst gesehen hätte, vor Schrecken umgesunken seyn würde. Und so lief es im höchsten Grimme mit offenem Rachen auf ihn zu. Obwohl nun der Ritter ganz flink der Bestie den Fang zu geben versuchte, indem er sein Schwert behende auszog und mit demselben auf solche stieß und zuschlug, auch ihr gar damit in den rothen Rachen hinabrannte, so wollte es doch auf keine Weise bei dem durch Zauberkünste festgemachten Unthier verfangen; der Ritter aber wurde immer müder und entkräfteter, weil Stahl und Eisen nicht tüchtig genug waren, es zu verwunden. Endlich, als er das Schwert mitten inne in der halben Tiefe des Rachens stecken hatte, ergriff es selbiges mit seinen Zähnen, biß es in zwei Stücke, ließ voll Grimm ein schreckliches Gebrüll hören und verschlang plötzlich den armen Ritter, welcher so große Tha-

ten verrichtet und es weiter gebracht hatte, als irgend einer vor ihm. Und jedermann bedauerte und beklagte ihn hernachmals.

Der Wegweiser hatte sich zwei Tage und Nächte lang müde gewartet, und war des Harrens samt dem Pferd ganz überdrüßig geworden; er setzte sich endlich auf das Roß und kehrte ohne seinen Herrn nach England zurück, um daselbst zu erzählen, daß sein Herr nicht aus dem Berge zurückgekehrt und ohne allen Zweifel verloren sey, ohne daß er den Hergang der Sache selbst recht gewußt hatte.

Es fügte sich aber, daß er von ungefähr zu einem weltweisen Manne, der Melisii Jünger hieß, gerieth. Dieser hatte lang bei dem Berge in Arragonien gesessen, und kannte alle Lage und Oertlichkeit daselbst. Weil dieser unter anderem Wissen auch in der schwarzen Kunst wohl erfahren war und sie vollkommen erlernt hatte, entdeckte er dem Wegweiser in Kraft seiner Wissenschaft alles klar: daß nämlich sein Herr, der Ritter von England, mit welchem er nach Arragonien gereist, mit verschiedenen wilden Thieren gestritten und sie überwältiget, zuletzt aber von einem ganz ungeheuren und wunderbaren Thier auf jenem Berge verschlungen worden sey. Der Führer glaubte dem Weisen, als einem geborenen Spanier, der über zwanzig Jahre jener Wissenschaft obgelegen, und machte die ganze Sache kund, wo er immer hinkam, so daß das Gerücht davon in ganz England erscholl.

Ein anderer kühner Ritter, aus Ungarn gebürtig, nahm sich nun ebenfalls vor, den Kampf zu vollziehen,

und den Schatz zu erobern. Allein ehe er noch zwanzig Schritt den Berg hinangestiegen, siehe, da war der eingebildete Sieger schon besiegt und von einem abscheulichen Lindwurm umgebracht, wo nicht gar auch verschlungen worden. Er hatte es also mit seinem Siege lange nicht so weit gebracht, als der englische Ritter, diesem freilich war vor und nach keiner gleichgekommen, und er würde unfehlbar den verborgenen Schatz erreicht haben, wenn er nur dem Geschlechte des norheimischen Königs Helmas angehört hätte.

Als sich nun einstens auch Geoffroy, der allertapferste Held und Riesenstreiter zu Lusinia, in seines Schlosses Lustgarten bei einem Banket in guter Gesellschaft fröhlich erzeigte, da geschah es, daß ein Bote herangeeilt kam, welcher gewiß sonderliche Neuigkeiten oder wichtige Sachen zu überbringen haben mußte. Als dieser dem Schlosse näher kam, ließ Geoffroy ihm alsobald entgegen gehen, und ihn befragen, was für einen wichtigen Auftrag er auszurichten hätte, daß ihn der Weg an diesen abgelegenen Ort führe.

„Ich soll,“ sprach der Bote, „einen Ritter und beherzten Mann aufsuchen, welcher das Land Arragonien von einem unruhigen Berggeiste, um welchen herum sich auch noch giftige Würmer und grausame Bestien aufhalten, worüber schon viele tapfere Ritter ihr Leben einge-

büßt haben, zu erlösen im Stande ist!" Das berichtete der Diener dem Grafen, wie es der Bote ihm gemeldet, und Geoffroy ließ diesen auf der Stelle rufen, und vernahm dieselbe Kunde genauer aus seinem Munde. Namentlich fügte er die Nachricht von dem Unglücke bei, welches die beiden Ritter aus England und Ungarn betroffen hätte, und daß den Schatz niemand heben könne, der nicht aus dem Geschlechte des Königes Helmas entsprungen sey.

Auf diesem Bericht, der dem Geoffroy schon genug war, hieß er alsobald alle Fröhlichkeit einstellen, befahl dem Boten Speise und Trank zu reichen, ließ viel Volk seines Landes die Pferde rüsten und sich fertig halten, und schickte ein Schreiben an seinen Bruder Dietrich ab, mit dem Berichte, daß er unverzüglich zu ihm kommen und auf kurze Zeit die Regierung des Landes anstatt seiner übernehmen möchte, bis er von einer nothwendigen Reise glücklich zurückgekehrt seyn würde.

Dietrich fand sich auf diesen Ruf, in aller Schnelligkeit ein, und wurde ihm von Geoffroy das Regiment übergeben. Zu dem Boten aber sagte der Graf: „Verziehet, ihr Laufer, und scheidet nicht von hier, bis ich selbst aufbreche, denn ich bin gesonnen, euer Land mit Gottes Hülfe von jenem Uebel zu erlösen!" Darüber freute sich der Bote heimlich in seinem Herzen.

Aber wie eitel und nichtig sind doch aller Menschen Anschläge gegen den verborgenen Rathschluß Gottes! dieß mußte Geoffroy an seinem eigenen Beispiel inne werden. Denn als alles zum Aufbruch fertig und bereit stand, siehe,

da kam ein anderer Bote, welcher sein Anbringen und seine Abfertigung noch vor dem aus Arragonien beschleunigt wissen wollte.

Dieser Bote war der Tod. Denn Geoffroy erkrankte jählings, und weil er schon ziemlich bei Jahren war, auch sich durch viele ritterliche Thaten sehr abgemattet hatte, so nahm seine Krankheit immer mehr und mehr zu, so daß er in Kurzem starb, und die arragonische Bergreise mit einer andern, mit der Reise zum Grab, verkauschte. Er wurde wegen seiner löblichen Thaten von Jedermann höchlich beklagt, und alle Welt meinte, er sey noch zu frühe gestorben, weil er besonders in der Grafschaft Poitiers mehrere Kirchen und Kapellen zu bauen angefangen hatte und dieselben noch nicht in vollkommenem Stande waren. Auch hatte er noch vorher viel anderes Rühmliche gethan und gestiftet. Das alles blieb jetzt abgestellt und unausgebaut.

Nach Geoffroy's seligem Ende war sein Bruder Dietrich der einzige Erbe aller seiner Güter; dieser regierte sehr löblich und klug, theilte das Erbe, das ihm zugefallen in vier Theile und gab sie nachmals seinen Kindern zur Morgengabe; denn er zeugte vier Söhne, die alle gar tapfre und berühmte Helden wurden.

Diese Geschichte hat einer aus dem Lusinischen Geschlechte, Wilhelm von Portenach mit Namen, vor vielen hundert Jahren zuerst in welscher Sprache geschrieben; und damals war dieß edle Geschlecht in vielen Stämmen über viele Lande ausgebreitet und mit Königen und Fürsten und uralten Geschlechtern befreundet und verwandt.

Herzog Ernst.

Es regierte in dem Herzogthum von Bayern und Oestreich vor Zeiten ein hochgeborner Fürst, mit Namen Herzog Ernst, der sein väterliches Erbe friedsam, in Gerechtigkeit und Einigkeit, beisammen hielt. Dieser ließ sich, nach seiner adelichen Frömmigkeit, eine hochgeborne und schöne Jungfrau vermählen, Adelheid genannt, eines Königs Tochter, der Lotharius hieß. Dieselbe gebar ihm einen überaus schönen Sohn, dem er in der heiligen Taufe seinen eigenen Namen Ernst beilegte. Ueber kurze Zeit jedoch wurde nach des allmächtigen Gottes Schickung dem Kind sein Vater durch den bittern Tod hinweggenommen, und seine Mutter Adelheid dadurch in großen Kummer versetzt.

Die einzige Freude, die ihr blieb, war der nachgelassene adelige Sohn, der auf ihre Veranstaltung, als er heranwuchs, bald in vielen Sprachen unterrichtet, und in Latein, Griechisch und Welsch wohl bewandert ward, auch ein mannliches Gemüth zu entfalten begann, und in allen guten Tugenden aufwuchs. Das Hofgesinde gehorchte ihm gern, und sein ganzes Land, das er von seinem Vater ererbt hatte, war ihm in Liebe unterthänig. Als er anfing, Ritterspiel zu treiben, erwarb er sich auch bei den Rittern und Grafen gutes Lob; insonderheit

war ein Graf bei ihm, der Wetzel hieß, und ihm nahe verwandt war. Diese beiden Herrn hielten stets zu einander, und die Mutter des jungen Herzogs hatte ihre große Freude daran; doch setzte sie ihre Hoffnung auf Gott und nicht auf Menschen, hielt Tag und Nacht in der Andacht ihres Gebetes an, und bestrebte sich durch Werke der Barmherzigkeit ein christliches Leben zu führen, um dereinst ein Kind des ewigen Lebens zu werden.

Aber die Ritter und Herren des Landes lagen ihrem Sohne Herzog Ernst unaufhörlich an, und baten ihn, er sollte seiner Mutter Adelheid doch rathen, daß sie wieder zu einer Ehe schreiten möchte. Auch an die Herzogin selbst richteten sie ihr Begehren. Sie aber schlug es ihnen immer ab; doch wurde sie von ihrem geliebten Sohn so heftig mit Bitten bestürmt, daß sie ihm endlich angelobte, wenn es etwas wäre, was ihrem Geschlechte keinen Schaden brächte, so wollte sie sich willig darein ergeben.

Nun herrschte zu denselbigen Zeiten im römischen Reich mit ganzer Gewalt Kaiser Otto, der erste Kaiser desselben Namens, der war geboren zu Braunschweig, und gekrönt zu Aachen, sein Ahnherr hieß Altherzog Otto von Sachsen, der hatte die Schwester des letzten Königs Karl, der von des großen Kaiser Karls Geschlechte war. Desselben Herzogs Sohn, der Kaiser Ottens Vater war, den nannte man den ersten Kaiser Heinrich, den Vogler; denn da ihn die Churfürsten suchten, ihm die Krone aufzusetzen, da fanden sie ihn bei seinem lieben Kind, mit einem Netze Vögel fahend. Dieser hatte eine Frau, die war Mechthilde genannt, des Kaisers Otto Mutter.

Dieser Kaiser nun gewann die Stadt Straßburg und zerstörte sie mit Gewalt, und gab ihr den Namen, den sie jetzt führt; denn vorher hieß sie, wie sie noch in Latein heißt, Silberthal. Er überwand auch die Ungarn, die, ehe er Kaiser ward, von Augsburg aus alles Land verdarben und großen Schaden anrichteten. Er unterwarf dem römischen Reiche viele Länder, war ein Freund der Gerechtigkeit, und hieß darum des Landes Vater. Als er noch in der grünenden Blüthe seiner Jugend war, wurde ihm eine überaus schöne Hausfrau angetraut, mit Namen Ottogeba, die voll Zucht und Tugend war, und aus dem erlauchten Hause der Könige von England stammte. Aber nur kurze Zeit hatte Kaiser Otto in süßem Glücke mit ihr gelebt, da kam die Stunde, in welcher Gott sie aus diesem Erdenleben forderte.

Als die fromme Kaiserin Ottogeba nach fürstlichem Brauche feierlich zur Erde bestattet war, lebte der Kaiser Otto einige Zeit in Trauer und Einsamkeit. Dann aber betrachtete er in seinem Gemüthe die Worte des heiligen Apostel Paulus, daß es besser wäre, sich ehrlich zu vermählen, als allerlei Anfechtung zu leiden, forderte seinen Rath zusammen, und trug ihm die Sache vor. Da beschlossen seine Räthe allesamt, daß sie einen Boten an die Herzogin Adelheid in Bayern senden wollten, und sie befragen lassen, ob sie den gewaltigen Kaiser Otto zum ehelichen Gemahl haben wollte. Hierzu wählten sie einen ansehnlichen Herrn, und empfahlen ihm, alle Sachen aufs treulichste auszurichten, wie es ihm vom Kaiser und seinen Räthen befohlen würde.

Diese Botschaft kam vor die Herzogin; sie aber erschrak im Herzensgrunde, daß sie solche neue Mähr hören mußte, denn sie hatte lange Zeit in stillem und ehrbarem Wesen ihren Wittwenstand tugendhaft gehalten, und sich vorgesetzt, darin zu verharren. Darum berief sie von Stund an die Edeln ihres Landes, samt dem Herzog Ernst, ihrem lieben Sohn, legte ihnen den Antrag vor, und bat sie, dem Kaiser eine höfliche Antwort zu geben. Dieß versprachen die Herren, und gingen darüber zu Rath; und alle samt waren für die Einwilligung in die Heirath. Sie baten daher den Herren Ernst, den Sohn der Herzogin, und den Grafen Wetzel, seinen vertrauten Freund, sie möchten der Herzogin anzeigen, was der Rath ihrer Edeln beschlossen habe. Jene beiden thaten dieses. Die Herzogin erschrak von ganzem Herzen und sprach: „Mein lieber Sohn! ich fürchte sehr, wenn ich, nach dem Rathe der Gewaltigen dieses Landes und deinem eigenen, mit dem Kaiser mich vermähle, so dürfte zwischen ihm und dir Zwietracht und Uneinigkeit entstehen, wodurch ich in großem Jammern vor dem Tode meine Zeit verzehren würde.“ Dawider sprach Herzog Ernst: „Herzallerliebste Frau Mutter, eine so sorgliche Furcht sollte euch nicht von der Vereinigung mit dem allerwürdigsten Fürsten abhalten. Ich selbst will mich mit Hülfe des barmherzigen Gottes, der unser alleroberster Kaiser ist, jenem meinem irdischen Kaiser in glücksamen, wie in widerwärtigen Sachen dienstbar erzeigen, und ihm allezeit gehorsam seyn, will ihn und die Seinen mit meinen Armen umfahen, so daß ich stets die Gnade seiner kaiserlichen Majestät zu genießen habe.“

Von so mannlichen Worten des jungen Fürsten, ihres geliebten Sohnes, wurde die Frau gestärkt; sie faßte alle Worte, die ihr Sohn geredet, in ihr Herz, und that dem römischen Kaiser Otto durch seinen Boten ihres Herzens Willfährigkeit zu wissen, bestimmte auch Zeit und Tag der Vermählung. Kaiser Otto ward über die Maßen froh, als sein Bote mit so fröhlicher Nachricht wiederkehrte; sofort versammelte er alle seine Fürsten und Lehensherren zu einem gemeinsamen Hofgelage; dann machte er sich samt ihnen allen mit großer Macht und Herrlichkeit auf, und ritt nach Bayern, wo die Herzogin wohnte. Diese ward ihm hinwiederum von ihrem Sohne Herzog Ernst und andern Herrn ihres Landes würdiglich und mit großem Gefolge entgegengeführt und überantwortet. Der Kaiser aber führte sie mit all seinem Volk unter großem Jubel nach der Stadt Mainz. Daselbst hielt er eine große Hochzeit, wie einem so mächtigen Kaiser wohl gebührte. Dann ritten die Gäste alle wieder heim, ein jeglicher in seinen Ort, woher er gekommen war.

Als der Kaiser Otto dies hochzeitliche Fest wohl vollbracht hatte, zog er um etlicher wichtigen Ursachen willen mit seiner kaiserlichen Gemahlin in manche Stadt des Reiches. Nach diesem zögerten sie nicht lange, sondern schickten einen angesehenen Herrn zu dem jungen Herzog Ernst; und nun kam dieser mit großem Zeuge, gar lustig anzusehen, zu dem Kaiser. Dieser empfing ihn mit hoher Freundlichkeit und der junge Herr erwies dem Kaiser alle Ehrfurcht, fiel ihm zu Fuß und erwies sich in allem gegen ihn als ein gutwilliger Sohn, der ihm

gerne unterthänig und gehorsam seyn wollte. Wie sie in solchen Freuden bei einander waren, kam Frau Adelheid, die Kaiserin, Herzog Ernsts Mutter, mit vielen Jungfrauen gegangen, und empfing ihren lieben Sohn mit großen Freuden, er aber dankte ihr und allen Jungfrauen mit tiefer Verneigung. Dann nahm ihn der Kaiser bei der Hand, führte ihn in den Saal und sprach zu ihm: „Wisse, mein geliebter Sohn, daß ich deine Mutter von ganzem Herzen liebe. Auch dir möchte ich gerne mehr dienen, denn ich vermag. Doch auch so will ich darauf denken, daß ich dir dein Land vergrößere, denn ich habe ein herzliches Wohlgefallen an dir, um deiner Frömmigkeit und Mannheit willen.“ Während sie im Gespräche waren, kam die Kaiserin dazu und redete also zu ihrem Sohne: „Geliebtester Sohn, ich bitte dich flehentlich, du wollest deinen Vater in allen Ehren halten und ihm immer gehorsam seyn.“ Zugleich schenkte sie ihm herrliche Kleinodien, und begabte alle seine Herren und Diener, jeden nach seinem Stande. Und darauf schieden sie gar liebreich von einander.

Aber dieses friedliche Leben währte nicht lange. Denn es war einer am Hofe, der Pfalzgraf Heinrich genannt, ein ungetreuer, falscher Mann, der die Einigkeit und das ruhige Leben, das der Kaiser und die Kaiserin mit ihrem Sohne führte, nicht mit ansehen konnte. Darum dachte

er oft, wie er doch bösen Saamen darein säen könnte, damit der junge Fürst, Herzog Ernst, des Vaters Huld verliere; und endlich ersann er eine falsche List, von der ihr bald hören sollet, die ihm aber doch zuletzt allzu sauer wurde. Sonst hielt das ganze Hofgesinde den jungen Fürsten in großen Ehren, und auch er vertrug sich gut mit Jedermann, unt wenn dem Lande eine Widerwärtigkeit zustieß, so besch rmte er dasselbe im Namen seines Vaters, so daß der Kaiser eine Zeit lang ganz ruhig bei seiner Gemahlin leben konnte. Jetzt aber geschah es, daß der Pfalzgraf Heinrich die Esse seines falschen Herzens mit dem Feuer des Neides in Flammen setzte. Dieser verklagte den jungen Fürsten fälschlich bei seinem Stiefvater, Kaiser Otto, und sprach einsmals, als er vor ihn kam, zu dem Kaiser: „O wie ein getreuer Vater des Kaiserreiches seyd ihr, allergnädigster Herr! Aber ich habe einige wunderliche, ja boshafte Reden vor eure kaiserliche Majestät zu bringen, von eurem Sohne, Herzog Ernst, den ihr so lieb habt, den ihr vor andern Räthen ehret. Dieser Fürst trachtet früh und spät, eurem alten Leben ein Ende zu machen, um das ganze Reich allein besitzen zu können. Darum sehet euch vor, daß ihr das abwehret, ehe er seinem bösen, begierigen Herzen, das zu solcher Bosheit nur allzu geneigt ist, Raum giebt, sonst ist euer Leben ohne allen Zweifel verloren!“

Da der Kaiser solche Worte von Heinrich, dem Pfazgrafen vernommen hatte, ward er ganz zornig über ihn und sprach: „Was sagst du, Heinrich? Von wem kommt dir solche Nachricht? Fürwahr, wenn mir das ein Ande=

rer sagte, ich wollte ihm den Kopf abhauen lassen! Und wenn ich wüßte, daß du solches aus Haß gegen meinen Sohn thust, so sollte auch dir das Gleiche widerfahren; denn ich habe noch nie Unrechtes von meinem Sohn gesehen noch gehört, so wenig als von seiner Mutter, der Kaiserin; er schützet mich in allen meinen Angelegenheiten, worin es immer seyn mag, mit Kriegen oder Verträgen; darum kann ich es nun und nimmer glauben. Doch sage mir, von wem du Solches gehört hast, damit ich der Sache auf den rechten Grund komme!“ Da sprach Pfalzgraf Heinrich: „Das kann ich eurer Majestät wohl sagen, wenn es nöthig ist; denn nicht von einem allein habe ich es gehört, sondern von zweien und dreien; dazu habe ich auch an ihm selbst gemerkt, daß er auf Bübereien sinnt. Darum, gnädigster Herr und Kaiser, wollte ich eure Majestät treulich vor solchem Schaden gewarnt haben. Denn das bin ich schuldig und verpflichtet zu thun.“

Nun fing der Kaiser mit traurigem Muthe an, und sprach zu dem Verläumder: „O, mein lieber Heinrich, wenn dem also ist, wie du mir von meinem Sohne angezeigt hast, so bitte ich dich weiter um guten Rath, wie ich ihn aus dem Lande vertreiben kann, ehe er sich untersteht, sein Vorhaben auszuführen.“ — „Das will ich meinem kaiserlichen Herrn wohl anzeigen,“ erwiederte der Falsche, „während euer Sohn gen Regensburg geritten ist, so sammelt ihr ingeheim und ohne der Kaiserin Wissen viel Kriegsvolkes, schicket die hin und lasset ihn aus dem ganzen Lande verjagen!“ Der Kaiser that also. Er

brachte durch Herr Heinrich in kurzer Zeit einen großen Haufen mannlicher Ritter zusammen, an deren Spitze der Pfalzgraf selbst gestellt wurde; und das geschah alles ohne Wissen der Kaiserin. Dann zog der Arge wider den frommen Herzog Ernst, verwüstete Oestreich, schlug viel Volkes zu Tode, hauste grimmig mit Sengen und Brennen, und zog dann nach dem Bisthum Würzburg, wo er gleichen Schaden verübte. Auch schickte er heimlich Kriegsvolk gen Bamberg, und befahl ihnen, daß sie eine Zeit lang stille liegen und sich nicht merken lassen sollten, was sie im Sinne hätten, bis er selbst mit dem ganzen Zuge käme; alsdann sollten sie sich plötzlich in ihre Rüstung stecken, und die Bürger in aller Schnelligkeit überfallen. Das geschah auch; doch wehrten sich die Bürger und schlugen ihrer viel hundert zu todt. Erst als sie sahen, daß sie überwältigt waren, und solches Blutvergießen auf des Kaisers Befehl durch den Pfalzgrafen Heinrich angerichtet worden, ergaben sie sich. Nichts desto weniger schickten sie eilends einen Boten an ihren Schutzherrn, den Herzog Ernst, nach Regensburg, und ließen ihm Alles anzeigen, was sich mit ihnen begeben hatte. Als der Bote mit dieser Zeitung vor den Herzog kam, erschrak dieser sehr, ging zu seinem Freunde Wetzel, und erzählte es ihm unter bitteren Thränen. „O allmächtiger Gott,“ rief er, „welche Verläumdung mag zu meines Vaters des Kaisers Ohren gekommen seyn, daß er es über sich vermag, mich also zu verderben!“

So ging er in bekümmertem Herzen und in schweren Gedanken auf und nieder. Endlich befahl er seinen Rä-

then sich zu versammeln, denn er habe ihnen Ernsthaftes anzuzeigen. Und sie versammelten sich auf sein Geheiß. Da trat der junge Fürst mit seinem Freunde, Grafen Wetzel, unter sie, und gab den Räthen den Brief, den die Bürger von Bamberg an ihn abgeschickt hatten. Als diese ihn gelesen und das Blutvergießen daraus ersehen hatten, das der Pfalzgraf angerichtet, wurden sie ganz traurig, doch beschloßen sie schnell, daß Herzog Ernst sein bestes Kriegsvolk, das er im Lande hätte, an sich ziehen und den Feind aus dem Lande schlagen sollte. Aber sie wußten noch nichts von der Verläumdung, die ihnen zugerichtet worden war. Also sammelte der kühne Herzog Ernst seine Ritter, wohl an viertausend streitbarer Männer, und zog mit dem Volke Bamberg zu. Wie das Heinrich der Pfalzgraf vernahm, besetzte er die Stadt Bamberg mit Kriegsvolk, und zog mit seiner übrigen Schaar dem Herzog Ernst entgegen; und das Ziehen währte nicht lang, da kamen sie zu Hauf aneinander und schlugen einander auf beiden Seiten viel Volkes zu todt. Zuletzt behielt Herzog Ernst das Feld, und der Pfalzgraf entkam mit wenigen Reitern.

Dieser ritt geradenwegs zum Kaiser, und meldete ihm, wie es gekommen sey, daß ihm sein Sohn Ernst fast all sein Volk erschlagen habe, und wie er ihm mit seinen Schaaren zu mächtig gewesen sey. Als der Kaiser Alles gehört, wurde er ergrimmt über den guten Herzog Ernst und sprach: „Das will ich nicht ungerächet lassen; von aller seiner Habe soll mein Sohn verjagt werden.“ Und jetzt nahm er viel Kriegsvolk und er-

oberte eine Stadt nach der andern. Wie das der junge Fürst sah, wurde er hart bekümmert, schickte einen Boten zu seinem Vater dem Kaiser und ließ ihn bitten, daß er doch sein Land nicht also verwüsten möchte, denn er habe doch seiner Majestät sein Leben lang nichts Böses zugefügt, weder mit Worten, noch mit der That; wisse sich in Allem unschuldig, und könne daher nicht begreifen, warum er von dem Kaiser mit Krieg heimgesucht werde. Der Bote brachte dem Kaiser den Brief in Beiseyn der Kaiserin, und diese verbot demselben heimlich, wider ihren Willen heimzuziehen, sondern er sollte sie wiederum aufsuchen, ehe er ginge; und dazu verstand sich auch der Bote.

Der Kaiser hatte den Brief durch und durch gelesen; er ging hin und wieder in dem Saal mit zornigem Muthe, wie ein grimmiger Löwe. Die Kaiserin aber merkte wohl, daß es ihrem Sohne galt, näherte sich ihrem Herrn dem Kaiser und sprach: „Allergnädigster Herr, ich bitte euch um Gottes Barmherzigkeit willen, daß ihr in dem Zorne, den ihr gegen unsern Sohn tragt, nicht beharret!“ Da sprach der Kaiser zu ihr: „Liebe Frau! ich lasse mich nicht überreden; darum entfernet euch nur und gehet euren Geschäften nach; die Uebelthat, die er an mir verübt hat, ist zu groß, als daß ich sie vergessen könnte.“ Aber die Kaiserin sprach nur noch kläglicher: „So bitte ich um Gottes willen, ihr wollet wenigstens eine Versammlung und Zusammenkunft beider Theile anstellen, damit man doch auf einen sichern Grund der Verfolgung komme, die gegen meinen unschuldigen Sohn angezettelt worden ist!“

Aber bei dem Kaiser war keine Barmherzigkeit zu finden. Als dieß die Kaiserin sah, ging sie mit betrübtem Herzen in ihre Kammer und schrie im Gebete zu Gott. Da war es, als käme ihr eine Stimme vom Himmel, die ihr sagte: „An allen diesen Dingen ist der Pfalzgraf schuldig.“ Wie die Frau die Stimme vernommen hatte, sprach sie weiter im Gebet: „O allmächtiger Gott, wie ist es möglich; was hat den Pfalzgrafen veranlaßt, meinen lieben Sohn bei meinem Herrn so zu verläumden! O Gott, erbarme dich meiner!“ In diesem Elend schickte sie einen Diener nach dem Boten ihres Sohnes Ernst, und befahl ihm, diesen über alles zu unterrichten, wie es um ihn bei seinem Vater dem Kaiser stünde; insonderheit gab sie dem Boten auf, daß er ihrem Sohne sagen sollte, all das Unglück habe der Pfalzgraf Heinrich angerichtet, und er allein sey der Urheber dieser Verrätherei. Wie der Bote seinen Bescheid hatte, ritt er in Eile Regensburg zu, und hinterbrachte Alles getreulich seinem Herrn dem Herzog, wie ihm von des Fürsten Mutter befohlen war. Nachdem Herzog Ernst Alles vernommen hatte, gab er dem Boten reichen Lohn für seine Bemühung, eilte zu seinem Gesellen dem Grafen Wetzel, und theilte ihm alles mit, was er erfahren hatte. Und dieser gerieth in große Verwunderung.

Seitdem war der junge Fürst stets von schwermüthigen Gedanken gequält, und wußte nicht, ob er wieder

Gnade bei seinem Vater finden werde. Endlich wandte er sich abermals an seinen Freund Wetzel und bat ihn, daß er ihm einen Zug vollbringen helfen möge, auf welchem sie sich von einem einzigen Diener begleiten lassen wollten. Das verhieß ihm Wetzel. Damals nämlich hielt der Kaiser gerade mit seinen Churfürsten einen Reichstag zu Speier, und war dort eine große Versammlung von Fürsten und Herren. Dieser Gelegenheit nahm Herzog Ernst wahr, und ritt mit seinem Freund und dem Diener gen Speier. Dort stiegen sie in des Kaisers Hofe von ihren Rossen, hießen den Diener die Pferde halten, und gingen hinauf in den Pallast. Da fanden sie den Kaiser mit dem Pfalzgrafen allein in der Kammer sitzen, und Herzog Ernst ging zu letzterem hin und sprach: „Du meineidiger, treuloser Pfalzgraf, warum verläumdest du mich so bei meinem Vater?“ Mit diesen Worten zog er sein Schwert aus, und durchstach im wilden Zorne seinen Feind.

Als der Kaiser dieß sah, fürchtete er sich vor seinem Sohn und sprang wohl vier Klafter tief hinab in eine Kapelle, deren Wölbung an die Kammer grenzte, wo sie waren, darein verbarg er sich aus Furcht vor seinem Sohne. Herzog Ernst, wie er sah, daß sein Vater entronnen war, und der Pfalzgraf todt vor seinen Füßen lag, lief mit seinem Gesellen Wetzel die Treppe wieder hinab zu den Rossen, bei denen sie den Diener fanden. Da saßen alle drei wieder auf, ritten in Eile durch die Stadt und nahmen ihren Weg einem unbekannten Orte zu.

Der Kaiser blieb eine gute Weile in der Kapelle,

und hatte große Angst. Erst wie er kein Getümmel mehr hörte, kam er heraus und sagte den Herren, was sich Unerhörtes begeben habe. Auf die Kunde von diesem großen unsühnbaren Morde entstand in der ganzen Stadt ein Aufruhr; Reiter wurden auf allen Straßen hin und wieder abgeschickt, mit dem Befehl, wo sie Herzog Ernst mit seinem Gesellen dem Grafen Wetzel, und einem Diener begegneten, da sollten sie alle drei ohne Gnade todt schlagen. Aber Gott, wiewohl er dem Fürsten den Mord nicht verzieh, nahm die Verfolgten doch in seinen Schirm und führte sie eine sichere Straße, so daß sie nicht ereilt wurden. Die Reiter und Knechte kamen zurück und sagten dem Kaiser, daß sie Niemand hätten finden können. Darüber wurde der Kaiser grimmig und schwur bei seinem Reiche, daß er es nicht ungerächt lassen wolle.

Durch das große Geschrei, das hin und wieder in der Stadt ertönte, und das viele Volk, das zusammen lief, wurde endlich auch die Kaiserin aufmerksam, suchte ihren Gemahl auf, und fragte ihn: „Lieber Herr, saget mir an, was dieses ungestüme Hin- und Herrennen bedeutet?“ Da erzählte ihr der Kaiser Wort für Wort, daß ihr Sohn den Pfalzgrafen erstochen habe, und wenn ihm der Kaiser nicht entronnen wäre, auch seinen Vater umgebracht haben würde. Die Kaiserin dankte ihrem Gemahl für diese Mittheilung, aber sogleich eilte sie in ihr Kämmerlein und betete zu Gott mit allem Ernste, daß er ihren Sohn doch behüten und nicht in des Kaisers Hände fallen lassen wolle.

Inzwischen war der Leichnam des Pfalzgrafen mit großer Feierlichkeit begraben worden, dann ging der Kaiser mit seinen Fürsten und Herren zu Rathe, und es wurde beschlossen, daß Herzog Ernst, der junge Fürst, aus seinem Lande ganz und gar vertrieben werden sollte; auch wollte ihn der Kaiser nimmermehr zu Gnaden annehmen, denn er war ihm von ganzem Herzen feind geworden. Er sammelte daher ein Heer von zwölftausend Mann, und ritt selbst den nächsten Weg auf Regensburg zu, denn er meinte, sein Sohn wäre dort. Als sie aber nahe vor der Stadt waren, machten die Bürger einen Ausfall, und es wurde auf beiden Seiten viel Blut vergossen. Die Belagerung währte lange Zeit, und die Einwohner wurden sehr betrübt, weil ihr Herr der Herzog Ernst nicht zum Entsatze kam. Doch hielten sie sich wie frommen Bürgern und Unterthanen zusteht, und wollten an ihm nicht treulos werden. Auch hielten sie Rath und beschlossen, ihrem Herrn und Herzog einen Boten zu schicken, (denn sie kannten seinen Aufenthalt), und ihm die große Noth zu klagen, in welcher sie durch seinen Vater schwebten; auch ihm zu melden, daß, wenn ihnen nicht bald Hülfe käme, sie sich dem Kaiser ergeben müßten.

Die Botschaft gelangte glücklich zu dem jungen Fürsten, und dieser sprach gar betrübt zu seinem Freunde Wetzel: „Mein allerliebster Freund, was soll ich Unglücklicher anfangen? Des Lands und der Leute bin ich beraubt, Niemanden hab' ich, auf den ich mich verlassen könnte, hilft Gott meinen Unterthanen nicht, so sind sie verloren!“ Doch schickte er den Boten eilig wieder nach

Regensburg zurück, und ließ sie treulich bitten, sie sollten sich nur noch eine kleine Weile halten, er verhoffe bald bei ihnen zu seyn. Der Bote eilte heim und zeigte dieß den Bürgern an.

Herzog Ernst aber ritt ohne Verzug zu dem Herzog Heinrich von Sachsen, und wurde von ihm mit seinen Dienern so gut und schön empfangen, als billig war. Nach der ersten Begrüßung klagte der gebeugte Fürst dem Sachsenherzog seine Noth, und erzählte ihm alles, was ihm wiederfahren war und was er begangen hatte, und wie er jetzt ein Vertriebener sey und seine Hauptstadt Regensburg belagert würde. „Darum, gnädigster Fürst, schloß er, bitte ich euch, ihr wollet mir eine Anzahl Kriegsleute geben, daß ich in Sicherheit gen Regensburg kommen möge, damit ich meine kostbarsten Kleinode wegschaffen und meine getreuen Bürger trösten und kräftigen kann. Dann will ich in ein anders Land ziehen, wohin mich Gott führet. Solche Bitte hoffe ich, Herr Herzog, wollet ihr mir nicht abschlagen in diesem meinem Elend!"

Der Herzog antwortete gar freundlich: „Lieber junger Herr und Fürst! Eine Bitte soll euch nicht abgeschlagen seyn!" Und von Stund' an gebot er, daß sich fünftausend Pferde rüsten sollen, was auch alsbald geschah. Der Herzog von Sachsen ritt selbst mit dem Heerhaufen; und als sie gen Regensburg kamen, sahen sie den Kaiser mit seinem Heere davor gelagert. Doch ritten die Herzoge mit ihren Reitern bis dicht vor das Lager. Als der Kaiser so viel Volks kommen sah, gebot er seinem Heer auf

der Stelle sich zu rüsten, und die Feinde von dannen zu schlagen. Aber der Herzog von Sachsen begehrte mit dem Kaiser zu unterhandeln, und so vernahm dieser aus des Herzogs eignem Munde, daß es seine Absicht sey, den Fürsten Ernst in seine Stadt Regensburg zu bringen. Da sprach Herr Otto: „Ist es auch recht, daß ihr meinen Feind beschützen helfen wollet, der meinen guten Freund Heinrich, den Pfalzgrafen, an meiner Seite erstochen hat, und mir dasselbe gethan hätte, wenn ich nicht entsprungen wäre? Sollte ich dem ungetreuen Sohn meine Treue beweisen? Nein, fürwahr, er hat es nicht um mich verdient!“

Der gute Herzog von Sachsen wurde solcher Klage nicht froh, sondern er sprach mit demüthigen Worten: „Allergnädigster Herr und Kaiser, wollet diese meine Weise nicht für übel nehmen, ich habe Solches um des gemeinen Besten willen gethan. Ich wollt' euch aufs unterthänigste bitten, daß ihr euerm Sohn gnädig seyn möget und ihm vergeben; wer weiß, ob er an den Dingen wirklich Schuld hat, wegen deren er bei euch angeschwärzt worden ist.“ Aber der Kaiser, als er solche Worte vernahm, hieß den Herzog von sich gehen. Dieser gehorchte, und ritt zu seinem Freunde zurück.

Unterdessen begannen die Bürger in der Stadt zu merken, daß Ernst, ihr Herzog, in der Nähe sey. Von Stund' an schickten sie ihm Boten, daß er doch sollte in die Stadt kommen; sie wollten Leib und Leben für ihn lassen, und ihm in Liebe unterthänig seyn. Auf dieses rüstete sich Herzog Ernst, ging zu dem Fürsten von Sach-

sen, sagte ihm großen Dank für seine Begleitung, und bat ihn um einige Reiter und Knechte; er aber gab ihm mit gutem Willen viele von seinem Volk. So machte sich Herzog Ernst auf und ritt unangefochten in die Stadt; denn der Kaiser fürchtete die Sachsen. Nachdem jener hinter den Thoren der Stadt Regensburg wohlbehalten angekommen war, ging der Herzog von Sachsen wieder vor den Kaiser und sprach: „Allergnädigster Herr, mein Dank sey euch gesagt; und wollet eurem Sohne gnädig seyn!“ So schieden sie traurig von einander, und der Sachsenherzog ritt wieder in seine Heimath.

Große Freude war bei den Bürgern, als sie ihren Herrn wieder in der Stadt hatten; sie empfingen ihn mit seinem wohlgerüsteten Volk aufs Beste, und hofften, er würde jetzt bei ihnen bleiben. Aber es geschah ganz anders. Denn Herzog Ernst befahl, alle Bürger sollten zusammen kommen, und wie sie alle bei einander waren, redete er sie also an; „Liebste Bürger und gute Freunde! Ihr sehet den großen Trotz meines Vaters, des Kaisers, der sich unterfängt, mich von Land und Leuten zu vertreiben. Er hat auch wohl die Gewalt dazu, und ich will mich dessen nicht mehr wehren, wie ich vor gethan habe. Darum, liebe Brüder, bin ich zu euch hergekommen, euch aufs dringendste zu bitten, daß ihr meinen Vater den Kaiser beschicken wollet, und ihn um Gnade bitten, daß er einem jeden von euch erlaube, so viel von dem Seinigen mitzunehmen, als er tragen kann, und euch so aus der Stadt ziehen lasse; die andre Habe wollet ihr dahinten lassen!“ Dieser Rath gefiel einem

Bürger wohl, dem andern nicht. Endlich beschlossen sie und zeigten es ihrem Herren an, sie wollten bleiben und bei Weib und Kind sterben und genesen. Also nahm ihr Herr unter Thränen Abschied von ihnen, nahm aus seinem Schlosse zu Regensburg die besten Kleinode und ritt mit dem ihm zugegebenen Sachsenvolke wieder aus der Stadt durch das Lager des Kaisers ohne Gefährde, und fort in das Land Sachsen zu seinem Bundesgenossen, dem Herzog Heinrich. Seine Unterthanen aber mußte er im Elend belagert zurücklassen, ohne daß er seinem Vater dem Kaiser, weil er ihm zu mächtig war, Widerstand zu leisten gewagt hätte.

So sahen sich die Bürger allein, ihr Herr war von ihnen geritten, sie wußten nicht was sie thun sollten. Der Kaiser wurde dieß wohl gewahr, und jetzt befahl er seinen Söldnern, sie sollten die Bäume abhauen, nun wolle er die Stadt mit Gewalt stürmen, um weiter ziehen und das übrige Land auch einnehmen zu können, denn der große Zorn über seinen Sohn Herzog Ernst wollte kein Ende bei ihm nehmen. Die Bürger sahen dieß ganz traurig mit an; sie meinten, wenn sie dem Kaiser die Stadt öffneten, würde er sie alle tödten lassen, und alsdann die Stadt auf den Grund hinwegbrennen, wie er ihnen gedroht hatte; doch ermannten sich einige, trösteten die andern und gaben ihnen den Rath, sie sollten dem Kaiser die Schlüssel ihrer Stadt überbringen und ihn um Gnade flehen. Er würde doch nicht so unbarmherzig seyn, als er im Zorn gesprochen hätte.

Des Kaisers Volk bereitete sich zum Sturm, und

eben wollten sie anlaufen, als die Bürger den Kaiser um eine kleine Frist bitten ließen, die ihnen auch bewilligt ward. Nun bedachten sie sich nicht mehr lange, thaten ihre Thore weit auf, und die Rathsherrn alle gingen vor die Stadt dem Kaiser entgegen, fielen ihm zu Fuß und begehrten Gnade, indem sie ihm in aller Demuth die Schlüssel der Stadt überreichten. Kaiser Otto war von Natur großmüthig; als er ihre Trauer sah, jammerte ihn ihrer, und er sprach: „Wohl, weil ihr euch so gutwillig erzeiget, so will ich euch erhalten und bei euren Gerechtigkeiten bleiben lassen.“ So schwuren sie ihm aufs Neue, und hielten sich wie ehrlichen Bürgern geziemt.

Darauf zog der Kaiser von der Stadt ab, und schickte sein Volk in zween Haufen aus. Dem einen befahl er die Donau hinabzuziehen und alle Städte und Flecken einzunehmen. Sie thaten dieß und verderbten viel Volks. Doch wurden auch ihnen wieder viel Leute erschlagen, denn Herzog Ernst hatte noch mehr Sachsenvolk an sich gezogen und leistete mit demselben seinem Feinde Widerstand. Aber sein Vater der Kaiser besaß viel mehr tapfere Kriegsleute, denn er hatte an achttausend Mann die Donau hinabgeschickt, und Herzog Ernst befehligte kaum zweitausend. Gleichwohl hielt er sich lange in Oesterreich. Sein Vater der Kaiser aber war mit dem andern Heer-

haufen an den Lech gezogen, und nahm die Städte ein, die einst dem Herzog gehörten. Was sich nicht bald ergeben wollte, ward mit Sturm überwältigt und alles todt geschlagen, was in Waffen stand. Nachdem er dort das ganze Land erobert, schickte er das übrige Kriegsvolk auch zu dem Haufen an der Donau. Als das Herzog Ernst erfuhr, daß seinem Feinde neuer Zuwachs an Heeresmacht komme, da sandte er dem Herzog von Sachsen die geliehenen Kriegsleute wieder zurück, nachdem er ihnen reichlichen Sold gegeben, ließ dem Herzog Dank sagen, und warf sich mit seinem Gesellen Grafen Wetzel und weniger Ritterschaft in eine starke Veste. Dort schickte er sich an, das Land zu verlassen. Und nun nahm des Kaisers Volk ohne Mühe alles Land ein, das Herzog Ernst zuvor mit den Sachsen beschützt hatte, und alle Städte wurden mit des Kaisers Söldnern besetzt.

Herzog Ernst aber, der sein Land von der Burg aus, auf die er sich zurückgezogen, in Flammen stehen sah, forderte fünfzig der allerbesten Ritter zusammen, und sprach zu ihnen: „Liebe Herren, ich bitte euch getreulich, daß ihr mir wollet einen Zug vollbringen helfen nach dem heiligen Grabe. Ihr sehet ja meines Vaters Zorn; dazu habe ich kein Schloß und keine Stadt mehr, darin ich sicher wäre; ich bin ganz elend: darum will ich das Land verlassen, vielleicht, daß sich indessen der Kaiser eines andern bedenkt und sein großer Grimm sich legt. Meinethalben soll kein unschuldiges Blut mehr vergossen werden, es ist dessen schon jetzt zu viel!“ Den Rittern gefiel die Rede des jungen Fürsten, sie gelobten,

ihm die Reise vollbringen zu helfen, wofür er ihnen sehr dankbar war. Er sorgte sogleich dafür, daß den edeln Rittern ganz neue Rüstung und Wehr verfertigt wurde, damit sie mit Allem, was zur Reise gehörte, wohl versehen wären.

Auch die Kaiserin erfuhr, daß ihr Sohn aus Deutschland hinwegziehen wollte; sie schickte ihm daher ohne Wissen seines Vaters und ganz im Geheimen hundert Mark Silbers, dazu viel andre Kleinode, und entbot ihm viel tausend gute Nacht. Dieses Gut theilte der junge Fürst Alles unter seine Ritter aus und besoldete sie damit; denn sonst hatte er nicht mehr viel Guts und Geldes, weil er so elendiglich von seinem Vater aus allen seinen Landen vertrieben war. Und wie er nun mit seinen Rittern vom Lande schied, da hub er an zu weinen und sprach: „Nun erbarme es Gott, daß ich so elendiglich aus meiner Väter Lande ziehen muß!“ Doch getröstete er sich seiner mannlichen Ritter, die alle so gutwillig mit ihm gingen. Darauf zogen sie die nächste Straße nach Ungarn. Alldort wurden sie gut empfangen von dem König, und blieben acht Tage da. Darnach schickte der König dem Herzog und seiner löblichen Ritterschaft etliche Boten, die ihm den rechten Weg durch den Wald nach der Bulgarey weisen sollten. Als sie glücklich hindurch gekommen waren, schickten sie die ungarischen Wegweiser zurück, nachdem sie sie reichlich beschenkt und ihnen aufgegeben hatten, dem König ihren großen Dank zu vermelden.

Wie sie sich nun im Kaiserreich der Griechen befan-

den, ritten sie den nächsten Weg auf Konstantinopel zu. Als sie dort angelangt, empfing sie der Kaiser gar schön und that ihnen große Ehre an. Besonders empfand er große Liebe für Herzog Ernst, weil dieser sich gegen seinen Vater den römischen Kaiser so muthig zur Wehre gestellt hatte. An diesem Hofe blieb Herzog Ernst mit seiner Gesellschaft wohl drei Wochen lang, bis daß ein überaus großes Schiff kam, das der Kaiser mit allen Lebensbedürfnissen versehen ließ. Dann befahl derselbe den besten Schiffsleuten, die er hatte, den jungen Fürsten mit allem Fleiße zu fahren, damit derselbe keinen Schiffbruch zu befürchten hätte. Als nun das Fahrzeug mit allem Vorrath wohl versehen, mit Segelstangen, Stricken und Segeltüchern und allem, was zu einem solchen Schiffe gehört, vollkommen ausgerüstet war, segnete Herzog Ernst mit seiner Ritterschaft den Kaiser und fuhr in Gottes Namen dahin, und mit ihm viel Griechen. die ihm Gesellschaft leisteten und ihn in zwölf Schiffen begleiteten, weil sie die heilige Fahrt nach Jerusalem auch gerne vollbracht hätten. Sechs Wochen waren sie mit gutem Winde gefahren; da erhub sich in der Nacht ein starkes Ungewitter auf dem Meere, so daß die Schiffe große Noth von den Wellen litten. Der Sturmwind war so heftig, daß die Griechen mit ihren zwölf Schiffen von den grausamen Stößen des Orkanes alle entzwei gingen und versanken, weil sie keine so wohlerbaute starke Schiffe hatten wie Herzog Ernst; denn nur sein Schiff war so gut mit Eisen beschlagen, daß die Wellen es nicht so bald auseinander zu reissen vermochten. Jedoch hätte es län=

ger gedauert, so würde es das Ungestüm der Wogen auch nicht länger haben ertragen können, sondern in Stücke gegangen seyn.

Als der Herzog seine Begleiter so jämmerlich ertrinken sah, weinte er mit allen seinen Genossen, und bat Gott, daß er doch ihnen selbst möge gnädig und barmherzig seyn. Nun wußten die Schiffsleute nicht, in welcher Gegend oder in welcher Landesnähe sie waren; der Vorrath fing an ihnen auszugehen, denn sie waren wohl schon vierzig Wochen auf dem Meere gefahren und hatten nichts gesehen als Himmel und Wasser: deßwegen flehten sie brünstig zu Gott, daß er sie dem Lande zuführen wolle; sie litten großen Mangel, und wären sie noch einen halben Monat auf dem Wasser gefahren, so würden sie Hungers gestorben seyn.

Endlich erblickten sie eine Küste, steuerten muthig zu und erreichten in kurzer Zeit das Land. Sobald sie aus dem Schiffe gestiegen, setzten sie sich auf ihre Rosse, ließen das Schiff am Strande und mit den Schiffleuten einige Knappen darin; die Ritter selbst ritten mit dem Herzog und besichtigten von ferne eine Stadt, die sie vor sich sahen. In ihre Nähe sich zu begeben wagten sie nicht, weil Niemand wußte, in welcher Landschaft sie waren, und welche Leute da wohnten. Die Stadt war sehr schön gebaut, hatte eine hohe und dicke Mauer und

einen breiten Wassergraben, auch gewaltige Basteien und einen schönen Wall. Nachdem sie lange hin- und hergeritten, entschloßen sie sich, zu ihrem Schiffe zurückzufahren, und aßen und tranken dort, so gut sie es hatten; denn es war nicht viel mehr übrig bei ihnen. Nach dem Essen warfen sie sich in ihre Rüstung, und Herzog Ernst gab dem Grafen Wetzel die Fahnen, auf welchen ein goldenes Cruzifix gestickt, und der Spruch darunter geschrieben war: „Gottes Wort bleibet ewiglich stehen.“

Die Völker, die in diesem Lande wohnten, hießen die Agrippiner. Ihr König war eben mit seinen Unterthanen ausgezogen, weil er gehört hatte, daß eines Königs Tochter aus Indien durch sein Land ziehen werde, welche sich mit einem fremden Königssohne vermählt hatte; dieser Braut wollten sie die Straße verlegen, und als die Herren kamen, welche sie dem Königssohne zuführen sollten, erschlugen sie alle und nahmen die Jungfrau mit sich. Da ritt Herzog Ernst mit seiner Ritterschaft um die Stadt, zweifelte jedoch, ob er hinein reiten sollte, und fürchtete sich sehr.

So hielten sie vier Tage still, und wußten nicht, in welcher Leute Land sie waren. Endlich ritten sie wieder landeinwärts und betraten die Stadt. Aber kein Mensch war darin. Lange ritten sie hin und her in den Gassen, gelangten endlich vor ein schönes Schloß, stiegen von ihren Rossen, gingen hinein und kamen bald in einen hohen Saal. Da fanden sie schön zugerüstete Tische, die mit Essen und Trinken reichlich versehen waren, wie wenn Hochzeit gehalten werden sollte. Das

geschah denn auch in so weit, als Herzog Ernst mit seiner ganzen Ritterschaft sich niedersetzte, und sich alle recht satt aßen und tranken. Dann schickten sie auch den Schiffsleuten Essens genug, sich davon zu erlaben. Und darauf befahl Herzog Ernst, daß man das Schiff mit Lebensmitteln versehen solle. Da trugen die Diener von den Speisen so viel sie konnten zu Schiffe, so daß sie wohl für ein halbes Jahr genug hatten. Jetzt ging Herzog Ernst und Graf Wetzel im Schlosse herum; sie betrachteten sich alle Gebäude, die sehr köstlich waren. Dann begaben sie sich wieder auf das Schiff und blieben die ganze Nacht auf demselben. Wie der andre Tag anbrach, ging Herzog Ernst zu seinem Freunde Wetzel, und bat ihn wieder mit ihm in die Stadt zu gehen. Das that er willig. Als sie die Stadt wieder betreten hatten, gingen sie aufs Neue durch die Straßen lustwandeln, und sahen manchen schönen Bau, über den sie sich verwunderten. Dann betraten sie wieder den Saal, aßen und tranken vom Besten, das vorhanden war, und besahen sich auch sonst den Pallast. Da fanden sie eine Kammer, in der standen zwei herrlich bereitete Betten mit Decken von Goldstoff, und auch die Bettstellen waren von lauterem Gold; mitten in der Kammer stand ein Tisch mit einem köstlichen Teppiche gedeckt, auf diesem standen die lieblichsten Gerichte. Zunächst an diese Kammer stieß ein kleiner Saal, und an diesen ein Garten mit einem gar schönen Brunnen, der sprang in zwei goldene Tröge.

Da sprach Herzog Ernst: „Lieber Freund Wetzel,

wir wollen uns ausziehen und baden; das thaten sie und wuschen sich zum besten. Dann gingen sie in die Kammer, legten sich in die zwei köstlichen Betten und ließen sich den Schlaf eine gute Zeit behagen. Nachdem sie genug gerastet hatten, gingen sie in dem Schlosse herum und betrachteten sich alle seine Herrlichkeiten, dann besahen sie mit Gemächlichkeit alle angenehmen Plätze der Stadt. Auf einmal sieht Graf Wetzel ein großes Heer daherziehen, und wie er es sich näher betrachtet, was muß er sehen? Alle Leute desselben waren so gestaltet, daß sie von unten bis an den Hals ganz schön waren; oben aber hatten sie Kranichshälse. „Liebster Herr, sprach Wetzel zu seinem Freund Ernst, sehet ihr nicht dieses ungeheure Volk, das dort herzieht?“ Da ward es auch Herzog Ernst gewahr und sprach: „Was sollen wir thun? Ich denke wir verbergen uns, damit wir sehen, was sie anfangen!“ So verbargen sich die zwei Helden hinter der Thüre in einem Winkel, und sahen da zu, was die Agrippiner thaten.

Diese zogen feierlich in die Stadt und ihr König betrat das Schloß. Dieser hatte eine schöne Jungfrau bei sich, die von königlichem Stamme war; es war eben die, welche der König mit seinen Unterthanen den Brautfahrern abgenommen hatte. Nun setzte sich der beschnabelte König mit seinen Bürgern zu Tische; aber sie merkten bald, daß mehrere Speisen ihnen entrückt waren, und konnten sich nicht denken, wie das zugegangen. Doch aßen und tranken sie sich voll, und fingen an zu schnattern und zu singen; auch war unter ihnen mancherlei Saiten=

spiel, und sie trieben gar wunderliche Abentheuer mit Springen, Tanzen, Gaukeln. Der König saß bei der schönen Jungfrau am Tisch, und bot ihr öfters den Schnabel, damit sie ihn küssen sollte. Aber die gute Jungfrau war voll Traurigkeit, wandte den Mund stets seitwärts und dachte: „O allmächtiger Gott, wäre ich weit weg von diesen scheußlichen Geschöpfen; ja, wenn ich in einem Walde wäre, wo die wilden Thiere wohnen, ich wollte mich nicht hieher wünschen!“

Solche Trübseligkeit der Jungfrau sahen die beiden Herren hinter der Thüre in ihrem Winkel und sprachen zu einander: „Wie könnten wir doch die Jungfrau erretten!“ — „Ich will, sprach Herzog Ernst, mein Leben daran setzen und die schöne Magd befreien!“ So sprachen sie leise miteinander, wie sie es anfangen wollten. Doch ließen sie die Sache eine Weile auf sich beruhen; endlich sagten sie einer zum andern: „Wenn es nur unsern Rittern im Schiffe gut geht, und sie nicht von diesen Halbmenschen erschlagen werden!“ Und Herzog Ernst sprach: „Ich wollte, sie wären bei uns im Saale, wir wollten hier unter sie fahren!“ Dagegen dachten die Ritter im Schiffe: „Wollte Gott, daß wir unsern Herzog Ernst und seinen Freund den Grafen Wetzel wieder bei uns hätten; wir glauben nicht anders, als daß sie todt sind.“ Und so gingen die Ritter traurig im Schiffe auf und ab.

Die Mahlzeit der Agrippiner hatte inzwischen lange gewährt, und sie hatten groß Geschnatter zu Hauf getrieben. Da kam die Zeit, daß Jedermann nach Hause gehen sollte. „Mein liebster Freund,“ flüsterte der Her=

zog Ernst seinem Gesellen Wetzel zu, „wie wollen wir es anfangen, daß uns die Jungfrau zu Theil wird? Ich denke, wir springen hervor und stechen den König todt!" — „Nein, sprach Wetzel, wir wollen Acht geben, wenn der König zu Bette geht; dann wollen wir ihm die Jungfrau nehmen." Dieser Rath gefiel dem Herzog. Wie nun das Mahl ein Ende hatte, ging alles nach Hause; das schnablichte Gesinde war trunken und schnalzte wie die Enten, der König begab sich in die schön geschmückte Kammer, die aller Orten mit lauterem Golde geziert war. Dann fertigte er zwei Diener ab, welche die Jungfrau holen sollten; als nun diese mit ihr unterwegs waren, kamen Ernst und Wetzel aus ihrem Schlupfwinkel ihnen nachgefolgt, sprangen hervor und schlugen dem einen Diener den Kopf ab; der andre entrann ihnen, kam in des Königs Kammer und schrie: „Die Indianer sind da und wollen die Jungfrau wieder nehmen! da schnalzte der König, sprang auf und der Jungfrau entgegen, diese stach er mit seinem spitzigen Schnabel in beide Seiten, so daß ihr das Blut herunterfloß und sie zur Erde fiel. Als die Helden dieß sahen, wurden sie grimmig wie Löwen: da sprang Herzog Ernst auf den König zu und durchstach ihn mit dem Schwert, daß er zu Boden stürzte. Nun wurden die Herren von den Agrippinern umringt, daß sie sich ihrer kaum erwehren konnten. Doch trieben sie diese zur Kammer hinaus, verschloßen dieselbe fest, und gingen dann zu der Jungfrau, die sie von der Erde aufhoben und trösteten. Aber sie war von des Königs Schnabel so verwundet, daß sie

vor Sterbensangst fast nicht reden konnte. Endlich sprach sie: „O ihr kühnen Helden, hättet ihr mich meinem Vater lebendig heimgebracht, so wäre ich Einem von euch zu Theil geworden; jetzt aber kann das nicht seyn, die Zeit meines Verscheidens ist da; Gott wolle meiner Seele barmherzig seyn!“ So gab sie ihren Geist in Herzog Ernsts Armen auf und starb. Wie die Helden sahen, daß die Jungfrau todt war, sprachen sie zu einander: „Nun wollen wir uns wehren, oder wir sind des Todes!“ Dann that Herzog Ernst die Kammerthür auf; da stand es voll von Agrippinern, die schlugen und stachen gegen die Beiden. Diese wehrten sich jedoch gar männlich, schlugen ihrer viele zu Tode und machten sich endlich eine Bahn bis zum Stadtthore; aber da war es zugeschlossen. Jetzt standen sie erst recht in Aengsten und riefen Gott und den Heiland um Hülfe an.

Da schickte es Gott, daß ihre Ritter das Schiff verließen, auf ihre Pferde saßen und nach ihren Herren sehen wollten. Sie ritten bis ans Thor und fanden es zu. Nun hörten sie großes Rauschen und Schlagen in der Stadt; da erschraken sie, rannten wieder nach den Schiffen, rüsteten sich mit ihren besten Wehren und eilten zurück nach dem Thor. Aber sie konnten es nicht öffnen. Endlich schlugen sie es mit Streitästen entzwei und kamen zu ihren Herren hinein. Da schöpften diese wieder Muth und zerarbeiteten sich so lang an den Agrippinern, bis sie mit dem Leichnam der Jungfrau vor das Thor kamen. Dort erhub sich ein neuer Streit und sie wurden so hart bedrängt, daß sie die Jungfrau unter

den Feinden liegen lassen mußten. Jetzt zogen diese mit großer Macht in das Feld und gedachten den Herzog Ernst und seine Ritterschaft zu erschlagen. Sie aber hielten sich, wie mannlichen Leuten geziemte, zogen in guter Ordnung nach dem Schiff, schlugen um sich, stachen und hieben tapfer in sie; aber die Agrippiner schoßen mit vergifteten Pfeilen nach ihnen; da wichen die Helden allgemach in ihr Schiff zurück, und hatten große Arbeit, bis sie die vielen Verwundeten ins Schiff gebracht. Dann segelten sie davon. Die Agrippiner hatten auch Schiffe, in die warfen sie sich und fuhren ihnen nach und schoßen mit ihren Giftpfeilen, als ob es schneiete.

Nun hatte Herzog Ernst in seinem Schiff einen Wurfzeug, mit dem warf er drei bis vier Schiffe in den Grund, so daß alle Kranichsleute, die darauf waren, ertranken. Wie die Uebrigen sahen, daß sie den Helden nichts abgewinnen konnten, kehrten sie wieder heim und beklagten ihren König, der in der Stadt umgekommen war.

Aber Herzog Ernst und seine Ritterschaft schifften auf dem ungestümen Meere dahin und dankten Gott von ganzem Herzen, daß er sie von den Kranichsköpfen erlöst hatte. Doch lagen mehrere Ritter hart verwundet von der Feinde Geschoß; denn diese hatten große Pfeile, deren Spitzen alle vorn vergiftet waren; wen sie damit getroffen, und war auch nur die Haut geritzt, der mußte sterben. Mit solchem Geschoß waren wohl an acht tapfere Ritter verletzt worden; diese lagen ganz elend im Schiffe, denn Niemand konnte ihnen helfen, und keiner war im Schiff, der ihnen ihre Schmerzen wenden konnte.

Das Meer selbst wollte die kranken Ritter nicht länger im Schiffe dulden, es wurde wild und warf das Schiff hoch auf den Wellen empor. Wären sie nicht bald gestorben, so hätten der Herzog und seine Ritter sie über Bord werfen müssen; aber Gott schickte ihnen den Tod. Als sie nun christlich verschieden, band man sie auf einige Dielen und heftete wohlverwahrtes Geld daran, daß sie ehrlich begraben werden konnten, wo man sie am Ufer fände. Dann wurden sie unter großem Weinen der Uebergebliebenen ins Meer geworfen.

Vier Tage fuhren jetzt die Ritter ganz still und mit gutem Winde dahin, aber es wartete ihrer das Unglück. Denn am fünften Tage fing der Wind an aus Süden zu blasen und erregte ein großes Ungewitter, so daß Herzog Ernst meinte, das Schiff müßte untergehen. Der Steuermann wußte nicht, in welcher Gegend sie wären; denn es war finstere Nacht. Als der Tag anzubrechen begann, ging der oberste Schiffsmann hinaus aufs Verdeck und sah sich um. Da erschrak er gewaltig und rief mit lauter Stimme: „O allmächtiger Gott, komm uns am heutigen Tage zu Hülfe, sonst müssen wir verderben!“ — „Schiffsmann, was ist's, daß du so schreiest?“ sprach drunten im Schiffe der Herzog Ernst. „Herr, bittet Gott mit allen den eurigen um Gnade, sprach der Schiffsmann, wir sind ganz nahe beim Magnetenberg

und können nicht mehr davon kommen. Alle diese Schiffe, die ihr da sehet, sind schon verdorben!" — Herzog Ernst rief ihm zu: „Steig herunter und versuche, ob wir das Schiff nicht mit Gottes Hülfe wenden können!" Aber der Schiffer sprach: „das ist unmöglich, wir müßten wider Gottes Gewalt handeln. Darum bittet ihn, daß er euch gnädig und barmherzig seyn wolle!" Wie nun der Herzog sah, daß der Schiffmann so verzagt war, wußte er nicht, was er thun sollte und sprach zu seinen Rittern: „Liebe Freunde, weil es Gott so haben will, daß wir unser Leben in dem wilden Meere lassen sollen, so falle ein jeder auf seine Knie, bitte Gott den Herrn um Gnade, daß er Jedem seine Sünden verzeihen wolle." Alle fielen auf die Knie. Nun fing Herzog Ernst an und sprach: „O allmächtiger Gott, der du mich armen Sünder mit meinem Volke beschützet hast, wenn jetzt unsere Stunde gekommen ist, in der wir unser Leben enden sollen, so bitten wir dich, du wollest uns deinen Heiland senden, daß er unsere Seelen in seine Hände nehme!" Bei solchen Worten gab sich ein jeder Ritter in Gottes Willen.

Da begann die Kraft des Berges das Schiff an sich zu ziehen, daß es in Stücken ging. Jetzt fing erst ein rechter Jammer an; einige von ihnen faßten die Trümmer des zerbrochenen Schiffs und arbeiteten ängstlich, wie sie sich auf die am Berge liegenden zertrümmerten Schiffe retten könnten. Nun trafen hier Herzog Ernst und sein Freund Wetzel mit noch einigen Rittern zusammen, ihrer sieben auf ein solches Schiff. In diesem fanden sie viele Todte; dieselben legten sie oben auf das Schiff. Da kamen die Grei-

fen geflogen, nahmen die Leichname hinweg und brachten sie ihren Jungen zum Fraße. Nun erscholl ein jämmerlich Geschrei; die Ritter und Herren, die sich hin und wieder noch auf die Schiffe flüchteten, schrien und weinten, und riefen zu Gott, daß er ihnen gnaden wolle. Diese Klagen hörten Herzog Ernst und die bei ihm waren; das jammerte sie sehr, aber sie konnten ihnen nicht zu Hülfe kommen, sondern baten nur Gott stets unter Thränen, daß er sich ihrer erbarmen wolle. So irrten sie traurig auf dem Schiffe hin und her, da kam Wetzel von ungefähr in eine Kammer, in der er viel Ochsenhäute bei einander liegen sah. Er ging zurück zu Ernst und sprach: „Allerliebster Herr, wir müssen unser Leben doch wagen; sollen wir hier so elendiglich unsern Tod abwarten? Es wäre viel besser, ihr folgtet mir dieses mal; eine andere Zeit will ich wieder euch folgen.“ — „Mein lieber Freund,“ antwortete Ernst, „wohl kommt die Zeit, wo ein guter Geselle dem Andern folgen soll! Je nach dem du Rath gibst, je nach dem folge ich!“ Da sprach Graf Wetzel: „Weil wir unser Leben einsetzen müssen, so wäre das meine Meinung: es sind hier im Schiffe viel Ochsenhäute, darein wollen wir uns nähen lassen, und dann sollen uns die Diener auf das Schiff legen. Wann nun die Greifen kommen, so meinen sie, es sey irgend ein Leichnam; alsdann führen sie uns in ihr Nest, den Jungen zur Speise. So möchte dann Gott ein weiteres Mittel schicken, daß wir mit dem Leben davon kommen, und so gelangen wir wenigstens glücklich über das Meer!“ Herzog Ernst war dieß zufrieden.

„Aber es dünkt mich,“ sprach er, „daß wir uns mit unserer Rüstung versehen müssen, denn der Greif wird uns sonst mit seinen spitzigen Klauen häßlich durchgreifen!“

So, nachdem sie alles im Schiffe gemustert, kamen sie in einen Winkel, da fanden sie viel Edelsteine, von diesen nahmen beide ein gutes Theil zu sich, legten ihre Rüstung an, versorgten sich aufs Beste und ließen sich zusammen in zwei Ochsenhäute nähen, worüber sich die guten Diener sehr betrübten; sie thaten es gar ungern; doch mußten sie nach ihres Herren Geheiß handeln. So wurden sie fest eingenäht und oben auf das Schiff gelegt. Kaum lagen sie eine Stunde da, so kam ein grausam großer Greif, der nahm sie beide mit, und führte sie in die Luft, als wenn ein Habicht eine Lerche dahintrüge. Die Diener sahen ihren Herrn mit samt Wetzel hinfahren und wurden sehr traurig. Auch die zwei waren betrübt; denn der Greif hatte sie so hart gefaßt, daß sie sich nicht rühren konnten, und wenn sie nicht in ihrer Rüstung so wohl verwahrt gewesen wären, so wären sie nicht davon gekommen; denn sie meinten, der Athem würde ihnen ausbleiben.

Da nun der Greif in seinem Neste war, legte er sie nieder, schwang sich wieder in die Luft, und ließ die zwei Herren bei den jungen Greifen liegen. Als diese sich allein fanden, sprach Herzog Ernst zu Wetzel: „O lieber Geselle, lebst du noch?“ Dieser konnte vor Müdigkeit und Ohnmacht kaum antworten und sprach: „Wenn uns Gott nicht hilft, so können wir nicht von hinnen kommen. Denn ich habe in meinen Armen keine Stärke

mehr, daß ich mich aus der Ochsenhaut schneiden könnte!“ Da sprach Herzog Ernst: „Verziehe noch eine kleine Weile, bis wir besser zu Kräften kommen!“ So lagen die beiden eine Stunde und fürchteten sich sehr vor dem alten Greifen, daß er wieder kommen würde. Doch fing Herzog Ernst an, sich aus der Ochsenhaut zu schneiden, und als er aufgestanden, schnitt er seinen Freund Wetzel auch heraus. Da alle beide los waren, sahen sie die jungen Greifen an; die waren so groß als Kälber. Aber sie durften ihnen nichts thun; doch stiegen sie bald aus dem Nest und sahen sich um; da wurden sie gewahr, daß sie der Greif über das große Meer geführt hatte; doch wußten sie nicht, an welchem Orte sie waren. Es war ihnen aber auch einerlei; sie dachten nur an ihren Hunger und aßen Wurzeln aus den Steinen; dann fielen sie wieder auf ihre Knie, lobeten und preiseten Gottes Allmacht. Nur wußten sie nicht, wo sie hinunter steigen sollten; denn wenn der alte Greif sie ereilt hätte, wären sie von ihm umgebracht worden. Wie sie nun merkten, daß die alten Greifen hinweggeflogen waren, stiegen sie mit großem Kummer aus dem Nest und von dem hohen Berge hinab, und wie sie hinuntergekommen waren, liefen sie in einen großen Wald und beklagten ihre fünf Diener sehr, die sie in dem Schiffe verlassen hatten.

Nun aber beriethen sich eben in dieser Zeit die Diener in dem Schiff, und zwei von ihnen ließen sich von den drei andern auch in eine Ochsenhaut nähen; und diese wurden von dem vorigen Greifen auch geholt und in sein Nest geführt. Auch diese schnitten sich mit vieler Mühe aus

der Ochsenhaut. Als sie merkten, daß der Greif hinweggeflogen war, stiegen sie mit großer Sorge aus dem Nest, und gingen in den Wald; sie hofften hier ihren Herrn und seinen Freund aufsuchen zu können. Da nun die übrigen drei Diener noch allein im Schiffe waren, wußten sie nicht, was sie thun sollten. Zuletzt sprach einer von ihnen: „meine Meinung wäre, daß ihr euch beide auch in eine Ochsenhaut nähen ließet, und das wollte ich thun, ich hoffe zu Gott dem Allmächtigen; hat er unsere Herren, Herzog Ernst und dem Grafen Wetzel davongeholfen und darnach den andern zwei Dienern, die der Greif hinweggeführt hat, so wird euch Gott auch helfen. Dann will ich allein in dem Schiff bleiben, so lang mir Gott das Leben vergönnt!" Diesem Rath folgten die zwei, zogen ihre Rüstung an, da nähte sie der eine Genosse in zwei Ochsenhäute. Dann mühte er sich lange mit ihnen ab, bis er sie auf das Verdeck brachte; wie sie nun bereits vier Stunden gelegen waren, kam der Greif in schnellem Fluge, nahm sie in seine Klauen und trug sie über das Meer zu seinem Nest.

Als nun der Eine Diener sah, daß er ganz allein in dem Schiffe war, fing er an ganz traurig zu werden, aber mehr um seiner Genossen und seines Herrn als um seiner selbst willen. Nun hatte er nichts mehr zu essen als ein halbes Brod, dieß aß er ohne einen Trunk; wie nun alles verzehrt war und er sich so ganz allein sah, und von keiner Seele mehr Trost empfangen konnte, mußte er in Hunger und Durst elendiglich in dem Schiffe sterben, und allda den großen Tag der Zukunft Jesu

Christi erwarten. Inzwischen waren die zwei Gesellen in großer Furcht und Müdigkeit eine Zeit lang im Neste des Greifen gelegen, bis sie wieder zum Bewußtseyn kamen. Auch sie schnitten sich mit vieler Mühe und Arbeit aus der Ochsenhaut, und kamen aus dem Nest in den Wald, wohin die zwei vorigen gegangen waren, ihren Herrn zu suchen; aber sie konnten ihn nicht finden. Alle vier liefen zerstreut hin und her, wie die Schafe, die ihren Hirten verloren haben, und hatten nichts zu essen, als die Wurzeln aus der Erde. Die zwei letzten Diener gingen und suchten einen Brunnen, denn sie hatten sich gar müde an dem Berge gestiegen. Wie sie nun so durstig in dem Walde umliefen, und über ihren Herrn und ihre Gesellen klagten, so siehet der eine einen Hirsch daherspringen, der am Brunnen trinken wollte. Als der Hirsch zwei Menschen dasitzen sah, ward er scheu, und lief, als wenn man ihn jagte: da merkten die zween, daß Jemand in derselben Gegend wäre, und gingen hinzu. Dort fanden sie die zwei andern Gesellen bei dem Brunnen sitzend, wodurch alle vier nicht wenig erfreut wurden. Alle erquickten sich an dem fließenden Wasser: dann berathschlagten sie, wie sie ihren Herrn im dicken Walde suchen wollten; da stiegen sie durch manche tiefe Kluft, zuletzt schwang sich einer der Genossen auf einen hohen Baum, und sah ihrer zween Leute in dem Walde gehen; er fing an zu pfeifen und zu rufen. Als Herzog Ernst und der Graf das Geschrei und Pfeifen hörten, standen sie stille und wußten nicht, was das für Laute wären. Indem siehet Ernst vier seiner Diener daher

kommen. Deß wurden sie von Herzen froh, und empfingen einander mit lauter Freude. Ein jeder erzählte, wie es ihm ergangen war, dann gingen sie eine Weile in dem Wald: da sahen sie einen tiefen Grund, in dem ein reissendes Wasser floß; hier stiegen sie mit großer Mühe über die Felsen, bis sie zu dem Wasser kamen. Denselben Weg, von wo sie gekommen waren, konnten sie nicht wieder hinauf, denn er war voll großer Steinklippen; es wunderte sie, wie sie ohne zu fallen heruntersteigen konnten. Nun gingen sie längs dem Wasser hinunter, in der Hoffnung irgend einen Weg zu finden; aber es war vergebens, denn je länger sie gingen, je schlimmer begann der Pfad zu werden, und je höher die Berge waren, je breiter wurde das Wasser und verlor sich in eine tiefe Kluft, und brauste so abscheulich, daß es ein Schrecken zu hören war. Doch wußten sie nicht, was sie thun sollten, standen bei einander und rathschlagten.

Da befahl Herzog Ernst seinen Rittern, sie sollen große Bäume abhauen; das thaten sie, und halfen einander getreulich, daß sie die Bäume mit aller Macht zu Hauf trugen, Weiden und andere junge Bäume; dann banden sie ihre Harnische darauf. Nun sprach Herzog Ernst: „Meine lieben Freunde, welcher mit durch diesen Berg fahren will, der befehle sich Gott dem Allmächtigen und bitte ihn um Gnade, daß er uns den Heiland zum Geleitsmann schicken wolle, durch diesen ungeheuren Berg, damit wir glücklich mögen dadurch kommen!“ Die Diener thaten dieses alle, und baten den Allmächtigen um Sicherung ihres Lebens. Dann bestiegen sie den Floß, den

sie verfertigt hatten und stießen ihn in das Wasser, da schoß er hin wie ein Pfeil. Als sie nun in das Loch gekommen waren, wurde es stockfinster, so daß keiner den Andern auf dem Flosse sehen konnte. Da ging der Floß schwankend von einer Seite zur andern, so daß sie meinten, er würde in Stücken gehen. Eine Weile ging er quer, dann wieder der Länge nach; das Wasser brauste so sehr, daß keiner hören konnte, was der andere sprach. Dieß ungestüme Fahren trieben sie wohl einen halben Tag, während welcher Zeit keiner nichts sah; da kamen sie wieder an einen Berg, der leuchtete so hell, daß es schimmerte wie ein Feuer. Als sie ganz nahe waren, schlug Herzog Ernst ein Stück davon; und diesen Stein heißt man auf Latein Unio und zu deutsch Karfunkel. Ihn hat Herzog Ernst seinem Vater mitgebracht, und dieser ließ ihn in seine Krone setzen.

Nachdem nun Herzog Ernst mit dem Grafen Wetzel und seinen Rittern durch den dunkeln Berg gefahren war, kamen sie an einen großen Wald, und als sie vor denselben fuhren, arbeiteten sie sich mit dem Floß an das Land: da sahen sie viel schöner Städte und Schlösser, worüber sie von Herzen froh waren, wiewohl sie der Hunger sehr hart quälte. Nun thaten sie alle ihre Harnische an, gingen mit einander nach einer großen Stadt,

und stellen sich zu einander unter das Thor. Da kamen Völker mit Einem Auge gegangen, das hatten sie über der Nase; diese heißt man zu Latein Cyklopen, und sie wohnen in Indien; sonst heißt man das Volk auch Arimasper. Viele derselben kamen unter das Thor, besahen Herzog Ernst mit seinen Leuten, und verwunderten sich sehr, daß es Leute gebe, die zwei Augen hätten, denn sie meinten, das wären Wilde; sie gingen fort und zeigten dem Herrn der Stadt an, es seyen Leute vor dem Thore mit zwei Augen. Als der Beherrscher das vernahm, wunderte er sich sehr mit allen seinen Bürgern, schickte nach ihnen und ließ sie zu sich rufen. Darum ging der oberste Statthalter hin zu dem Thor und fragte sie, aus welchem Lande sie gekommen wären. Da antwortete ihm Herzog Ernst, sie kämen aus dem Königreiche der Agrippiner. Nun führte sie jener zu dem Herrn der Stadt, und glaubte es seyen Satyrn oder Waldmenschen, das heißt halb Menschen und halb Böcke, und sie seyen etwa durch Verirrung aus dem Walde gekommen. Der Herr empfing sie aufs freundlichste, und sie dankten ihm mit großer Ehrerbietung. Als er sah, daß sie sich ganz höflich erzeigten, gewann er sie sehr lieb; da sprach Herzog Ernst: „Lieber Herr! machet doch, daß eure Diener uns etwas zu essen bringen, damit wir uns des Hungers erwehren mögen, denn wir haben seit sechs Tagen nichts als Wurzeln gegessen. Da befahl der Herr, daß man ihnen zu essen brächte. Dieß geschah auf der Stelle. Herzog Ernst und Graf Wetzel setzten sich mit den vier dienenden Rittern zu Tische, und aßen und tranken sich

recht satt. Nach vollbrachter Mahlzeit führte der Herr der Stadt den Herzog Ernst und seinen Freund in die Kammer und fragte sie, von wannen sie denn wären. Da sprach der Herzog zu ihm: „Ich und meine Gesellen sind aus Deutschland, und mein Vater ist der allgewaltige Kaiser in der Christenheit. Ich wollte eine Wallfahrt vollbringen nach dem heiligen Grabe gen Jerusalem, da habe ich auf dem Meere vor großem Ungewitter viel Gesindes verloren.“ Und nun erzählte er dem Herren der Stadt alle Abentheuer, die ihn und seine Genossen betroffen hatten, und dieser verwunderte sich nicht wenig über seine Rede.

Am Ende erfuhr der König der Arimasper selbst, daß Herzog Ernst in seinem Reiche wäre. Von Stund' an sandte er einen Boten an den Herrn der Stadt, der ihm diese Fremde schicken sollte, wiewohl derselbe sie nur ungern von sich ließ. Wie nun Ernst mit seinen Rittern vor den König kam, wurde er aufs Beste empfangen, und auch der König gewann sie gar lieb, besonders den Herzog Ernst und den Grafen Wetzel. Sie waren eine gute Zeit bei dem Könige gewesen, als dieser einmal um Mitternacht auf die Jagd ritt und seine beiden neuen Freunde mit ihm. Wie sie eine kleine Weile geritten waren, sieht der König mit den Seinen, daß die Sciopoden wieder ins Land gefallen waren, denn sie hatten eine Stadt abgebrannt. Ernst fragte ihn, was das für Feinde wären, da sprach der König: „Es sind unüberwindliche Feinde, Leute, die aus Morgenland kommen; man nennt sie zu Latein Sciopoden, das heißt auf deutsch Einfüßler, denn

sie haben nur einen einzigen Fuß, und überdieß bedecken sie sich damit, wenn die Sonne heiß scheint und hüpfen so geschwind, daß sie Niemand erreichen kann, zumal wenn sie auf das Meer kommen, da springen sie noch viel geschwinder, als auf dem trockenen Lande.“ Aber Herzog Ernst sprach zu dem Könige: „Gnädiger Herr! ich bitte euch ernstlich, daß ihr mir einige streitbare, tapfere Männer gebet, dann will ich es mit Gottes Hülfe wagen und sie zurück oder gar zu tode schlagen.“ Das war dem Herzog Ernst vom Könige zugesagt, und so ritt er mit seinen Gesellen und dem ihm vom Könige zugegebenen Volk an das Meergestade und schickte ihnen einige entgegen, die trieben sie an das Meer. Nun meinten die Einfüßler auf dem Meere entfliehen zu können; aber Herzog Ernst brach mit seinem verborgenen Volk hervor, und schlug fast alle zu todt; nur Einen fing er und diesen führte er zum Könige. Wie sie nun heim kamen, wurden sie mit Jubel empfangen von allen Leuten und besonders von dem Könige, wegen des großen Siegs, den sie gewonnen hatten.

Bald nach diesem Streite kamen andere Völker, Panochen genannt, und forderten auch Zins von dem Könige der Arimasper. Diese Völker haben so große Ohren, daß die Lappen bis auf die Erde hangen. So wurde der König von seinen Feinden aufs Neue betrübt, denn kaum hatte er einen Theil aus dem Lande gebracht, so waren andere da. Der König fragte Herzog Ernst um Rath, wie er es mit ihnen machen sollte, ob er ihnen den gewohnten Zins zuschicken sollte, oder nicht. Der kühne Held sprach:

„Nein! sondern mahnet das Kriegsvolk wieder auf, das ich vorhin gehabt; dann will ich sie wohl mit List abtreiben!“ Da der König solchen Trost von Herzog Ernst hörte, wunderte er sich sehr über seine Kühnheit und befahl dem Volk aufzubrechen. Dieß geschah, und so zog Ernst den Feinden mit Macht entgegen. Als er merkte, daß sie in einem Wald ihre Versammlung hatten, umlegte er den Wald mit seinem Volke und zündete ihn auf der einen Seite an. Als sie nun den Wald auf einer Seite brennen sahen, liefen sie zerstreut und wollten entfliehen; aber Herzog Ernst hatte ihnen den Weg verlegt, und schlug sie fast alle zu todt, ausser zweien, die nahm er gefangen und führte sie mit sich in das Königreich der Arimasper zurück. Hier wurde er nach errungenem Siege vom König und allem Volk aufs feierlichste empfangen.

Aber das Königreich der Arimasper hatte großes Unglück, denn es war von vielen Völkern hart angefochten. Es kamen die Riesen, die in der Gegend der Cananeer wohnten, und forderten ebenfalls Tribut von dem König. Wie nun der Riesenbote vor ihn kam, war der so groß, daß er nahezu das Meß von zwölf Schuhen hatte; das Volk, das ihn sah, entsetzte sich vor seiner Größe. Dieser sprach mit trotzigen Worten zu dem Könige: „König, du sollst wissen, daß du meinem Herrn, dem Riesenkönige, den Zins zu geben schuldig bist; wenn du dieß nicht bald thust, so werden wir dein Land bis auf den Grund verderben!“ Ueber solche freche Reden erschrak der König sehr und wußte dem Boten keine Antwort darauf zu geben; er ließ denselben warten, und schickte unterdessen

nach dem Herzog Ernst, der in dem Lande war, das ihm der König eingeräumt hatte. Als dieser kam, fragte ihn der König um Rath, wie er es mit den Riesen machen sollte, die so starke Leute wären; er wolle ihnen den Zins schicken. Aber Herzog Ernst widerrieth das dem König und sprach zu dem Riesenboten, er solle wieder heimziehen und seinem Könige sagen, wenn ihnen die Haut juckte, so sollten sie kommen, sie werde ihnen gekratzt werden. Diese Rede verdroß den Boten, er ging wieder heim zu seinen Riesen und zeigte ihnen die schnöde Botschaft an. Da wurden sie zornig, machten sich im schnellen Grimm auf und fielen in das Gebiet der Arimasper ein. Als der König dieß gewahr wurde, rief er viel Volks auf, und befahl ihnen Herzog Ernst gehorsam zu seyn. Diese waren willig dazu. Nun zog der Herzog den Riesen entgegen; wie sie nahe an einander kamen, hielten sich die Riesen in einem Wald und beabsichtigten den Feind bei Nacht zu überfallen. Aber Herzog Ernst hielt gute Wache, so daß sie es nicht vollbringen konnten. So lagen sie wohl einen Monat lang einander gegenüber und scharmützelten alle Tage. Der Herzog verlor viel Volks und dachte auf etwas Anderes; er achtete sorgfältig darauf, wann die Riesen sich zum Mittagsmahle anschicken, da wollte er sie in großer Eile überfallen. So brach er heimlich mit seinem Volke auf und fiel in der Mittagsstunde in das Holz, dessen sich die Riesen nicht versehen hatten; ihrer Viele wurden zu todt gestochen; doch blieb auch auf des Herzogs Seite Mancher todt im Walde liegen, den die Riesen mit Bäumen erschlugen. Dennoch arbeitete Herzog Ernst unter

ihnen so, daß sie am Ende weichen mußten. Einige Riesen, die sahen, daß es so übel stand, flohen aus dem Wald in ein weites Feld, aber der Herzog, der dieß gewahr wurde, ritt ihnen eilends mit seinem Volke nach, doch waren sie ihm entronnen bis auf Einen. Derselbe war gar hart verwundet, den nahm Herzog Ernst mit sich, ließ ihm einen Arzt holen und die Wunden verbinden. Als er wieder aufgekommen war, ritt der Herzog mit seinem Kriegsvolk zu dem Könige zurück, und wurde von diesem vor allem Volke seiner Mannheit halber gelobt, denn seines Gleichen war nie Einer in das Land der Cyklopen gekommen. Aber Herzog Ernst wollte nicht daheim bleiben, sondern nahm seine Genossen mit einigem andern Gefolge und zog weiter.

Da er nun mancherlei Leute beieinander hatte, gefiel es ihm wohl; er sprach zu seinem Freunde Wetzel: „Lieber Geselle, rathe nur; ich habe von den Leuten gehört, daß es in Indien ganz kleine Menschen gibt, die in stetem Streite mit den Kranichen liegen. Nun habe ich Lust solche Menschen auch zu sehen. Darum ziehet mit mir, dann will ich noch einige tapfere Männer mit mir nehmen.“ Graf Wetzel war dieß wohl zufrieden. Sie bestiegen darauf ein Schiff mit Speise und aller Nothdurft, und fuhren den nächsten Weg nach Indien. Wie

sie in das Land gekommen waren, nahmen sie den nächsten Weg nach den Pygmäen, oder dem Zwergenvolke. Als diese den Herzog mit seinem Gefolge sahen, erschraken sie vor den großen Leuten, gingen ihnen entgegen, baten sie um Frieden. Da sprach Herzog Ernst: „Wir sind nicht gekommen, den Frieden zu brechen; wir wollen euch vielmehr Frieden machen!“

Darüber wurden die Zwergenvölker froh. Nun fing einer an und sprach zu dem Herzog: „Wisset, gnädiger Herr, daß uns die Vögel großen Schaden thun; denn wir können vor ihnen am Tage gar nichts arbeiten, sondern müssen es bei Nacht thun!“ Da kam ihr König gegangen, fiel dem Herzoge zu Fuß und empfing ihn mit seiner Ritterschaft gar tugendlich, ließ ihm auch ein gutes Nachtlager bereiten. Mit Tagesanbruch ging Herzog Ernst nebst einigen der Zwerge aus, und ließ sie einen Streit mit den Kranichen anfangen. Die Vögel kamen geflogen und stachen mit ihren spitzen Schnäbeln der Kleinen viel zu todt. Herzog Ernst aber ritt mit etlichen Dienern hinzu, schlug und schoß der Vögel viel zusammen, so daß das Feld voller Kraniche lag und die Bewohner ein ganzes Jahr von ihrem Fleisch zu essen hatten.

Als Herzog Ernst wieder bei dem Könige war, nach gewonnenem Siege, ließ dieser ihm viel Golds und allerlei Edelsteine vortragen, und bat ihn sehr, er möchte nehmen was ihm gefiele; aber der Herzog wollte nichts davon, sondern bat den König nur, daß er ihm zwei kleine Männlein gebe. Das that der König mit Freuden, und gab ihm zwei Zwerge zu Knechten. Nun beurlaubte sich Herzog

Ernst von dem Könige und fuhr mit seinem Volke wieder zu den Arimaspern, und hatte die wunderlichen Leute, die er gefangen, die zwei Zwerge und den ungefügen Riesen bei sich. Wenn er sich dann eine Kurzweil machen wollte, ließ er sie miteinander streiten. So hatte er es gut in dem Lande, denn der Cyklopen König hatte ihm fünf große Städte und Schlösser geschenkt.

Einmal, als er das Mittagsmahl genommen hatte, ging er zu seiner Lust ein wenig am Meeresgestade mit seinen Dienern spazieren. Wie er sich nun so in der Gegend umsah, da siehet er ein Schiff ans Land kommen. Neugierig ging er hinzu und fragte die Leute, von wannen sie wären. Der Patron sprach: „Wir kommen aus Indien und sind vom Winde hergetrieben worden!" Herzog Ernst fragte sie weiter, welches Glaubens sie wären. Der Patron antwortete, sie glaubten an den eingebornen Sohn Gottes, den Erlöser, und wollten ihn nicht verläugnen, wenn sie auch darüber sterben müßten. Diese Rede gefiel Herzog Ernst sehr wohl. Er sprach zu dem Schiffsherrn: „Lieber Schiffsmann, sage mir, hat jenes Land auch Krieg mit einem Könige?" — „Ja, es hat, sprach der Patron, eine Zeit lang schweren Krieg mit dem Sultan in Babylonien gehabt; dieser hat sie des christlichen Glaubens halber bekriegt und so angegriffen, daß er über das halbe Land mit Feuer verwüstet hat; aber jetzt seit einem Jahre hat es mit diesem Könige guten Frieden; doch fürchte ich, er werde bald wieder anfangen, denn ehe wir aus unsrem Lande zogen, ging die Sage, er schicke sich wieder an, in unser Königreich einzufallen!"

Da sprach Herzog Ernst zu dem Patron, er sollte ohne sein Wissen nicht hinwegfahren, denn er hoffe, wenn es nach seinem Wunsche gehe, auch mitfahren zu können. Dann lud er den Schiffsherrn mit allen den Seinigen zu sich auf das Schloß ein, und ließ sie dort aufs Beste verpflegen. Als er nun von diesen Mohren Alles erfahren hatte, rief er seinen Freund Wetzel sammt seinem Kämmerer zu sich und sprach zu ihnen: „Lieben Freunde, was rathet ihr dazu? Sollen wir uns aufmachen und zu diesen Mohren nach Indien ziehen, denn der dortige Mohrenkönig hat die Christen sehr lieb? Auch wisset ihr wohl, daß wir uns hier nicht recht regen dürfen, obwohl mir der König etliche Landschaften geschenkt hat; soll ich aber deßwegen unter den Heiden mein Leben enden? Das will ich nicht thun, selbst nicht, wenn ich wüßte, daß es mir übler gehen sollte, als es mir gegangen ist. Darum, liebe Herren, was rathet ihr dazu?“ Sie sprachen, das gefalle ihnen gar wohl, und zeigten sich willig, ihm auf die Reise zu folgen. Jetzt befahl Herzog Ernst seinen Dienern, das Mohrenschiff mit Speise zu versehen; dann nahm er seine wunderbaren Leute, bestieg das Schiff mit Wetzel und seinen andern Rittern samt den Mohren, fuhr ohne Urlaub aus dem Königreiche der Arimasper, und ließ die Städte, die ihm geschenkt waren, dem Könige liegen.

Ein guter Wind trieb ihr Schiff nach Indien. Wie sie dort angekommen waren, gingen die Mohren sofort zu ihrem König und zeigten ihm an, daß ein männlicher Held mit ihnen gefahren, ein christgläubiger Mensch; der König ging gleich hinaus an das Meeresgestade, und

empfing den Herzog Ernst mit großer Achtung; er führte ihn heim und hielt ihn gar herrlich mit seinen Rittern und Dienern. Sie aber blieben eine Zeitlang in gutem Frieden bei dem König. Da kam eines Tags ein Bote von dem König von Babylon, während sie über der Mittagstafel saßen, der sprach zum Könige: „Du König der Mohren wisse, daß ich von meinem Herrn zu Dir geschickt bin, und Dir sagen soll: wenn Du von Deinem Glauben nicht abstehen wirst, so will er Dich mit Deinem ganzen Lande verderben; darnach richte Dich!" Der König hinter dem Tisch erschrak über solche Worte und wußte nicht, was er dem Boten antworten sollte. Aber Herzog Ernst, als ein muthiger Held, sprach zu dem Boten: „Sage deinem König, er soll kommen; wir wollen seiner warten als Kriegsleute!" Und dann sprach er zum Könige: „Gnädiger Herr! was denket ihr, daß ihr ein so betrübtes Herz habt? Wisset ihr nicht, daß ihr ein Herr und König in eurem Lande seyd? Und wenn ihr nur zehn Männer hättet, so solltet ihr euch nicht fürchten! Thut ihr ja doch Solches um des Worts Gottes willen! Er hat durch seinen Sohn gesprochen: Was ihr thut und leidet um meines Namens willen, das soll euch tausendfältig vergolten werden!" Diese Rede gefiel dem König; er sprach zu Herzog Ernst: „Lieber, eure Worte, die haben mir mein Herz erquickt; nun will ich es wagen, und sollte mein Königreich darum zu Scheitern gehen; denn der König von Babylon hat mir früher mein Land mit Raub und Brand verwüstet, auch zur See mir großen Schaden gethan!"

Der Bote kehrte also zu dem Sultan von Babylonien wieder heim, und zeigte ihm an, was er von Herzog Ernst gehört hatte: „Allergnädigster Herr König, sagte er, ich darf euch die Worte nicht vorenthalten, die einer der Herren des Königs von Indien, der neben ihm stand, an mich gerichtet hat. Dieser sprach also: sage deinem König, er soll kommen, wir wollen ihm Kriegsleute genug seyn! und noch mehr schnöder Worte fügte er bei, die ich euch nicht sagen mag, denn ich fürchte meines Königs Zorn." Diese Botschaft verdroß den König sehr. Von Stund an rief er an hunderttausend Heiden zusammen, fiel dem Könige von Indien in sein Land, verwüstete, was er fand, schlug Männer, Weiber und Kinder todt, und vergoß viel unschuldig Blut. Nun zog auch der König von Indien nothgedrungen zu Feld, und ließ sein Gezelt aufschlagen. Am andern Tage hieß er sein Volk in aller Frühe aufseyn und sich zur Feldschlacht anschicken. Er selbst durchritt seine Heerhaufen, tröstete sie und sprach, sie sollten tapfer wider die Heiden streiten; wenn sie dieß nicht thäten, so wären sie auf ewig aus ihrem Lande gestossen. Dazu würde es ihren Weibern und Kindern übel ergehen. Während der König solche Rede hielt, kam Herzog Ernst geritten; den bat der König dringend, das Panier zu tragen, wozu sich Herzog Ernst gerne bequemte, denn er hatte sich mit Graf Wetzel wohl gerüstet; ebenso hatte er auch den großen Riesen stets bei sich.

Als nun beide Heere eine gute Zeit in Schlachtordnung einander gegenüber gestanden hatten, ritt der König

von Babylon auch um seinen Heerhaufen, tröstete sie mit Mahomed, und hieß sie beherzt dreinschlagen, denn sie sähen ja, daß der König von Indien nicht viel Volks hätte; darum sollten sie mit Eifer nach dem Panier trachten. Er wußte aber nicht, daß es ein kühner Held trug. Wie man nun zum ersten und andern Mal geblasen hatte, schickte sich ein Jeder mit seiner Wehr aufs Beste. Als man zum dritten Mal zum Angriffe blies, da hub sich ein Spießkrachen an und ein Geschrei, daß man es auf eine Meile hätte hören können. Die Heiden wagten es, dem Herzog das Panier streitig zu machen, aber das wurde ihnen übel gelohnt: denn Graf Wetzel stand mit seinen Rittern nahe an demselben, und schlug so tapfer unter die Heiden, daß es um ihn her voll von Todten lag. Besonders der Riese, den Herzog Ernst aus Arimaspien mit sich gebracht hatte, der schlug mit seiner Keule so tapfer um sich, daß ihm kein Heide mehr Stand halten wollte. Mitten unter diesem grausamen Schlagen von beiden Seiten ritt der König von Indien hinter seine Schlachtreihen, stieg von seinem Pferd und kniete auf die Erde nieder, hub seine Hände gen Himmel auf, und flehte zu Gott, daß er ihm den Erlöser zu Hülfe senden, und sein glaubig Volk gegen die Heiden beschirmen möge.

Indessen dauerte das Blutvergießen fort; es floß unter den Todten das Blut dahin wie ein Bach, darin mancher Heide und mancher Mohr ertrinken mußte. Der König von Babylon sah das große Gemetzel um Herzog Ernsts Banner; er jagte in Eile auf ihn zu, als wollte er ihn niederreiten, aber Graf Wetzel unterlief ihn, und

versetzte ihm mit seinem guten Schwert einen so harten Schlag, daß der König mit samt dem Rosse zu Boden fiel. Als die andern Heiden das sahen, wollten sie ihrem Könige zu Hülfe kommen, aber der Riese stand mit seiner Keule dabei, und schlug unsäglich viele Heiden nieder, so daß ihrer keiner zu dem Könige kommen konnte. Und so nahm diesen Graf Wetzel gefangen. Da wurden die Heiden verzagt und fingen an die Flucht zu ergreifen. Jetzt bekamen die Mohren erst ein Herz, rannten ihnen mit aller Gewalt nach, und erstachen ihrer viele auf der Flucht, so daß der Heidenhunde wenige davon kamen. Eine ganze Meile Wegs sah man nichts denn Leichname. Als die Mohren sahen, daß sie das Feld behalten, ritten sie zurück nach dem Wahlplatz, und nun suchte jeder seinen Freund, da fand mancher den seinen todt liegen, ein andrer ihn ohnmächtig. Herzog Ernst berief seine Ritter zusammen. Es kamen ihrer nur drei, der vierte blieb aus. Alsbald ließ er unter den Todten suchen so lang, bis sie ihn fanden. Der Leichnam wurde vor Ernst und Wetzel gebracht. Als ihn Herzog Ernst so todt vor sich liegen sah, fing er mit seinem Freund und seinen Dienern bitterlich zu weinen an und sprach: „O du liebster Diener, soll ich dich jetzt so todt vor mir sehen; Gott hatte dich so wunderbar in deinem Leben erhalten, aber weil er dich nicht mehr darin haben will, nun, so nehme er deine Seele in seine Hände!“ Also ließ er ihn nach christlicher Ordnung zur Erde bestatten. Dann ritt er mit traurigem Herzen zu dem König von Indien zu-

rück, und klagte ihm den Tod seines Dieners; diesen jammerte es auch.

Darauf ging Ernst mit seinem Freunde Wetzel zum König von Babylon und sprach: „Du König der Heiden, warum unterstehest du dich die Christenheit also zu schwächen und willst sie von ihrem Glauben abbringen; das doch der einzig richtige Weg ist, der vor Gott gilt?“ Der König von Babylonien sprach darauf zu Herzog Ernst: „Du mannlicher Held! wer magst du doch seyn? Fürwahr, großer Schaden ist von deiner Hand meinem Volke geschehen; und wenn du mit deinem Gesellen, der mich gefangen hat, nicht gewesen wärest, so würde ich den Mohrenkönig wohl überwunden haben. Nun aber bin ich ein gefangener Mann.“

Da fing Herzog Ernst an, und erzählte dem König von Babylon seine ganze Reise, die er vollbracht hatte. Dann ließ er seine wunderlichen Leute vor sich bringen, stellte sie vor den König und sprach: „Diese Menschen habe ich mit meinen Genossen in seltsamen Landen überwunden. Daran, Herr König aus Babylonien, könnet ihr wohl abnehmen, wie es mir ergangen ist.“ Und nun meldete er ihm Alles von seiner Ausfahrt bis auf diesen Tag. Da sprach der König von Babylon: „Lieber Herr, wenn ihr mir nicht aus dieser Gefangenschaft helfet, so muß ich all mein Lebtag hier gefangen bleiben. Und komme ich los, so will ich euch bis nach der Stadt Jerusalem mit meinem Volke begleiten, und ihr sollt für keine Zehrung zu sorgen haben!“

Diese Verheissung gefiel Herzog Ernst gar nicht

übel, er ging sofort zu dem Mohrenkönig und sprach zu ihm: „Gnädiger König, weil ich euren großen Feind gefangen habe, däucht es mir das Beste zu seyn, daß ihr von ihm euch eine Versicherung geben laßt, und gebet ihn gegen selbige ledig!“ Da sprach der König von Indien: „Nein, der König von Babylon wird nicht so bald ledig aus meinen Banden, sondern er muß den christlichen Glauben annehmen!“ Ueber diese Worte erschrak Herzog Ernst und sprach: „Wie wollt ihr einen dazu zwingen? Wisset ihr nicht, daß man Niemand zum Glauben zwingen soll? Wer ihn nicht aus eigenem Willen annehmen mag, den soll man in Ruhe lassen; wie er dann glaubt, so wird ers am Gerichte Gottes empfinden! So wollen wir den König der Heiden darum fragen; ihr wisset wohl, daß beissige Hunde nicht leicht zu bändigen sind!“ Alsbald schickte der König von Indien zu dem von Babylon, und hieß ihn zu sich kommen. Dieser gehorchte auf der Stelle. Wie ihn nun die Mohren, die ihn verwahren mußten, brachten, da fragte ihn der König von Indien: „Ihr König von Babylon, ihr wisset, daß ihr mein Gefangener seyd! Wollt ihr euch nun taufen lassen, und den Christenglauben annehmen, so möget ihr eurer Bande ledig werden. Thut ihr aber dieß nicht, so müßt ihr euer Leben lang mein Gefangener bleiben. Darnach habt ihr euch zu richten.“

Darauf erwiederte der König von Babylonien: „Ich weiß wohl, daß ich euer Gefangener bin, aber euren Glauben nehme ich nicht an. Wenn ich mich sonst loskaufen kann, sey es mit Gold oder Silber, so viel ihr immer

verlangen möget, das will ich gerne thun, dazu euch verheißen, daß ihr nimmermehr von mir sollt bekriegt werden, so lang ich lebe; was ich euch vom Lande genommen habe, will ich euch auch zurückgeben.“ So willige Worte des Heidenkönigs hörte der Mohr nicht ungern, er nahm Herzog Ernst bei Seite, und sprach zu ihm: „Was meinet ihr von solchen Verheißungen?“ Herzog Ernst sagte: „Habt ihr meine vorige Rede nicht behalten? mein Rath wäre, daß ihr ihn losgebet, und euch einen Eid schwören lasset, daß er seine Zusage halten wolle; dann will ich mich mit ihm aufmachen, und den nächsten Weg nach Jerusalem mit ihm ziehen, denn er hat mir sicher Geleit durch sein ganzes Land zugesagt.“ Nun traten sie miteinander wieder zum König von Babylon, und der König von Indien zeigte diesem seine Meinung an. Da schwur er vor Gott und den Menschen für sich und seine Nachkommen, alle seine Zusage zu halten, und das Königreich der Mohren nimmermehr mit Krieg anzufechten.

Das alles gefiel dem König von Indien gar wohl, doch war er sehr betrübt, daß Herzog Ernst von ihm scheiden wollte; er redete ihm auf das allerfreundlichste zu, daß er doch bei ihm bleiben möchte; er wollte ihm sein halbes Königreich geben. Aber der Herzog schlug es ihm ab. Der babylonische König, nachdem er dem Könige von Indien geschworen hatte, nahm nun mit Herzog Ernst

Urlaub von dem Mohrenkönig. Dieser segnete den Herzog und sprach; „Liebster Freund, ich bitte euch aufs ernstlichste, wann ihr ja nicht bleiben wollet, daß ihr doch wenigstens eurer Diener einen bei mir lasset.“ Aber auch diese Bitte schlug ihm Herzog Ernst unter vielem Dank ab, und ritt mit großen Freuden samt dem Sultan von Babylon in sein Land.

Wie sie nun zwei bis drei Tagreisen landeinwärts gekommen waren, wurden viele heidnische Herren die Wiederkunft ihres Königs gewahr, ritten ihm mit viel Volks entgegen, und empfingen ihn herrlich, samt Herzog Ernst und Graf Wetzel; auch verwunderten sie sich über die seltsamen Geschöpfe Gottes, die Herzog Ernst mit sich aus den Ländern genommen. Nun zogen sie weiter unter mancherlei Kurzweil, bis sie in die schöne Stadt Babylon kamen. Daselbst blieb Herzog Ernst drei Wochen, und besah die Stadt mit aller Aufmerksamkeit; dann beauftragte er seinen Freund Wetzel, alles zur Reise vorzubereiten, denn er wollte aufbrechen, und seinen Weg gen Jerusalem nehmen. Und nun ging er zum Sultan, und verabschiedete sich von ihm, was diesem gar leid that; denn wiewohl er kein Christ war, so gefiel ihm doch Herzog Ernsts Tapferkeit wohl und er sprach zu ihm: „weil euer Bleiben nicht länger bei mir seyn soll, so danke ich euch aufs höflichste; denn wenn ihr nicht gewesen wäret, so hätte ich müssen ein gefangener Mann bleiben, so lange mein Leben gewährt hätte. Nun aber bin ich durch eure Bitte los geworden. Dagegen habe ich euch verheißen, euch mit meinen Volke bis zur Stadt Jerusalem zu ge-

leiten.“ Hiermit ließ er ihm viel Gold und Silber bringen und schenkte ihm mancherlei Kleinode. Diese Schenkung nahm Herzog Ernst mit großem Dank an. und bat den König um zweitausend Heiden mit ihren besten Wehren. Als dieß geschehen, nahm Herzog Ernst Urlaub von dem König, und ritt mit seinen Dienern auf Jerusalem zu. Aber der König befahl insonderheit seinen Kriegsleuten, daß sie auf Herzog Ernst Achtung haben sollten. Dieß thaten sie und ritten eine lange Zeit, bis sie nahe bei Jerusalem waren; da sprachen die Heiden zu ihm: „Ihr wißt, liebster Herr, daß wir jetzt von euch scheiden müssen, denn nun seyd ihr in der Christenheit, da dürfen wir nicht hinein, denn sonst schlügen sie uns alle todt. Darum begehren wir jetzt einen freundlichen Abschied von euch!“

Da Herzog Ernst sah, daß sie nicht länger mitziehen durften, dankte er ihnen herzlich für die Ehre, die sie ihm erwiesen hatten. So schieden sie von einander. Dann ritt Herzog Ernst der Stadt zu. Als er nun hart davor war, schickte er seine wunderlichen Leute mit einem Diener vor ihm her, und behielt nur den Riesen mit seiner großen Stange bei sich. Wie der Diener mit den seltsamen Geschöpfen durch die Stadt Jerusalem zog, erschrak das Volk sehr, lief dem Diener zu und besah die wunderlichen Leute. Nun wurde die Straße so voll von Pilgern, daß niemand zu dem Hause kommen konnte, in das der Diener zur Herberge gezogen war. Indem ritt Herzog Ernst mit seinem Freunde herrlich in die Stadt ein, nebst dem Riesen und zwei Dienern. Als er nun in die Straße kam, sah er viel Volks stehen, so daß er nicht wohl

zur Herberge gelangen konnte. Da hieß er den Riesen Platz machen mit seiner Keule, was dieser auch unverzüglich that, indem er durch das Volk mit vieler Mühe drang, bis sie in die Herberge kamen. Da hieß Herzog Ernst das Volk unter die Fenster stehen, damit er und seine Gesellen genug von jedermann gesehen würden. Als nun die Pilger hörten, daß es Herzog Ernst sey, zeigten sie das ihrem Könige an, der solcher Mähre froh war, und ihn mit großer Freude empfing.

Nachdem sich das Getümmel des Volkes ein wenig verlaufen hatte, gingen einige vornehme Pilger, die Herzog Ernst kannten, zu dem König von Jerusalem, und zeigten ihm an, wie dieser Herr mit seltsamen Menschen gekommen wäre, und wie er eine so große Wallfahrt vollbracht habe, wie seine Genossen fast alle auf dem ungestümen Meer umgekommen seyen, bis auf sein eigen Schiff, auf dem er allein mit wenigen Dienern davon gekommen sey. Der König hörte diese Kunde ausnehmend gern, ging alsobald zu ihm in die Stadt, empfing ihn voll Hochachtung und führte ihn mit sich heim in seinen königlichen Pallast. Hier fragte er den Herzog Ernst nach Allem, was ihm wiederfahren sey. Herzog Ernst erzählte ihm seine ganze Geschichte, und der König verwunderte sich über die Maßen.

Nun kam die Zeit, daß sie mit großen Freuden das Mittagsmahl nahmen; darauf gingen sie zum heiligen Grab, darin unser Herr Christus geruht hat. Daselbst fiel Herzog Ernst auf seine Knie, dankte Gott und sprach: „O du barmherziger Gott, du hast mich wunderbar er-

halten und mir deinen lieben Sohn mehr als einmal geschickt, der mich gestärkt und erhalten hat, bis auf diese Stunde. Darum sage ich dir Lob, Ehre und Dank bis in Ewigkeit!“ Nach diesem Gebete zog er mit dem Könige wieder in seinen Pallast, und blieb eine lange Zeit zu Jerusalem.

Wie nun Herzog Ernst ein halbes Jahr zu Jerusalem gewesen war, kamen dahin zween Pilger, die kannten den Herzog Ernst, und als sie die Fahrt vollbracht hatten, und wieder heim kamen, gingen sie zu dem Kaiser Otto und zeigten ihm an, daß sein Sohn Herzog Ernst zu Jerusalem sey, und viele wunderliche Leute aus seltsamen Ländern mit sich gebracht habe. Darüber wunderte sich der Kaiser sehr und gab den Pilgern große Geschenke. Dann ging er zu seinem Gemahl, der Kaiserin, und sprach: „Liebe Frau, ich will euch eine Mähre sagen! Dein Sohn Herzog Ernst ist zu Jerusalem, und ist ganz grau geworden.“ Vor solchen Worten erschrak die Kaiserin vor Freuden und sprach zu dem Kaiser: „Fürwahr, mein gnädiger Herr, die grauen Haare, die er hat, die kommen ihm nicht von kleinem Unglück! denn er hat manchen großen Schaden in seinem Leben leiden müssen!“

Als aber Herzog Ernst ein ganzes Jahr zu Jerusalem gewesen war, sprach er einsmals zu dem König! „Gnädiger Herr, ich begehre einen freundlichen Abschied von

Euch, denn es ist nunmehr Zeit, mein Vaterland zu besuchen.“ Der König erschrak über dieser Rede, denn er meinte, der gute Herzog sollte sein Leben zu Jerusalem endigen. Doch weil das nicht seyn konnte, ließ er ihm zwei große Schiffe mit aller Beigehör zubereiten. Darauf verabschiedete sich Herzog Ernst von dem König zu Jerusalem, und fuhr mit seinem Volk nach Frankreich; auch viele andere fuhren mit ihm. Sie kamen mit gutem Wind an die Küste und von da glücklich in Paris an. Nachdem sie zwei Tage in der Stadt gewesen, wurde einer seiner wunderlichen Männer, den er aus dem Arimasperlande mitgebracht hatte, krank. Es war einer der Sciopoden, und hatte einen so großen Fuß, daß er sich vor den Sonnenstrahlen damit bedecken konnte. Dieser starb zu Paris. Herzog Ernst war darüber sehr bekümmert, und sprach zu Graf Wetzel: „Mich dünkts, lieber Freund, wir wollen wieder auf die See, und nach Rom schiffen, und diese Stadt auch besehen. Dann wollen wir zusehen, wie wir nach Deutschland kommen!“

So fuhren sie nach Rom in kurzer Zeit, und wurden hier mit ihrem Gefolge schön empfangen. Alle Leute verwunderten sich über die seltsamen Menschen, die der Herzog mit sich führte, und die er alle Tage auf den Straßen herumführen ließ, damit sie jedermann genau besehen konnte. Dann ging er zum Pabst und bat ihn, daß er mit etlichen hohen Herrn seinen Vater den Kaiser Otto besuchen möchte, und für ihn bitten, ob der Kaiser ihn doch wieder zu Gnaden annehmen wollte. Aber der Pabst

schlug ihm diese Bitte ab, weil er eben nicht in Einigkeit mit dem König lebte.

Nun war Herzog Ernst wohl acht Tage zu Rom gewesen, und nachdem er alle Merkwürdigkeiten der Stadt genau gesehen hatte, ging er mit dem Grafen Wetzel zu Rath und sprach zu ihm: „O mein allerliebster Freund! wir wollen uns aufmachen und nach unserm Vaterlande ziehen. Denn du weißst ja, daß wir mancherlei Gefahren hin und wieder ausgestanden haben und in großen Aengsten um Leib und Leben gewesen sind. Dennoch sind wir durch Gottes Hülfe daraus gekommen. Jetzt aber will es mich bedünken, daß ich allererst in das größte Elend kommen werde, denn mein Vater wird von seinem grimmigen Zorne wider mich noch nicht gelassen haben, obwohl ich unschuldig daran bin. Darum bitte ich dich, lieber Freund, um einen getreuen Rath, wie ich mich hierin verhalten soll.“ Da sprach Graf Wetzel: „Lieber Herr und Freund, ich sehe wohl, daß es uns jetzt übler gehen dürfte, als es uns bisher auf unsrer ganzen Fahrt gegangen ist. Doch bitte ich euch, ihr wollet mir dießmal folgen. Ihr habt doch von unserm Wirthe gehört, daß der Kaiser Otto einen Reichstag zu Nürnberg mit seinen Fürsten und Herrn halten will. Darum lasset uns aufsitzen, daß wir bald dahin kommen; dann wollen wir unsere Leute heimlich auf einem Wagen hinaufführen lassen, damit der Kaiser unsere Ankunft nicht gewahr wird. Wer weiß, was für ein Mittel uns Gott inzwischen schickt! Ihr sehet ja, daß wir vom Pabst keine Hülfe haben!“

Dieß gefiel Herzog Ernst und er sprach zu ihm:

„Noch den heutigen Tag wollen wir uns hinweg machen!“ Und das thaten sie auch. Nach dem Mittagessen ließ Herzog Ernst zwei große gedeckte Wägen zurichten, und kaufte für jeden Wagen vier Pferde, nahm noch zwei Knechte an, verbot ihnen aber, Jemand zu sagen, was auf den Wägen sey: und nun ritt Herzog Ernst mit seinem Freunde Wetzel aus der Stadt Rom, und sie ließen die Diener hinter sich nachreiten, die so viel Unglück mit ihnen erlitten hatten; die zwei Wägen fuhren hinten nach. Wo sie in eine Herberge kamen, gebot Herzog Ernst dem Wirth, daß er niemand etwas von den wunderlichen Leuten sagen sollte, die er mit sich führte. Aber der Riese lief stets neben ihm her, wo er in eine Stadt kam. Ueber dessen Größe staunten die Leute sehr. Und so ritt Herzog Ernst mit den Seinigen in die Stadt Nürnberg, wo sie kein Mensch kannte; auch hielten sie sich mit ihrem Gefolge ganz heimlich in der Stadt auf.

Später kam auch der Kaiser mit seiner Gemahlin und allen seinen Herren in die Stadt. Nun war es an einem Christtage zu Morgen, daß Jedermann in die Kirche ging. Die Kaiserin war auch hineingefahren mit etlichen Jungfrauen; das wurde Herzog Ernst gewahr, er sprach deßwegen zu seinem Gesellen Grafen Wetzel: „Was räthst du mir? Jetzt ist meine Mutter die Kaiserin in der Kirche; ich dürfte wohl hineingehen und mich ihr zu erkennen geben; dann will ich mich gegen sie anstellen wie ein Bettler, der ein Almosen begehrt.“ Das billigte Wetzel, und nun gingen sie mit einander zu der Kirche. Da ging Herzog Ernst von Stund an durch das Volk zu der Kaiserin seiner Mutter,

und als er vor sie kam, grüßte er sie freundlich und sprach: „Gebet mir doch ein Allmosen, um Christi willen, von wegen eures Sohnes Ernst!“ Da sprach die Kaiserin: „Ach lieber Freund! meinen Sohn hab' ich lange Zeit nicht gesehen. Wollte Gott, daß er noch am Leben wäre, ich würde euch ein gutes Botenbrod geben!“ Schnell sprach Herzog Ernst: „Gnädige Frau, gebt mir das Botenbrod, dann will ich mich wieder von hinnen machen, denn ich bin einmal in Ungnade bei meinem Vater und kann nicht wieder zu Gnaden kommen!“ Die Kaiserin sagte: „So seyd ihr selbst mein Sohn Ernst!“ Herzog Ernst sprach: „Mutter, ich bin euer Sohn; darum helfet mir, daß ich wieder zu Gnaden kommen möge!“ Wie nun die Kaiserin inne ward, daß ihr Sohn wieder in das Land gekommen war, so sprach sie zu ihm: „O du mein geliebter Sohn, da wir nicht Zeit haben, jetzt mit einander zu reden, so will ich dir einen Weg anzeigen, wie du bei deinem Vater Gnade erwerben kannst. Ich rathe dir, daß du Morgen kommest, wann der Bischof von Bamberg das Evangelium gesungen hat, und mit deinem Freunde Grafen Wetzel dem Kaiser zu Fuße fallest, und ihn bittest, dir um Christi willen zu verzeihen; dann will ich heute den Bischoff und andere Herren ersuchen, daß sie sich bei deinem Vater für dich mit einem Fußfall verwenden. So hoffe ich, daß sich des Kaisers Herz erweichen werde.“

Herzog Ernst nahm mit großem Trost im Herzen Abschied von seiner Mutter, ging wieder zu seinem Genossen Wetzel und erzählte ihm alles. Der ward von Herzen erfreut, und nun gingen sie zusammen in die Herberge

und harrten auf den andern Tag. Als aber die Kaiserin aus der Kirche heim gekommen war, schickte sie sogleich nach dem Bischof von Bamberg. Dieser kam und sie führte ihn in ihr Kämmerlein und bat ihn mit weinenden Augen, daß er ihr doch eine Bitte gewähren wollte. Das verhieß er ihr gerne. Da sprach sie zu ihm: „Wisset, lieber Herr, daß mein Sohn Ernst bei mir in der Kirche gewesen ist, und hat sich gegen mich wegen des Kaisers Ungnade beklagt, wie ihr ja selber wisset, daß er unschuldig ist. Darum bitte ich euch, wenn ihr morgen das Evangelium gesungen habt, so wollet hernach ein klein wenig still halten; dann wird mein Sohn kommen, und einen Fußfall vor dem Kaiser thun, und ihn um Gnade bitten: nun seyd treulich gebeten, solches etlichen Fürsten und Herrn anzuzeigen, damit auch sie ihm Gnade erwerben helfen. Diese klägliche Rede der Kaiserin erbarmte den Bischoff sehr, er versprach ihr Alles zu thun und beurlaubte sich. Dann ging er zu vielen Fürsten und Herren, und meldete ihnen der Kaiserin Begehren; die verhießen ihm willig, das Ihrige zu thun.

Herzog Ernst hatte mit großem Verlangen auf den andern Tag gewartet; endlich war der Kaiser mit seinen Herren in die Kirche gegangen. Da machten sich Ernst und Wetzel auf, gingen mit einander in die Kirche, und ließen ihre Diener von ferne nachgehen. Als

sie eingetreten, stand Herzog Ernst bei der Thüre still; Graf Wetzel trat hinter den Altar und wartete der Zeit; denn wenn der Kaiser seinen Sohn nicht begnadigt haben würde und ihn wieder zum Gefängniß verurtheilt, so hätte er ihn erstochen.

Da saß der Kaiser auf seinem Stuhl ganz herrlich und die Kaiserin neben ihm. Der Bischof von Bamberg fing an das Evangelium mit lauter Stimme zu singen. Wie das Amt aus war, verzog er mit der Predigt, denn es war Alles von der Kaiserin verabredet. Nun ging Herzog Ernst mit großem Muth vor den Kaiser, seinen Vater, hatte seinen Mantel um sein Angesicht geschlagen, fiel vor ihm nieder auf seine Knie, neigte sein Haupt dreimal gegen ihn und sprach: „Allergnädigster Herr und Kaiser, ich bitte Eure Majestät, daß ihr einem Sünder verzeihen wollet, der vor langer Zeit sich wider euch vergangen hat, aber Gott weiß doch wohl, daß er in der Hauptsache unschuldig ist!“

Der Kaiser hörte die Bitte an und sprach zu ihm: „Jenachdem die Uebelthat ist, wegen der du dich entschuldigest, so kann ich dir verzeihen!“ Da stund die Kaiserin von ihrem Stuhle auf und sprach: „Gnädiger Herr, vergebet diesem Menschen, weil er euch an einem so hohen Feste so inständig bittet!“ Desgleichen kam der Bischof von Bamberg mit vielen Fürsten und Herren; und auch er bat und sprach: „Liebster Herr und Kaiser! Ihr sollt diesem armen Menschen vergeben, denn ihr wisset wohl, es ist vor Gott kein Sünder so groß, wenn er rechte Reue über seine Sünden hat, so werden sie ihm verzie-

hen!“ Da sprach der Kaiser: „Sie sollen ihm verziehen seyn; doch will ich wissen, wer er ist!“

Nun warf Herzog Ernst den Mantel von seinem Angesicht zurück und der Kaiser erkannte ihn erst, und entfärbte sich in seinem Angesicht vor Zorn. Herzog Ernst sah das, erschrak sehr und winkte seinem Gesellen Wetzel am Altar, daß er Achtung haben sollte, wenn er ihn gefangen führen lassen wollte. Aber der Kaiser, der sah, daß alle Herren so eifrige Bitte für seinen Sohn einlegten, sprach: „Lieber Sohn, wo ist denn dein Freund, Graf Wetzel, hingekommen?“ Da sprach Herzog Ernst: „dort bei dem Altar steht er!“ Damit rief er ihn, und Wetzel kam mit großen Freuden gegangen und der Kaiser gab ihnen den Kuß des Friedens. Darüber war die Kaiserin sehr erfreut. So blieben sie in der Kirche, bis das Evangelium von dem Bischof von Bamberg ausgelegt war. Dann gingen sie mit großen Freuden heim, und jedermänniglich verwunderte sich.

Hierauf wurde das Mittagsmahl unter vieler Ergözzung und allerhand erfreulichen Gesprächen eingenommen. Herzog Ernst fing untern anderm an, und sprach: „Lieber Vater, ich bitte in Unterthänigkeit, daß ihr mir doch sagen wollet, warum ihr mich also aus meinem Lande vertrieben habt, und ich habe euch doch in keiner Sache etwas zum Verdruß gethan!“ Da sprach der Kaiser: „Lieber Sohn, ich will dir nicht verhehlen, warum ich dieses gethan habe. Der Pfalzgraf Heinrich kam einmal zu mir in meinem Saal, und sprach zu mir: wisset, gnädiger Herr, es ist meine Schuldigkeit, euch vor Schaden

zu warnen. Denn euer Sohn Ernst hat sich bei mehreren Herren vernehmen lassen, wenn er allein zu seinem Vater käme, wolle er ihn erstechen, damit er das Reich allein bekäme. Der Pfalzgraf betheuerte, er selbst habe dieses aus deinem Munde gehört; er überredete mich dermaßen, daß kein Mensch den Zorn, den ich über dich hatte, mir hätte ausreden können; darum schickte ich Kriegsleute gegen dich, und wollte dich vertreiben lassen; die schlugest du alle todt; dann, wie ich auf dem Reichstage zu Speier war, kamst du in meine Kammer und stachest den Pfalzgrafen an meiner Seite todt, und wenn ich nicht in die Kapelle entflohen wäre, ich glaube, du hättest mich auch erstochen! Da ward ich noch mehr von Zorn gegen dich bewegt, und vertrieb dich ganz aus dem Lande."

Darauf sprach Herzog Ernst: „So wahr Gott lebt, gnädiger Herr Vater, ich habe nie mit einem Wort wider euch geredet; sondern als ich erfuhr, daß euch der Pfalzgraf so schändlich belogen hatte, da hab' ich ihn getödtet." Der Kaiser verwunderte sich nicht wenig über des Pfalzgrafen Verrätherei. Dann schickte Herzog Ernst, als die Mahlzeit vorüber war, einen seiner Diener in die Herberge und sprach zu ihm: „Bring das wunderliche Volk hierher, das ich mitgebracht habe!" Das that der Diener. Wie er sie aber über die Straße brachte, lief alles Volk ihnen nach und der Riese hatte sich genug zu wehren. Als sie in dem Saale waren, schob man die Riegel vor, sonst wäre das Volk nachgedrungen, so neugierig war es, sie zu schauen.

Dann sagte Herzog Ernst: „Lieber König, diese Leute

hier habe ich dem Könige der Arimasper ganz unterthan gemacht; der Mensch mit dem einem Auge aber ist in jenem Königreiche zu Hause. Nun möget ihr wohl schließen, wie mancherlei Gefahr ich ausgestanden habe. Einer von den Leuten, der nur einen einzigen gar breiten Fuß hatte, ist mir in Paris gestorben. Einen Agrippiner konnte ich nicht mitbringen, deren König habe ich erstochen; diese Leute haben Kopf und Hals wie Kraniche, und ist's ein großes Königreich. Dann schifften wir weiter und kamen an den Magnetberg, da ging unser Schiff zu Stücken und sieben von uns retteten sich auf ein anderes Schiff. Dort nähten wir uns in Ochsenhäute, und der Greif trug uns ans Land in sein Nest. Gott half uns in einem Walde zu einander, da befuhren wir auf einem Floß im tiefen Grund ein Wasser und fuhren durch einen großen Berg und kamen an leuchtendem Gesteine vorüber; von dem hab' ich dieß Stück abgeschlagen." Da zog Herzog Ernst den Karfunkelstein heraus und gab ihn seinem Vater. Dann erzählte er noch weiter alle seine Abentheuer.

Der Kaiser konnte des Staunens gar nicht müde werden. Endlich sprach er zu Herzog Ernst: „Mein lieber Sohn, weil du so vielfältig versucht worden bist, so verheiße ich dir hier vor allen diesen Herren, daß du all dein Land wieder haben sollst, und noch mehr Städte will ich dir dazu schenken!" Das that der Kaiser auch. Alles schied fröhlich von einander. Die Kaiserin lobte Gott in ihrem Herzen; Herzog Ernst mit seinem treuen Freunde, dem Grafen Wetzel, ritt in sein Land, und ließ das Volk das ihn mit Freuden empfing, sich huldigen. So saß

und regierte er dort in guter Ruh. Der Kaiser aber zog gen Speier, auf den Reichstag, blieb lange Zeit daselbst und hielt einen köstlichen Hof, weil sein Sohn in das Land gekommen war. Die Kaiserin aber, Herzog Ernsts Mutter, bestellte Bauleute zu Salza und ließ Gott zu Danke ein herrliches Münster aufrichten, in welchem sie auch nach ihrem Tode begraben worden ist.

Fortunat und seine Söhne.

Auf der Insel Cypern liegt eine Stadt, Famagusta genannt. In dieser war ein edler Bürger, Namens Theodor, ansässig, von alter löblicher Herkunft, dem seine Eltern großes Gut hinterlassen hatten. So war er reich und gewaltig, dazu jung und freien Muthes; dachte nicht viel daran, wie seine Eltern zu Zeiten das Ihrige gespart und gemehrt hatten, denn sein Gemüth war ganz und gar auf zeitliche Ehre und irdische Lust gerichtet. Er führte deßwegen auch ein köstliches Leben, mit Stechen, Turnieren, den Königen zu Hofe reiten, und verthat damit viele Habe. Dieß verdroß seine Freunde, und er wurde ihnen unwerth. Deßwegen dachten sie darauf, ihm ein Weib zu geben, weil sie hofften, ihn dadurch von seiner unordentlichen Lebensweise abziehen zu können. Sie machten ihm diesen Vorschlag, der ihm wohl gefiel, und er verhieß wirklich, ihnen in dieser Hinsicht Folge zu leisten. Die Freunde sahen sich um und stellten allenthalben Nachfrage an; auch fanden sie endlich in Nikosia, der Hauptstadt der Insel, wo die Könige gewöhnlich Hof hielten, einen Edelmann, der eine schöne Tochter hatte, mit Namen Gratiana: diese wurde ihm vermählt, ohne daß weiter darnach gefragt worden wäre, was für ein

Mann Theodor sey; sondern nur auf den Ruf hin, daß er so groß und mächtig wäre, wurde ihm vergönnt, die Jungfrau heim zu führen. Es ward eine köstliche Hochzeit gefeiert, wie es denn gewöhnlich ist, daß reiche Leute ihre Herrlichkeit besonders bei solchen Gelegenheiten beweisen. Als nun das Fest vorüber war, und jedermann sich wieder zur Ruhe begab, da fing Herr Theodor an tugendlich mit seiner Frau zu leben, so daß es den Freunden der Braut gar wohl gefiel, denn sie meinten ein gutes Werk vollbracht zu haben, weil sie den Theodor, der so wild gewesen, mit einem Weibe so zahm gemacht hätten. Leider aber wußten sie nicht, daß, was die Natur einmal gethan hätte, nicht leicht zu wenden sey.

Inzwischen gebar Gratiana, noch ehe das erste Jahr nach ihrer Vermählung um war, dem Herrn Theodor einen Sohn, über dessen Geburt die beiderseitigen Verwandte und Freunde hoch erfreut wurden, und der in der Taufe den Namen Fortunatus erhielt. Theodor war hierüber auch in großen Freuden; doch fing er bald darauf sein altes Wesen mit Stechen und Turnieren aufs Neue an; hielt viel Knechte und köstliche Rosse, ritt dem Könige zu Hof, und ließ Weib und Kind daheim, und fragte nicht, wie es zu Hause gehe. Heute verkaufte er einen Zins, morgen den andern, und das trieb er so lange, bis er nichts mehr zu verkaufen und zu versetzen hatte. So kam er bald in Armuth, hatte seine jungen Tage unnütz verzehrt, und ward am Ende so arm, daß er weder Knechte noch Mägde zu halten vermochte, so daß die gute Frau Gratiana am Ende selber ko-

chen und waschen mußte, wie die ärmste Taglöhnerin. Als sie nun einmal zu Tische saßen und essen wollten, hätten sie sich gerne gütlich gethan und gut gelebt, wenn sie es nur gehabt hätten. Der Vater sah seinen Sohn gar ernstlich an, und seufzte von Herzens Grund. Fortunatus, sein Sohn, sah dieses. Er war nun an achtzehn Jahre alt, dennoch konnte er noch nichts als seinen Namen schreiben und lesen; aber aufs Waidwerk und Federspiel verstand er sich trefflich; denn das war sein Kurzweil. Dieser fing an, und sprach zu seinem Vater: „Lieber Vater, sage mir, was liegt Dir doch auf dem Herzen? Ich habe gar wohl an Dir gemerkt, wenn Du mich ansiehst, daß Du da betrübt wirst; so bitte ich Dich, sage mir, habe ich Dich denn auf irgend eine Weise erzürnt, laß es mich wissen, denn ich bin ja doch Willens, ganz und gar nach Deinem Willen zu leben!“ Der Vater antwortete: „O lieber Sohn, um was ich traure, daran hast du keine Schuld; auch sonst Niemanden kann ich darum beschuldigen; denn die Angst und Noth, in der ich schwebe, die habe ich mir selbst gemacht. Wenn ich daran denke, wie viel Ehre ich genossen, wie viele Güter ich besessen habe, und auf wie unnütze Weise ich dessen los geworden bin, was mir meine Voreltern so treulich erspart haben; was ich von Rechts wegen auch hätte thun und meiner Vorfahren Würde hierin bewahren sollen: wenn ich alsdann dich ansehe und daran denke, wie ich dir weder rathen noch helfen kann: so empfinde ich großes Herzeleid, und habe Tag und Nacht keine Ruhe. Auch schmerzt es mich, daß alle diejenigen mich verlassen

haben, mit denen ich einst mein Gut so mildiglich theilte, und denen ich jetzt ein unwerther Gast bin."

Fortunat antwortete auf diese Klagen: „Liebster Vater, laß von Deinem Trauern und sorge nur gar nicht für mich; ich bin jung, stark und gesund, ich will in fremde Lande gehen und dienen; es ist noch viel Glück in dieser Welt; ich hoffe zu Gott, mir werde auch noch ein gutes Theil davon. Auch hast Du ja einen gnädigen Herrn an unserm König; gib Dich unterthänig in seine Dienste; er verläßt gewiß Dich und meine Mutter nicht, bis an Euer Ende. Wegen meiner aber sey unbekümmert, ich bin erzogen, und sage Euch dafür großen Dank!" Damit stand er auf und ging mit seinem Federspiel, das ihm auf der Faust saß, aus dem Hause, dem Meergestade zu, indem er daran dachte, was er anfangen sollte, damit er seinem Vater nicht mehr vor die Augen käme, und dieser durch seinen Anblick nicht länger beschwert würde. Als er nun so am Meere hin und herging, da sah er im Hafen eine venetianische Galeere liegen, die von Jerusalem gefahren kam. Auf dieser befand sich ein Graf von Flandern, dem zwei Knechte gestorben waren, und weil nun der Graf kein Geschäft mehr beim König hatte, und der Schiffspatron auch fertig war, so blies man eben, daß Alles zu Schiffe gehen sollte, damit man die Anker lichten könnte, und der Graf mit vielen andern Edelleuten kam das Schiff zu besteigen. Fortunat sah dem Allen mit großer Betrübniß zu. „Ach, dachte er, dürfte ich doch ein Knecht des Herrn werden, und mit ihm fahren, so weit weg, daß ich gar nie mehr nach Cypern käme!" Mit diesen Ge-

danken trat er dem Grafen unter den Weg und machte ihm eine tiefe Referenz. Der Graf merkte bei seinem Gruße wohl, daß er nicht eines Bauern Sohn war; Fortunat aber hub an und sprach: „Gnädiger Herr, wenn ich recht gehört habe, so sind euer Gnaden Knechte mit Tod abgegangen, und könnten Dieselben wohl eines Andern bedürfen.“ — „Was kannst du denn?“ fragte der Graf. Er antwortete: „Ich kann jagen, beizen und was zum Waidwerke gehört; dazu wenn es nöthig ist, die Dienste eines reisigen Knappen versehen.“ Der Graf erwiederte hierauf: „du wärest mir eben gefüge: aber ich bin von fernen Landen, und ich fürchte, du ziehest nicht gerne mit mir so weit von dannen!“ „O gnädiger Herr, antwortete Fortunat, und wenn ihr noch so ferne zöget, ich wollte viermal so weit mit euch fahren!“ — „Was muß ich dir zu Lohne geben? sprach darauf der Graf.“ Fortunat sagte: „Ich begehre keinen Lohn, gnädiger Herr! Je nachdem ich diene, so lohnet mir!“ Dem Grafen gefielen die Worte des Jungen wohl, er sagte: „Aber die Galeere will gleich abfahren! Bist du fertig?“ — „Ja Herr! erwiederte jener, warf das Federspiel, das er auf der Hand trug in die Lüfte, ließ es fliegen, und ging ungesegnet, und ohne Urlaub von Vater und Mutter genommen zu haben, mit dem Grafen in die Galeere als sein Knecht. So fuhren sie vom Lande, ohne daß Fortunat viel Geld in der Tasche gehabt hätte, und kamen glücklich nach Venedig.

Als sie nach Venedig kamen, hatte der Graf kein Gelüste, länger da zu verweilen, denn er hatte die Herrlichkeit dieser Stadt schon zuvor gesehen; seine Begierde stand wieder nach seinem Lande und seinen guten Freunden. Denn er war entschlossen, wenn ihm Gott aus dem heiligen Lande wieder heim helfe, eine Gemahlin zu nehmen. Dieß war die Tochter eines Herzogs von Cleve, eine junge und gar schöne Fürstin; auch war Alles verabredet bis auf seine Zurückkunft. Um so sehnlicher begehrte er nach Hause, ließ sich kostbare Pferde kaufen, und rüstete sie sich zu, erstand zu Venedig Kleinodien und herrliche Gewande von Gold und Seide, und was sonst zu einer köstlichen Hochzeit gehört. Wiewohl er nun viel Knechte hatte, so verstand doch keiner die welsche Sprache außer Fortunat; der war denn gar geschickt, zu reden und einzuhandeln, weßwegen der Graf ein großes Wohlgefallen an ihm hatte, und ihn lieb gewann. Das merkte Fortunat und befleißigte sich, je länger je besser seinem Herrn zu dienen. Immer war er Abends der letzte, und Morgens der erste bei ihm; und dieß merkte sein Herr wohl. Als man nun dem Grafen viel Rosse gekauft hatte, worunter auch etliche Schelmen waren, wie man sagt, wie dieß nicht fehlen kann, wo viele Rosse bei einander stehen; da mußte man dem Grafen alle mustern, und theilte er sie unter seine Diener; Fortunat aber erhielt eines der besten. Dieß verdroß die andern Knechte, und sie fingen gleich an, ihn zu hassen; „sehet, sagte einer zu dem andern, hat uns nicht der Teufel mit dem Welschen betrogen?“ Nichts desto weniger mußten sie es ge-

schehen lassen, daß er mit seinem Herren ritt, und keiner durfte ihn bei dem Grafen verlästern oder verunglimpfen.

So kam der Graf von Flandern mit Freuden heim, und wurde von all seinem Volke gar herrlich empfangen: denn sie hatten ihn lieb; es war ein frommer Graf, der seine Unterthanen auch lieb hatte. Als er angekommen war, versammelten sich die Umsassen und seine guten Freunde, und begrüßten ihn aufs Beste. Sie lobten Gott, daß er seine Reise so glücklich vollbracht hätte; sie fingen auch an, sich mit ihm von seiner Vermählung zu unterreden; das gefiel dem Grafen gar wohl; er bat sie deßwegen, die Sache schnell zu Ende zu führen. Dieß geschah auch, und in wenigen Tagen hielt er Hochzeit mit der Tochter des Grafen von Cleve. Diese Festlichkeit wurde sehr herrlich begangen; es ward scharf gerannt, turniert, Ritterspiele aller Art getrieben, Alles unter den Augen der schönen und edeln Frauen. So viel Fürsten und Herrn aber Edelknechte oder sonstige Diener mit auf die Hochzeit gebracht hatten, so war doch keiner unter ihnen, dessen Dienst und ganzes Wesen Frauen und Männern besser gefallen hätte, als Fortunats. Alle fragten den Grafen, von wannen ihm denn der höfliche Diener käme. Er sagte ihnen, wie er zu demselben gekommen wäre auf der Rückfahrt von Jerusalem, und wie derselbe ein so trefflicher Jäger sey; kein Vogel in der Luft und kein Thier im Walde sey vor ihm sicher; auch verstehe er sonst wohl zu dienen, und wisse Jedermann zu behandeln, je nachdem er wäre. Weil ihn nun sein

Hern so sehr liebte, so erhielt Fortunat viel Geschenke von Fürsten und Herren, auch von den edeln Frauen.

Als nun die Herren und Edeln gestochen hatten, wurden der Herzog von Cleve und der Graf sein Tochtermann einig, auch den Dienern der Herrn, die auf der Hochzeit zugegen waren, zwei Kleinode, die bei zweihundert Kronen werth, vorzusetzen; um die sollten sie stechen, und wer es am besten machte, der sollte eines der Kleinode davon tragen. Darüber waren die Diener alle froh, denn jeder gedachte sich am ritterlichsten zu halten. Wie sie nun den ersten Tag stachen, da gewann auf der einen Seite der Diener des Herzogs von Brabant den Preis, auf der andern Seite gewann ihn Fortunat. Dem größern Theile der Diener mißfiel dieses; alle baten den Knecht des Herzogs von Brabant, der Timotheus hieß, und das eine Kleinod gewonnen hatte, daß er den Welschen herausfordern möchte, mit ihm zu stechen, und sein Kleinod an das seine setzen sollte; das wollten sie ihm alle und jeder insonderheit danken. Timotheus konnte die Bitte, die an ihn gerichtet war, um so vieler guten Gesellen willen nicht wohl ausschlagen, und bot Fortunaten den Kampf an. Der bedachte sich nicht lange, obwohl er noch wenig gestochen hatte. Die Herren, vor welche die Mähre kam, vernahmen es auch gerne. So rüsteten sie sich denn beide, kamen auf den Plan und ritten mannlich gegen einander; jeder hätte gern das beste gethan; aber beim vierten Ritt rannte Fortunat den Timotheus eine ganze Lanzenlänge hinter sich vom Gaule und gewann so die zwei Kleinodien, die wohl zweihundert

Kronen werth waren. Jetzt erhub sich erst recht großer Neid und Haß; am allermeisten unter den Dienern des Grafen von Flandern. Dieser aber sah es sehr gerne, daß einer seiner Diener die Kleinodien gewonnen hatte mit den zweihundert Kronen an Werth. Von dem Unwillen jedoch, den seine Knechte gegen Fortunat gefaßt hatten, wußte er nichts, und es wagte auch kein Diener, ihm davon zu sagen.

Nun war ein alter listiger Reiter unter ihnen, der sich Rupert nannte, der sprach: „hätte er zehn Kronen baar, so getraute er sich, den Welschen dahin zu bringen, daß er, ohne Urlaub von seinem Herrn und sonst Jemand zu nehmen, eilends von hinnen ritte; dieß wolle er so zu Stande bringen, daß Keiner unter ihnen dadurch beargwohnt werden könne.“ Alle sagten zu ihm: „O lieber Rupert, wenn du das kannst, warum feierst du denn? — „Ohne Geld, erwiederte er, kann ich nichts zu Wege bringen; gebe jeder eine halbe Krone: und wenn ich ihn nicht vom Hofe wegbringe, so will ich jedem eine ganze Krone dafür geben.“ Alle zeigten sich willig; wer das Geld nicht baar hatte, dem liehen die Andern; so brachten sie fünfzehn Kronen zusammen, die gaben sie dem Rupert; und dieser sprach: „Nun rede mir Niemand in meine Sache, und thue Jedermann in allen Dingen, wie zuvor!“ Hierauf gesellte sich Rupert zu Fortunaten, und that freundlich gegen ihn; er erzählte ihm von den alten Geschichten, die sich in dem Lande ereignet hatten; das hörte Fortunat gar gerne. Da sandte Rupert auf der Stelle nach Wein und köstlichen Speisen aus, denn

er wußte wohl, was zu solchem Leben gehört; auch lobte er den Jüngling sehr, pries seine Schönheit und edle Geburt: dem Fortunat behagte solches ganz gut; doch wollte er zuweilen auch etwas auftischen; aber Rupert ließ es nie zu; er versicherte ihm, daß er ihm lieber sey als ein Bruder; was er ihm thue, das würde er keinem Andern thun; und solcher guten Worte gab er ihm viel.

Dieß lustige Leben trieben sie so lange, bis es die übrigen Diener verdroß, und sie endlich sprachen: „Meint Rupert den Fortunat mit solchem Leben wegzubringen? Fürwahr, wenn er noch jenseits des Meeres wäre zu Cypern, und wüßte solches Leben hier: er dächte darauf, so bald als möglich herzukommen! Rupert hat nicht vollbracht, was er uns verheissen hat; er muß uns dreißig Kronen geben, und sollte er nicht weiter auf Erden besitzen!“ Rupert erfuhr das, spottete seiner Gesellen, und sprach: „Ich versichere euch, ich weiß sonst keinen guten Muth zu haben, als mit eurem Geld!“ Als sie aber das Geld ganz verbraucht hatten, an einem Abende ganz spät, als der Graf mit seiner Gemahlin sich zur Ruhe begeben, und Niemand mehr auf den Dienst warten durfte, kam Rupert zu Fortunat auf sein Zimmer, und sprach: „Ach, lieber Freund, mir ist von meines Herrn Kanzler, der mein insonders guter Freund ist, ingeheim etwas gesagt worden; wiewohl er mir aufs ernstlichste verboten hat, so lieb mir seine Freundschaft sey, es wieder zu sagen, so mag ich es doch dir, meinem guten Gönner, nicht verbergen: denn es ist ein Handel, der dich besonders betrifft. Du weißest doch, daß der Herr unser Graf

von der Eifersucht geplagt ist; und daß dich unsere Gräfin nicht haßt, das ist auch ausgemacht. Hat sie doch eine besondere Freude an deinem hellem Gesang und hat dir manchmal deßwegen freundlich zugenickt. So hat nun der Graf geschworen, und der Kanzler hat es gehört, er wolle dir einen eisernen Vogelbauer machen lassen, da sollst du drin gefangen sitzen, wie ein Canarienvogel oder eine Nachtigall, und sollst nichts als Zuckerbrod zu essen kriegen; auch wird er es schon zu machen wissen, daß deine Stimme hübsch fein bleibt; und da will er dich aufhängen lassen, zu oberst auf dem Boden des Schlosses; und sollst da singen dürfen Tag und Nacht, und sollst im Uebrigen es herrlich haben! Und das soll morgen in aller Frühe geschehen. Denn der Käfig ist fertig; heute Mittag hat der Kanzler, mein Freund, ihn gesehen!"

Als Fortunat diese Worte hörte, zitterte er am ganzen Leibe, und fragte ihn, ohne sich lang zu besinnen, „ob er nirgends einen Ausgang aus der Stadt wüßte; wüßte er einen, so wollte er ihn bitten, ihm den zu weisen. „Von Stund an will ich hinweg," sagte er, „und meines Herrn Vorhaben nicht abwarten, und gäbe er mir all' sein Gut und könnte er mich zum König von England machen, und ich sollte dabei ein Vogel seyn, im Käfig gefangen, so will ich ihm keinen Tag mehr dienen! Darum, lieber Rupert, hilf und rathe mir, daß ich hinweg komme!"— „Lieber Fortunat," sprach Rupert, „wisse, daß die Stadt an allen Orten beschlossen ist, und niemand weder aus noch ein kommen kann, bis morgens frühe, wenn man zur Mette läutet; da schließt man zuerst das Thörlein, das

die Kühepforte heißt, auf. Aber bedenke, Fortunat, wenn es so um dein Schicksal steht, so hast du es am Ende doch gut, du wirst besser gehalten, als alles Gesinde im ganzen Haus. Der Vogelbauer ist so hoch und lang, daß du bequem darin stehen, sitzen und liegen kannst, es ist dir auch, der Kanzler hat mir's anvertraut, ein feines Bett von Eiderdunen drin zugerichtet, und ein schönes Gewand bekommst du auch, aus lauter gelben und blauen Vogelfedern niedlich zusammengeleimt!" — „Eher wollte ich betteln gehen," sprach Fortunat, „und eine Nacht nicht liegen da, wo ich die andere gelegen!" — Rupert sagte: „Mir ist leid, daß ich dir diese Dinge geoffenbart habe; denn ich sehe wohl, daß du von hinnen willst! hatte ich doch all mein Hoffen auf dich gesetzt, daß wir wie Brüder mit einander leben wollten! Ja, der Kanzler hatte mir schon heimlich versprochen, daß dir niemand anders dein Essen und Trinken in dein Vogelhaus sollte bringen dürfen, denn ich. Wenn du aber durchaus von hinnen willst, so darf ich dich nicht halten!" — „Freilich will ich," sprach Fortunat ganz ängstlich; „und versprich mir nur, Rupert, daß du meine Abreise nicht offenbaren willst, bis ich drei Tage hinweggeritten bin!"

Rupert verhieß ihm dieß und nahm einen ganz kläglichen Abschied von ihm, küßte und segnete ihn, und wünschte ihm das ganze himmlische Heer zum Schutz. Judas war ein frommer Mann gegen diesen Rupert. Inzwischen war es Mitternacht geworden, wo gewöhnlich jedermann schläft. Nur unserm Fortunat kam kein Schlaf in den Sinn; jede Stunde däuchte ihm von Tageslänge;

immer besorgte er, der Graf möchte nach ihm schicken, und ihn noch vor Tagesanbruch in den Vogelbauer stecken. Mit Angst und Noth wartete er, bis der Himmel sich röthete. Ehe die Sonne aufging, war er gestiefelt und gespornt, nahm sein Federspiel und seinen Hund, als ob er auf die Jagd gehen wollte, und ritt so eilends hinweg; wäre ihm ein Auge entfallen, er hätte sich nicht die Zeit genommen, es aufzuheben.

Als Fortunat bei zehn Meilen Weges geritten war, kaufte er ein anderes Pferd, setzte sich darauf, und ritt eilends weiter. Jedoch sandte er dem Grafen sein Roß, seinen Hund und sein Federspiel alles wieder heim, damit dieser keine Ursache hätte, nach ihm zu senden. Als der Graf erfuhr, daß Fortunat ohne Urlaub fortgegangen war, während er selbst ihm doch weder einigen Unwillen bewiesen, noch ihm seinen Sold ausbezahlt hatte, befremdete dies ihn sehr; er fragte alle seine Diener, und jeden insbesondere, ob keiner wüßte, was doch die Ursache seines Entweichens sey. Aber Alle sagten, sie wüßten es nicht, und schwuren, daß sie ihm kein Leid gethan hätten. Der Graf selbst ging zu seiner Gemahlin in die Frauengemächer, und fragte sie und alle andere Hoffrauen, ob ihm Jemand irgend einen Verdruß gemacht. Die Gräfin und andere sagten: „Sie wüßten, daß ihm nie ein Leid geschehen wäre, weder mit Worten noch mit Werken; nie sey er fröhlicher gewesen, als wenn er am Abend von

ihnen gegangen: er habe ihnen von seinem Lande erzählt, wie da die Frauen bekleidet gingen, und von andern Sitten und Gewohnheiten. „Das alles,“ erzählten sie „sagte er in so bösem deutsch, daß wir das Lachen nicht verhalten konnten; und da er uns lachen sah, fing er auch an zu lachen, und so ist er mit lachendem Munde von uns geschieden.“ Darauf sprach der Graf: „Kann ichs jetzt nicht inne werden, warum Fortunat so heimlich entflohen ist, so erfahre ich es doch später; und fürwahr, wird mir kund, daß einer der Meinen Schuld an seiner Entfernung ist; der soll es mir entgelten. Ich weiß, daß er bei fünfhundert Kronen gut stehen hatte, so lang er hier gewesen; und hätte ich geglaubt, er würde sein Leben lang nicht von mir weg begehren. Ich merke aber wohl, daß er den Muth nicht gehabt hat, wieder zu kommen, wenn er seine Kleinode und, was er sonst Gut's hat, mit sich genommen.

Da nun Rupert merkte, daß es seinem Herrn so leid um Fortunat sey, befiel ihn eine Furcht und er besorgte, einer seiner Gesellen möchte verrathen, wie er denselben hinweggeschafft hätte: er ging daher zu jedem besonders und bat sie alle, daß sie doch nirgends melden sollten, wie er der eigentliche Urheber seiner Entweichung sey; sie gelobten ihm auch, das getreulich zu thun. Doch hätten sie gerne gewußt, mit was für List er ihn dazu gebracht habe, daß er so eilig und ohne Urlaub — als hätte er ein Verbrechen begangen — davongeflohen sey. Da war einer unter ihnen, der vor allen Andern gut mit Rupert stand, dieser lag ihm mit Fragen an, und hätte gerne erfahren, wie er ihn hinweggebracht hätte. Wie nun dieser

mit Fragen nicht ablassen wollte, sagte ihm Rupert, Fortunat habe ihm das Schicksal seines Vaters anvertraut, wie dieser in Armuth gekommen sey, und an dem Hofe des Königs von Cypern diente: „dann,“ sprach Rupert, „hab' ich ihm gesagt, daß ein reitender Bote zum König von England eile, ihm zu sagen, wie der König von Cypern todt sey, denn sie wären Geschlechtsfreunde; der habe mir gesagt, daß der König, so lang er noch bei Leben und gesundem Leib gewesen, seinen Vater Theodor zum Grafen gemacht, und ihm die Herrschaft eines andern ohne Leibeserben verstorbenen Grafen geschenkt habe. Als ich das sagte, schenkte mir jener Fortunat nicht viel Glauben, nur sprach er: ich wollte wohl, daß es meinem Vater wohl erginge; und damit ist er weggeritten.“ Als die andern Diener diese Worte vernahmen, sprach einer zu dem andern: „Wie ist doch Fortunat so unweise gewesen, wenn ihm wirklich ein solches Glück zugefallen, daß er es unserm Herrn nicht gesagt hat! Der hätte ihn wohl ehrlich ausgerüstet und unser drei oder vier mit ihm gesandt; so wäre er mit großen Ehren von hinnen gekommen, und hätte sein Leben lang einen gnädigen Herrn gehabt!“

Wir lassen nun den Grafen mit seinen Dienern, der nicht ahnte, mit welchen Lügen Rupert umgegangen war, und vernehmen, wie es Fortunat weiter ergangen ist.

Als er ein anderes Roß kaufte und seinem Herrn das alte wieder sandte, hatte er noch immerdar Sorge, man möchte ihm nachreiten, er sputete sich daher, so gut er konnte, bis er nach Calais kam. Hier fand er ein Schiff, mit dem er nach England fuhr, denn er fürchtete den Verlust seiner Freiheit so sehr, daß er nicht sicher zu seyn glaubte, als jenseits des Meeres, und erst, als er auf englischem Boden war, fing er an, wieder guten Muthes zu werden. So kam er gen London, in die Hauptstadt Englands, wo Kaufleute aus allen Gegenden der Welt angesessen sind, und ihr Gewerbe treiben. Da war denn auch eine Galeere aus Cypern angekommen mit köstlichem Kaufmannsgut und viel Handelsleuten; darunter waren zwei Jungen, die reiche Väter in Cypern hatten, und denen viel treffliche Waaren anbefohlen waren. Dieselben waren früher nie ausser Lands gewesen, und wußten nicht viel, wie man sich in fremden Landen zu verhalten hätte, ausser so viel sie von ihren Vätern gehört. Als nun die Galeere die Güter ausgeladen und dem Könige der Zoll entrichtet war, damit jeder kaufen und verkaufen könnte, fingen die zwei Jungen an, ihr Gut zu verkaufen und lösten viel baar Geld, was ihnen große Freude machte, denn sie waren nicht gewohnt, mit baarem Geld umzugehen. Zu denen kam Fortunat, und sie empfingen einander gegenseitig als Landsleute gar herzlich in dem fremden Lande und wurden gute Freunde. Leider aber fanden sie auch gleich eine Rotte unnützer Buben, zu welchen sie sich gesellten und welche die Leute in schlechte Gesellschaft zu locken und mit Wohlleben und Spielen zu

körnen wußten, und wenn einer etwas Schönes überkam, so wollte der andere noch Schöneres haben, es koste, was es wolle. Das trieben sie bis zu einem halben Jahr, da kam es allmälig so weit, daß sie nicht mehr viel baar Geld hatten. Doch war einer desselben mehr entblöst worden, als der andere.

Fortunat, der hatte am wenigsten, und ward auch am ersten fertig; ebenso geschah es den Andern; was sie in London gelöst hatten, war alles bald verthan; als sie nichts mehr hatten, war auch die Liebe ihrer englischen Freunde aus, ja sie spotteten ihrer und sprachen: „Fahret hin und holet mehr!“ Die andern Kaufleute von Cypern waren auch mit Kaufen und Verkaufen fertig, und der Patron schickte sich an, wieder abzufahren. So gingen auch die zwei jungen Kaufleute in ihre Herberge, und fanden wohl, daß sie viel Geldes gelöst hätten, aber nicht viel darum gekauft, wie ihr Vater doch vorgeschrieben. Vielmehr war Alles, wie man sagt, um nassen Zucker gegeben; und wär' es auch noch mehr gewesen, es wäre alles davongegangen. Doch setzten sie sich auf die Galeere und fuhren ohne Kaufmannsgut wieder heim. Wie sie aber von ihren Vätern empfangen worden, dafür lassen wir sie sorgen.

Als Fortunat wieder allein war, ohne Geld, dachte er bei sich selber: „Hätte ich nur zwei, drei Kronen, so wollte ich wohl in Frankreich einen Herrn finden. So ging er zu einem seiner alten englischen Kompane und bat, daß er ihm zwei oder drei Kronen leihen möchte, er wolle nach Flandern gehen zu einem Vetter, der vier-

hundert Kronen für ihn aufbewahre, die wolle er holen. Der Geselle aber sprach: „Weißest du Geld zu holen, das magst du immerhin thun, nur mir ohne Schaden!“ Fortunat merkte wohl, daß er hier kein Geld zu erwarten hätte. Da dachte er: „ich muß wohl dienen, so lange, bis ich zwei oder drei Kronen überkomme. So ging er des Morgens auf den Platz, den man die Lombarder-Straße nennt, wo alles Volk sich versammelt, und fragte da: „Ob jemand einen Knecht bedürfte?“ Da war ein steinreicher Kaufmann von Venedig, der sich einen köstlichen Hof von Knechten hielt, denn er brauchte sie alle in seinem Gewerbe und Handel, der dingte unsern Fortunat und verhieß ihm je für einen Monat zwei Kronen, und führte ihn mit sich heim. Hier fing er früh über Tisch zu dienen an. Der Herr des Hauses, Geronimo Roberto, sah ihm wohl an, daß er schon mehr bei ehrsamen Leuten gewesen war, er verwandte ihn daher dazu, das Gut auf die Schiffe zu führen, und ebenso es, wenn die Schiffe ankamen, zu entladen; denn die großen Schiffe konnten bis auf eine Entfernung von zwanzig Meilen nicht zu der Stadt kommen. Was nun sein neuer Herr Fortunaten befahl, das richtete er wohl aus.

Nun gab es damals einen Florentiner, eines reichen Mannes Sohn, mit Namen Andreas, dem sein Vater großes Gut gegeben und ihn damit nach Brügge in Flan-

dern gesandt hatte. Der junge Mann verschleuderte dieses in kurzer Zeit, und begnügte sich nicht damit, sondern nahm Wechsel auf seinen Vater auf, indem er demselben schrieb, er wolle ihm großes Gut senden. Der gute Vater glaubte das, und bezahlte also für den Sohn so lange, bis er nichts mehr hatte, indem er fest auf die Kaufmannsgüter wartete, die ihm sein Sohn schicken sollte. Als nun der Bube gar nichts mehr hatte, sein Credit bei den Kaufleuten verloren war, und ihm niemand mehr borgen wollte, da gedachte er nach Florenz heimzugehen, ob er nicht etwa eine alte reiche Wittwe fände, die ihn aus der Noth reißen und ehlichen wollte. Auf dem Heimwege kommt er in eine Stadt in Welschland, Turin genannt; hier lag ein reicher Edelmann gefangen, der aus England und gerade aus London war, das hörte Andreas von seinem Wirth. „Mein Lieber," sprach er zu diesem, „könnte ich nicht zu dem gefangenen Mann kommen?" — „Ich kann euch wohl zu ihm führen, sagte der Wirth, er liegt aber gar hart eingeschmiedet, daß es euch erbarmen wird!" Als Andreas zu dem Gefangenen kam, redete er ihn auf Englisch an. Deß ward dieser froh, und fragte jenen: „ob er nicht zu London den Geronimo Roberto kenne?" „Ja, den kenne ich gar wohl," sprach Andreas, „er ist mein guter Freund." — „Lieber Andreas," erwiederte der Gefangene, „thut mir den Gefallen, ziehet hin gen London zu Roberto, und sagt ihm, er soll helfen und rathen, daß ich ledig werde; er kennt mich und weiß wohl, was ich vermag, ich will ihm das Geld, das er für mich aufwenden wird, dreifaltig wieder geben.

Darum, lieber Andreas, befleißige dich, und sey mir hülfreich in meiner Lage; ich will dir für deine Mühe fünfzehn Kronen geben, die Reise bezahlen, und noch überdieß dir ein gutes Amt schaffen; sag' auch meinen Freunden, daß du hier bei mir gewesen seyest, und daß sie Bürge für mich bei Geronimo werden sollen.

Andreas versprach dem Gefangenen, getreulich in seiner Sache zu arbeiten, zog nach London, und brachte seinen Auftrag vor Roberto. Dem Kaufmann hätte die Sache ganz wohl gefallen, wenn er nur gewiß gewußt hätte, daß er drei Kronen für Eine erhalten werde. Aber den Andreas kannte er als einen bösen Buben. Nichts desto weniger sagte er zu ihm: „Gehe hin zu seinen Freunden und an des Königs Hof; findest du Mittel und Wege, mir Bürgschaft zu verschaffen, so will ich das Geld darleihen." Andreas fragte nach des Gefangenen Freunden und sagte ihnen, wie es um ihn stehe, wie er so hart in Banden liege. Ihnen aber machte das wenig Kummer; sie wiesen ihn an den König oder dessen Räthe: diesen sollte er es vorhalten, denn der Engländer sey in seines Königs Dienste versendet gewesen. Als Andreas an den Hof kam und mit seiner Sache nicht gleich vorkommen konnte, hörte er sagen, daß der König von England seine Schwester an den Herzog von Burgund verheyrathet habe, und diesem noch schuldig sey, die Brautkleinodien zu senden; selbige habe er auch mit Mühe zusammen gebracht, denn es seyen gar köstliche Kleinode, der König habe sie einem frommen Edelmann aufzube-

wahren und zu überbringen gegeben, der zu London mit Weib und Kind ansässig sey.

Dieses ließ sich Andreas nicht zweimal sagen; er eilte hin zu dem Edelmann, den er am Hofe antraf, und sagte, wie er vernommen hätte, daß der König dem Herzog von Burgund durch ihn köstliche Kleinode senden wollte; er bäte ihn daher gar freundlich, daß er ihn, wo es möglich wäre, die Kostbarkeiten sehen ließe, denn er sey ein Goldschmied, der mit solchen Kleinodien umgehe, und habe schon zu Florenz gehört, daß der König solchen Köstlichkeiten nachfrage. Deßwegen sey er aus so großer Ferne hergekommen, in der Hoffnung, der König werde ihm auch einige Stücke abkaufen.“ Der fromme Edelmann erwiederte: „Wartet nur, lieber Herr, bis ich gerichtet bin, dann kommet mit mir, ich will sie euch sehen lassen. Und als er fertig war, zu gehen, führte er den Andreas mit sich heim. Es war eben Mittag, daher sagte der Edelmann: „Laßt uns zuvor speisen; so wird meine Frau nicht unwillig!“ So aßen sie zusammen; der Edelmann tischte dem Florentiner tapfer auf, und sie saßen lange mit einander über der Tafel. Als sie satt gegessen hatten, und fröhlich gewesen waren, führte ihn der Edelmann in seine Schlafkammer und schloß einen schönen Kasten auf, daraus zog er eine Lade mit den Kleinodien hervor, und hieß ihn dieselbe zu Genüge sich beschauen. Es waren fünf Kleinode, fünfzigtausend Kronen an Werth; je länger man sie besah, desto besser gefielen sie einem. Andreas lobte sie nicht wenig, und sprach: „Ich habe wohl auch einige Stücke; wären sie so gefaßt, sie sollten etliche von diesen

hier beschämen!“ — Der Edelmann hörte dieß gar gerne. Hat der Welsche, dachte er, so köstliche Kleinode, so muß unser Herr König noch mehr kaufen! So gingen beide wieder gen Hof. Andreas aber sprach: „Morgen zu Mittag, edler Herr, sollet ihr mit mir essen, im Hause des Geronimo Roberto; dann will ich euch meine Kleinode sehen lassen.“ Das gefiel dem Edelmann wohl.

Nun ging Andreas zu Geronimo Roberto und sprach zu diesem: „Ich habe meinen Mann gefunden an des Königs Hof, der wird mir helfen, daß wir den Gefangenen ledig machen, und wird euch für gute und gewisse Bürgschaft sorgen, auf des Königs Zölle. Geronimo Roberto war damit zufrieden. Da sprach Andreas weiter: „Bereitet morgen nur eine stattliche Mahlzeit, so bringe ich ihn, daß er mit uns ißt!“ Das geschah, und zur Mittagszeit brachte Andreas den Mann; ehe sie jedoch zu Tische saßen, flüsterte Andreas dem Roberto ins Ohr, man sollte nicht viel von dem gefangenen Manne reden, denn die Sache müßte geheim bleiben. So aßen sie und waren fröhlich, saßen lang über Tische, und als die Mahlzeit vorüber war, ging Geronimo wieder auf seine Schreibstube. Jetzt sagte Andreas zu dem Edelmann: „Kommt mit mir hinauf in meine Kammer, so will ich euch meine Kleinode auch sehen lassen.“ So gingen sie mit einander in eine Kammer, die war gerade über dem Saal, in dem sie gegessen hatten; und als sie in die Kammer eingetreten, stellte sich Andreas an, als wollte er eine große Truche aufschließen, zückte ein Messer, und stach nach dem Edelmann mit solcher Macht, daß dieser zu

Boden fiel, dann schnitt er ihm die Gurgel ab, zog ihm den goldnen Siegelring, den er am Daumen hatte, vom Finger, nahm die Schlüssel aus seinem Gürtel, ging eilends in des Edelmanns Haus und zu seiner Frau, und sprach zu ihr: „Edle Frau, euer Gemahl sendet mich zu euch, daß ihr ihm die Kleinodien schicket, die er mich gestern sehen ließ; zum Wahrzeichen sendet er euch hierbei Ring und Siegel, und die Schlüssel zu dem Kästchen, darin die Kleinode liegen.“ Die Frau glaubte seinen Worten und schloß das Kämmerlein auf, in welchem das Kästchen sich sonst befand. Sie fanden jedoch die Kleinode nicht. Der Schlüssel waren drei, aber an diesem Bunde fanden sie auch keinen, der für das Kästchen bestimmt war. Die Frau gab dem Welschen Alles wieder und sagte: „Gehet hin, Herr, und saget meinem Mann, wir können Schlüssel und Kasten nicht finden, er solle selbst kommen, und sehen, wo beide seyen.“

Während Andreas in des Edelmanns Haus gegangen war, floß das Blut durch die Dielen in den Saal, und von da hinunter in Roberto's Schreibstube. Das sah der Herr, ruft auf der Stelle seinen Knechten, und spricht: „Von wannen kommt das Blut?“ Diese liefen und sahen nach, und fanden endlich den frommen Edelmann zu oberst in der Kammer todt liegen. Da erschraken sie sehr, und wußten vor großem Schrecken nicht, was sie anfangen sollten. Wie sie nun so da standen, kommt der Schalk Andreas daher. Was hast du gethan, schrieen sie auf ihn zu, daß du diesen Mann ermordet hast?“ Er sprach kaltblütig: „Der Bösewicht wollte mich ermorden,

denn er glaubte Kostbarkeiten bei mir zu finden; so ist es mir lieber, daß ich ihn ermordet habe, als er mich! Darum, schweigt still und macht kein Geschrei, so will ich den Mann in den Hausbrunnen werfen, und wenn Jemand nach ihm fragt, so saget: „Als die Herren gegessen hatten, gingen sie hinweg; seither haben wir keinen gesehen.“ Damit warf er den Leichnam in den Brunnen, und eilte Tag und Nacht, daß er aus dem Lande kam; an keinem Orte durfte er bleiben, denn immer meinte er, es wären Boten nach ihm geschickt, und die Strafe seines Mordes werde ihn ereilen. So kam er nach Venedig, verdingte sich dort als Ruderknecht auf eine Galeere, und fuhr nach Alexandrien. Kaum dort angekommen, verläugnete er den christlichen Glauben; dafür wurde der Schalk gut gehalten, und ward auch sicher vor der Missethat, die er gethan; ja, hätte er hundert Christen ermordet, so wäre er sicher gewesen.

Der Tag, an dem der Mord geschehen, ging zu Ende, als Fortunat von der Stätte, wo er seines Herrn Gut in ein Schiff geladen hatte, nach London zurück kam. Als er auch hier das ihm anbefohlene Geschäft wohl verrichtet hatte, und in seines Herren Haus kam, da wurde er nicht so schön begrüßt und empfangen, als die andernmale, die er ausgewesen war. Auch dünkte ihm, Herr, Gesellen, Knechte und Mägde, seyen nicht so

fröhlich, wie er sie verlassen hatte. Es bekümmerte ihn dieses nicht wenig, und er fragte die Kellnerin des Hauses, was sich denn während seiner Abwesenheit begeben hätte, daß sie Alle so traurig wären? Die gute alte Haushälterin, die auch dem Herrn sehr lieb war, sagte zu ihm: „Fortunat, laß dichs nicht bekümmern; denn unserm Herrn ist ein Brief aus Florenz gekommen, daß ihm ein so gar guter Freund dort gestorben sey; darüber ist er sehr betrübt; doch ist derselbe ihm nicht so nahe verwandt, daß er sich deßwegen schwarz tragen dürfte; es wäre ihm aber lieber ein Bruder gestorben, als jener werthe Freund.“ Dabei ließ es Fortunat bewenden, fragte nicht weiter, und half seinem Herrn auch traurig seyn.

Aber der fromme Edelmann kam des Nachts nicht in sein Haus zurück, und ließ auch seiner Frau nichts sagen; denn er war todt, und lag im Brunnen. Die Frau nahm Wunder, daß er nicht kam; doch schwieg sie stille. Als er aber am andern Morgen noch immer nicht kam, schickte sie Anverwandte an des Königs Hof, ihrem Manne nachzufragen, ob etwa der König ihn in seinem Dienste ausgesandt hätte, oder er sonst irgendwo wäre. Sobald man nun am Hofe hörte, daß nach ihm gefragt werde, da wunderten sich die Räthe des Königs erst, daß der Mann nicht nach Hofe gekommen war. So kam die Kunde vor den König, und dieser sagte: „Gehet doch alsbald in sein Haus und sehet, ob er die Kleinodie nicht hinweggebracht habe!“ Denn dem Herrn kam ein Argwohn, er möchte sich mit den Kostbarkeiten entfernt haben, wiewohl er ihn für einen Biedermann hielt; den-

noch dachte er, das große Gut und die Versuchung könnten ihn zu einem Bösewicht gemacht haben. So kam es, daß je einer den andern fragte, ob er nicht wüßte, wo der Edelmann hingekommen wäre; Niemand aber wußte etwas von ihm zu sagen. Der König sendet gar eilends in das Haus seiner Frau, daß man fragte und nachsähe, wo die Kleinode wären. Wiewohl ihm der Edelmann lieb war, so ließ er doch den Kleinodien viel eifriger nachfragen, als dem frommen Mann; woraus man wohl erkennen kann, daß, wenn es an Hab' und Gut geht, bei vielen Menschen alle Liebe aus ist. Als man die Frau fragte, wo ihr Mann wäre und die Kostbarkeiten, sprach sie: „Es ist heute der dritte Tag, daß ich ihn nicht gesehen habe.“ — „Was sagte er aber, fragten die Leute, als er zuletzt von euch ging?“ Sie sprach: „Er wollte mit den Florentinern essen, und schickte mir Einen mit seinem Siegel und den Schlüsseln, ich sollte ihm die Kleinode senden, er wäre in Geronimo Roberto's Hause, dort habe man auch viele Kostbarkeiten, die wollten sie gegen einander schätzen. So führte ich denn jenen in meine Kammer, und that ihm den Behälter auf, zu dem er auch den Schlüssel hatte, aber die Kleinode fanden wir nicht; und so ging der Mann ohne dieselben hinweg, was er sehr ungerne that. Auch ließ er mich recht ernstlich darnach suchen, wir konnten sie aber nicht finden. Die Männer sprachen, „ob der Edelmann denn nicht seinen besondern Verschluß dafür hätte.“ „Nein, sagte sie, er hatte keinen andern; was er Gutes hatte, Brief und Siegel, das legte er Alles in diesen Kasten, und da stan-

den auch die Kleinodien; sie waren aber nicht mehr da. Wären sie da gewesen; ich hätte sie ihm gewiß durch den Fremden gesandt!“

Als die Boten dieß hörten, ließen sie alle Kisten, Behälter und Truhen aufbrechen; fanden aber die Kostbarkeiten nirgends. Die Frau erschrak sehr, daß man in ihrem eigenen Hause solche Gewaltthätigkeiten sich erlaubte; des Königes Boten erschraken ebenfalls, als sie nichts fanden; der König, dem dieß gemeldet wurde, ward traurig, mehr um die schönen Kleinode, als um das Geld, das sie gekostet: denn solche Dinge findet man nicht leicht zu kaufen, man mag so viel Geld haben, als man will. Weder der König noch seine Räthe wußten, was in der Sache zu thun wäre. Nur so viel beschloß man, den Roberto und all sein Gesinde zu verhaften, damit sie Rechenschaft ablegten wegen des Edelmanns. Es geschah dieß am fünften Tage, nachdem der Mann ermordet worden war. Die Knechte des Richters warteten die Zeit ab, wo bei Roberto Alles am Mahle saß; dann fielen sie ins Haus und fanden alle bei einander, zween Herren, zween Schreiber, einen Koch, einen Stallknecht, zwo Mägde — und Fortunat; so daß ihrer neun Personen waren; die führte man ins Gefängniß, jeden besonders, und fragte auch jeden insbesondere, wo die zwei Männer hingekommen wären. Alle sagten einstimmig aus, nachdem sie gegessen hätten, seyen sie hinweggegangen, und nachher hätten sie sie nicht mehr gesehen, noch von ihnen gehört. Doch begnügten sich die Richter damit nicht: sie nahmen dem Herrn und den andern Allen ihre Schlüssel,

gingen in das Haus und durchsuchten alle Ställe, Keller und Gewölbe, wo Roberto seine Kaufmannsgüter aufbewahrt hatte; kurz aller Orten, ob der Edelmann nicht irgendwo begraben läge; aber sie fanden nichts. Eben wollten sie hinweggehen, als Einem, der eine große brennende Kerze oder ein Windlicht in der Hand hatte, womit er alle Winkel durchsuchte, der Brunnen hinter dem Hause ins Auge fiel. Dieser eilte ins Haus zurück, zieht aus einer Bettstatt eine Hand voll dürres Stroh, geht hinaus, zündets an seinem Lichte an, und wirft es in den tiefen Schöpfbrunnen. Schnell blickt er nach, und sieht den Fuß eines Mannes aus der Tiefe emporragen. Mit lauter Stimme rief der Knecht: „Mord und wieder Mord, hier im Brunnen liegt der Mann.“ Sofort ward der Brunnen gebrochen und der Mann, dem die Kehle durchstochen, und der schon halb verwest war, herausgezogen, auf die offene Strasse vor Roberto's Haus gebracht und dort niedergelegt. Als die Engländer den großen Mord inne wurden, entstand Entrüstung gegen die Florentiner und alle Lombarden, so daß sie sich verbergen und einsperren mußten, denn hätte man sie auf offener Straße gefunden, so wären sie von dem Volke alle erschlagen worden. Die Geschichte kam schnell vor den König und den Oberrichter. Da ward befohlen, daß man Herrn und Knechte martern solle, damit man den rechten Hergang der Sache erführe; besonders aber solle den Kleinodien nachgefragt werden.

So kam denn der Henker, nahm zuerst den Herrn, legte ihm Daumenschrauben an und peinigte ihn, daß

er bekennen sollte, wer den Edelmann ermordet hätte und wo die Kostbarkeiten des Königs wären. Wohl konnte der gute Geronimo an dem großen Ungestüm und der furchtbaren Marter merken, daß der Mord kundbar geworden war, wiewohl derselbe in seinem Hause ohne sein Wissen verübt worden, und ihm selbst am meisten leid that. Doch konnte er es nicht ändern und erzählte seinen Peinigern, wie Alles gegangen war; wie Andreas ihn gebeten, ein gut Mahl zuzubereiten; er wollte einen Edelmann mitbringen, der ihm einen andern englischen Edeln der Bande zu erledigen helfen wolle, der zu Turin gefangen liege. „Dieß that ich," sprach Roberto, „in allem Guten, meinem gnädigen Herrn, dem König, und dem ganzen Lande zu lieb, und dachte nichts anders. Als die Mahlzeit vollbracht und schon von mir vergessen war, und ich in meiner Schreibstube saß, schrieb und unter dem Schreiben aufblickte, da sah ich, wie durch die Decke meiner Kammer ein Schweiß herabfloß. Ich erschrak und sandte meine Knechte, daß sie sehen sollten, was es wäre. Die sagten mir, wie die Sachen stehen. Ich konnte mir nicht denken, wie es zugegangen war: indem kam der Schalk Andreas gelaufen, und ich setzte ihm hart wegen des Mordes zu. Er aber sagte, der Mann habe ihn ermorden wollen, nahm den Leichnam und warf ihn in den Brunnen, dann ging er weg; wo er hingekommen, weiß ich nicht." Wie Roberto sagte, so sagten die Andern alle, so arg man sie peinigte; nur Fortunat, der auch gemartert wurde, bekannte nichts,

denn er war nicht zu Hause gewesen, als der Mord sich ereignete.

Da man auf diese Weise nichts erfuhr und die Kleinode nicht zum Vorschein kamen, wurde der König sehr zornig und befahl, daß man sie alle miteinander an einen neuen Galgen hängen und mit Ketten wohl anschmieden solle, damit sie Niemand herabnehme und sie nicht zu bald herabfallen, sondern jedermänniglich zur Warnung hängen bleiben sollten. So wurden sie nach einander gehenkt, bis nur noch der Koch und Fortunat übrig waren. „Ach, dachte dieser, wäre ich bei meinem frommen Herrn und Grafen geblieben und hätte mich lieber zum Sangvogel machen lassen, so wär' ich doch jetzt nicht in diese Angst und Noth gekommen!“ Als man aber den Koch, der ein Engländer war, henken wollte, schrie dieser mit lauter Stimme, daß es Jedermann hören konnte, Fortunat wisse nichts von all diesen Dingen. Der Richter glaubte selbst an seine Unschuld, doch wollte er ihn mithängen lassen, gleichsam aus Mitleid, weil er doch als Welscher zu todt geschlagen werden würde. Doch handelte man mit dem Richter, weil Fortunat kein Florentiner, und überdieß unschuldig sey. Endlich sprach dieser zu dem Jüngling: „Nun mach dich auf der Stelle aus dem Lande, denn die Weiber auf der Straße würden dich zu Tode schlagen!“ Damit gab er ihm zwei Knechte bei, die ihn bis an die Themse führten. Fortunat schiffte sich ein, so schnell er konnte, fuhr den Strom hinab und war froh, als er auf der offenen See war und das englische

Land hinter sich hatte, wo man so schnell mit dem Henken bei der Hand ist.

Nachdem Geronimo Roberto mit seinem Gesinde gehenkt war, gab der König sein Haus der Plünderung preis, doch hatten des Königes Räthe vorher das Beste wegbringen lassen. Die Florentiner und alle Lombarden aber, als sie dieß hörten, trugen Sorge um Leib und Gut, und sandten dem Könige eine große Summe Geldes, damit er ihnen frei Geleite gäbe, weil sie ja doch keine Schuld an dem Morde hätten. Der König gewährte ihnen dieses von Rechtswegen. Aber wo seine Kleinodien hingekommen, wußte er noch immer nicht; daher ließ er öffentlich ausrufen, wer Nachricht darüber zu ertheilen vermöchte, dem sollte man tausend Nobel geben; auch wurde an vieler Könige, Fürsten und Herren Höfe geschrieben, auch an mächtige und reiche Städte: wenn Jemand käme, der dergleichen Kostbarkeiten feil böte, so sollte man Beschlag darauf legen. Dennoch konnte man nichts davon erfahren, so gern Jedermann das Geld gewonnen hätte.

Dieß stand so lange an, bis des Edelmanns Frau dreißig Tage um ihren Eheherrn getrauert hatte; dann legte sie das Leid von Tag zu Tag mehr bei Seite und lud ihre Gespielen und Nachbarinnen zu Gaste. Unter diesen fand sich eine, die auch erst kürzlich zur Wittwe geworden war; diese sprach: „Wenn ihr mir folgen

wollet, so will ich euch lehren, wie ihr den übermäßigen Kummer um euern todten Eheherrn bald los werden könnet. Schlaget nur euer Bett in einer andern Kammer auf; oder, wenn ihr das nicht möget, so rücket wenigstens die Bettstatt an einen andern Ort, und wenn ihr euch zu Bette leget, so denkt fein hübsch an die Lebendigen, und sprechet: die Todten zu den Todten, und die Lebenden zu den Lebenden! Also that ich auch, als mir mein Ehgemahl gestorben war.“ Die Frau aber erwiederte: „O liebe Gespiele! mein Mann ist mir so recht lieb gewesen, ich kann seiner sobald nicht vergessen!“ Doch hatte sie sich die Worte der Freundin gemerkt, und als sie wieder allein war, dachte sie: „das kann ja dem Andenken an den Seligen nichts schaden!“ und fing gleich an, ihre Schlafkammer aufzuräumen, ihres Mannes Kisten und Geräthe aus dem Zimmer zu tragen, die ihrigen an deren Stelle zu setzen, endlich auch die Bettstatt zu verrücken. Als aber dieses geschah, siehe da stand die Lade mit den Kleinodien unter dem Bette an einem der Bettstollen. Gleich erkannte die Frau das Lädchen, griff mit Hast darnach und nahm es zu sich. Im übrigen ließ sie die Kammer scheuern und ausrüsten, dann berief sie ihre nächsten Verwandten, erzählte ihnen Alles, und begehrte ihren Rath, wie sie es mit den Kleinodien halten sollte. Als ihr ältester Verwandter sich von dem Staunen über den herrlichen Fund erholt hatte, sprach er zu ihr: „Wenn ihr meines Rathes begehrt, so sage ich euch, daß mir das Beste scheint, auf der Stelle mit den Kleinodien vor den König zu gehen, ihm die ganze Wahrheit zu sagen

und ihm dieselben zu überantworten. Ueberlasset seinem Edelmuth, ob er euch etwas davon schenken will. Denn wolltet ihr so große Kostbarkeiten verheimlichen, oder in fremdes Land verkaufen, so wäre das übel gethan und könnte doch nicht verborgen bleiben; denn dieselben sind nach des Königes Ausschreiben in allen Landen bekannt. Würde man es inne, so kämen alle, die damit umgegangen sind, und zuerst ihr selber, um Leib und Gut, und der König erhielte doch wieder sein Eigenthum.

Dieser Rath gefiel der ehrlichen Frau ganz wohl, sie legte ihre schönsten Kleider an, doch waren es Trauergewande, wie sie es ihrem Manne schuldig war; ihr Verwandter begleitete sie, und so kam sie mit diesem in des Königs Palast und begehrte vorgelassen zu werden. Der König vergönnte ihr dieses, und so trat sie in den Audienzsaal; und als sie vor den König kam, kniete sie nieder, bewies ihm alle Ehrfurcht, und sprach: „Gnädigster König und Herr! Ich komme vor Eure Majestät, um Euch kund zu thun, daß ich die Kleinodie, die Ihr meinem seligen Ehemann der Frau Herzogin von Burgund zu überantworten anbefohlen habt, dieses Tages in meiner Schlafkammer hinter einem Bettstollen gefunden habe, als ich meine Lagerstatt verändern wollte. Darum habe ich mich beeilt, dieselben Euch, als dem rechtmäßigen Herrn, zu Handen zu geben.“ Damit reichte sie ihm die Lade, die sie in den Armen trug, dar. Der König nahm das Kistchen, öffnete es und fand zu seiner großen Freude die fünf köstlichen Kleinode darin unversehrt. Er betrachtete sie mit vielem Wohlgefallen, auch freute ihn,

daß die Edelfrau so ehrlich war, und er fand es billig, sie zu begaben, weil ihr armer Mann um dieser Kleinode willen sein Leben hatte lassen müssen. Er rief daher einen jungen Edelmann seines Hofes, der recht hübsch und wohlgestaltet war und sprach: „Ach Sohn, ich will eine Bitte an dein Herz legen, die sollst du mir nicht versagen.“ Der Jüngling sprach: „Herr ihr sollt nicht bitten, sondern gebieten, und ich muß allen euren Geboten gehorsam seyn.“

Sofort ließ der König einen Priester kommen, und sogleich in seiner Gegenwart gab er der Wittwe den Jüngling zum Gemahl, und begabte sie reichlich. Beide lebten auch wirklich in Frieden und Freuden mit einander; die Frau ging zu ihrer Gespiele, und dankte ihr herzlich für den Rath, den sie ihr gegeben, und auf den sie ihre Bettstätte verändert hatte. „Denn,“ sprach sie, „wäre ich eurem Rathe nicht gefolgt, so hätte unser Herr König seine Kleinode nicht, und ich nicht einen hübschen, jungen Mann. Darum ist es gut, wenn man weiser Leute Rath befolgt.“

Nun höret, wie es Fortunaten weiter ergangen ist, als er des Galgens erledigt war. Er hatte gar kein Geld mehr, als er in französischen Landen in der Picardie anlangte. Gern hätte er gedient, aber er wußte nicht, wie an einen Herrn kommen. So ging er weiter, nach der

Bretagne. Dort kam er in einen wilden Wald, in welchem er den ganzen Tag fortwandelte; und als es Nacht wurde, kam er zu einer alten Glashütte, in welcher man vor vielen Jahren Glas gemacht hatte. Da wurde er froh; er meinte hier Leute zu finden; aber da war keine Seele. Die Nacht über blieb er jedoch in der armen Hütte unter großem Hunger und sehr bekümmert, denn die wilden Thiere durchstreiften den Wald. Ihn verlangte sehr nach dem Tag; da, hoffte er, sollte Gott ihm aus dem Walde helfen, daß er nicht Hungers stürbe. Am andern Morgen nahm er seinen Weg quer durch den Wald; aber je mehr er ging, je weniger konnte er aus dem Holze kommen, und so verstrich auch der Tag zu seinem großen Herzeleid. Als es Nacht zu werden anfing, wurde er ganz kraftlos, denn er hatte in zweien Tagen nichts gegessen. Von ungefähr kam er an einen Brunnen, aus dem er mit großer Begierde trank. Dieß gab ihm wieder Kraft, er setzte sich bei dem Brunnen nieder, und ließ den hellen Mond auf sich nieder scheinen. Auf einmal vernimmt er ein Prasseln im Walde, und hört einen Bären brummen. „Das lange Sitzen," dachte er, „ist aus; das Fliehen frommt auch nichts mehr, denn die wilden Thiere überholen die Menschen bald." So bestieg er einen großen vielastigen Baum zunächst an dem Brunnen; von dem herab sah er zu, wie mancherlei Geschlechte wilder Thiere kamen zu trinken, einander stießen und bissen, und wilden Lärm unter einander verführten. Unter diesen war auch ein halberwachsener Bär, der bekam Fortunats Spur auf dem Baume, und fing an, an diesem hinaufzuklet-

tern. Fortunat, in großer Furcht, stieg je länger je höher auf den Baum hinauf; der Bär ihm immer nach. Auf dem letzten Ast blieb Fortunat reiten, zog seinen Degen und stach dem Bären verzweifelt zu widerholtenmalen in den Kopf. Der Bär wurde zornig, ließ seine Vordertatzen vom Baume los, und schlug nach Fortunat so hitzig, daß ihm auch die Hinterbeine entwischten, und er mit großem Gerassel hinter sich vom Baume herabfiel, daß es durch den Wald erschallte, und die andern Thiere, so schnell sie konnten, davonflohen. Fortunat aber saß noch immer auf dem Baume, und wagte sich nicht herab; endlich aber, da es ihn so gar schläferte, und er unversehens von dem Baume herabzustürzen und zu todt zu fallen fürchtete, stieg er mit großer Angst leise herunter, durchstach den Bären, der noch immer halbtodt unter dem Baume lag, legte seinen Mund auf die Wunde und sog etwas von von dem warmen Bärenblut in sich, wodurch er wieder zu Kräften kam. Doch bedurfte er so sehr des Schlafes, daß er sich ohne Bedenken neben dem todten Bären hinlegte, und bis gegen Morgen einen guten Schlaf that.

Als Fortunat erwachte, staunte er nicht wenig: denn er sah ein gar schönes Weibsbild vor sich stehen. Er fing an, Gott recht inniglich zu loben. „O wie danke ich dir, allmächtiger Gott,“ sprach er, „daß ich vor meinem Tode doch noch einen Menschen zu sehen bekomme! Liebe Jungfrau, ich bitte euch, wollet mir helfen und rathen, daß ich aus diesem Walde komme, denn heute ist der dritte Tag, daß ich durch denselben gehe, ohne alle Speise!“ Darauf erzählte er, was ihm wiederfahren war. „Von

wannen bist du denn?" hub die Jungfrau an zu sprechen. „Ich bin aus Cypern!" sagte Fortunat. „Was gehest du denn hier in der Irre um?" fragte sie weiter. „Mich zwingt Armuth dazu," antwortete er; „ich gehe um und suche, ob mir Gott so viel Glücks verleihen wolle, daß ich meine tägliche Nothdurft habe!" — Da sprach die Jungfrau: „Fortunat erschrick nicht! Ich bin Fortuna, die Herrin des Glückes; und unter Einfluß des Himmels, der Sterne und der Planeten sind mir sechs Tugenden verliehen, die ich forthin wieder verleihen kann, eine oder mehr, oder alle mit einander; diese sind: Weisheit, Reichthum, Stärke, Gesundheit, Schönheit und langes Leben. Wähle dir eins unter den sechsen und bedenke dich nicht lange, denn die Stunde, wo das Glück dir geben kann, ist nächstens abgelaufen!"

Fortunat bedachte sich nicht lange, er sprach: „Nun, wenn es seyn muß, so begehre ich Reichthum, damit ich immerdar Geldes genug habe. Von Stund an zog sie einen Sekel heraus, gab ihn dem Jüngling und sprach: „Nimm diesen Seckel; so oft du darein greifest, in welchem Lande du immer seyn magst, und was für Geld in demselben landläufig seyn mag, so findest du darin zehn Goldstücke nach des Landes Währung. Dieser Beutel soll solche Tugend haben für dich und deine Kinder, und für jeden andern, der ihn besitzt, so lange du und deine Kinder leben; aber wenn ihr gestorben seyd, hat seine Tugend und Eigenschaft ein Ende. Darum laß dir ihn lieb seyn, und trage Sorge dafür!" Obgleich Fortunat in seinem Hunger nach nichts anderem verlangte, als nach Speise,

so gab ihm doch der Seckel und die Hoffnung, die sich daran knüpfte, einige Kraft und er sprach: „O tugendreichste Jungfrau, da ihr mich mit einer so trefflichen Gabe erfreut habt, so ist es doch billig, daß ich auch um euretwillen etwas thue, und die Wohlthat nicht vergesse, die ihr mir erwiesen habt!“ Die Jungfrau sprach gar gütig zu Fortunat: „Weil du so willig bist, mir meine Gutthat zu vergelten, so befehle ich dir Folgendes, das du auf den heutigen Tag, so lange du lebest, um meinetwillen leisten sollst: Du sollst diesen Tag jährlich feiern, mit nichts an demselben dich verunreinigen, und wo in der Welt du dich befinden magst, darnach forschen, wo etwa ein armer Mann eine erwachsene Tochter habe, der er gern einen Mann gäbe, und dies doch vor Armuth nicht vermöchte. Diese sollst du samt Vater und Mutter schmuck bekleiden, und mit vierhundert Goldstücken erfreuen; zum Gedächtniß dessen, daß du heute von mir erfreut worden bist, erfreue du alle Jahre eine arme Jungfrau!“ — „Ja,“ sagte Fortunat voll Freuden, „edle Jungfrau, ich will diese Dinge unvergeßlich in meinem Herzen bewahren und redlich halten, denn ich habe sie demselben zu ewigem Gedächtniß eingedrückt!“ Bei alledem war es Fortunat sehr angelegen, aus dem Walde zu kommen, und er sprach weiter: „Schöne Jungfrau, rathet und helfet mir nun auch, wie ich aus diesem Walde komme!“ — „Diese Irrfahrt war dein Glück,“ erwiederte das Glück; „folge nur mir nach!“ Mit diesen Worten führte ihn Fortuna mitten durch den Wald auf einen angetriebenen Weg und sprach weiter: „Geh nur hier gerade fort und kehre dich nicht um, sieh

mir auch nicht nach, wohin ich gehe. Wenn du dieses thust, so wirst du bald aus dem Walde kommen.“

Fortunat befolgte den Rath der Jungfrau, eilte auf dem Wege hin, kam an des Waldes Ende, und sah da ein großes Haus vor sich stehen, das eine Herberge war, wo die Leute, die durch den Wald reiseten, gewöhnlich Mittag zu halten pflegten. Als er in die Nähe des Hauses gekommen war, zog er den Geldseckel aus dem Busen und griff darein, ihn zu probieren. Alsbald zog er zehn blanke Goldkronen hervor. Darüber ward er gar froh, ging mit großen Freuden in das Wirthshaus und sagte zu dem Wirthe: „Gieb mir zu essen, Freund, denn mich hungert sehr; ich will dir alles gut bezahlen!“ Diese Sprache gefiel dem Wirthe sehr wohl, und er trug ihm das Beste auf, das im Hause zu finden war.

Da ergötzte sich Fortunat, sättigte seinen Hunger und blieb zwei Tage lang in der Herberge. Dann kaufte er dem Wirth einen Reiterharnisch ab, damit er desto eher zu einem Herrn käme, bezahlte den Wirth nach Wunsche, und machte sich weiter auf den Weg. Zwo Meilen von der Straße befand sich ein kleines Städtchen mit einem Schlosse, auf dem ein Waldgraf wohnte, dessen Amt war, den Forst zu beschirmen, und der diesen Auftrag von dem Herzog in Bretagne erhalten hatte. In dieser Stadt ging Fortunat zu dem besten Wirth, und fragte ihn, ob es

nicht hübsche Rosse zu kaufen gäbe. Der Wirth sprach: „Ja, erst gestern ist ein fremder Kaufmann hier angekommen, wohl mit fünfzehn hübschen Pferden; er will auf die Hochzeit, die der Herzog mit der Tochter des Königs von Arragonien halten will; der hat unter diesen fünfzehn drei Rosse, für die ihm unser Herr Graf dreihundert Kronen geben wollte; er aber verlangt dreihundert und zwanzig; so stößt es sich nur um zwanzig Kronen.“ Fortunat verließ den Wirth, ging in aller Stille in seine Kammer, zog da aus seinem Seckel auf sechzig Griffe sechshundert Kronen, und steckte sie in seinen alten Beutel. Dann ging er getrost zu dem Wirth und sagte: „Wo ist der Mann mit den Rossen? Hat er deren wirklich so hübsche, so möchte ich sie gerne besehen!“ — „Ich fürchte, er läßt sie euch nicht sehen,“ sprach der Wirth, „denn kaum hat unser Herr der Graf ihn dahin vermocht, sie ihm zu zeigen.“ Fortunat aber sagte: „Nun, wenn mir die Rosse gefallen, ich kann sie eher kaufen, als der Graf!“ Dem Wirth kam es spöttisch vor, daß er so großsprecherisch redete, und doch nicht Kleider darnach anhatte, auch zu Fuße ging. Doch führte er ihn zu dem Roßtauscher, und redete diesem so lange zu, bis er ihn die Rosse sehen ließ. Fortunat musterte sie, und alle gefielen ihm wohl. Doch wählte er nur die drei, die der Graf gerne gehabt hätte, zog seinen Beutel und zählte die dreihundert und zwanzig Kronen, um die es sich handelte, auf der Stelle hin. Dann hieß er die Rosse in's Wirthshaus führen, schickte nach einem Sattler und hieß ihn Sattel und Zeug aufs Köstlichste verfertigen; dem

Wirth aber gab er den Auftrag, ihm zu zween reisigen Knechten zu verhelfen, denen er guten Sold bezahlen wollte.

Während Fortunat diesen Handel abschloß, erfuhr der Graf den Kauf und wurde darüber nicht wenig grießgrämlich, denn er hatte im Sinne gehabt, die Rosse um armer zwanzig Kronen willen am Ende doch nicht dahinten zu lassen; er hatte mit ihnen auf der Hochzeit prunken wollen, und sollte sie jetzt in eines Andern Händen sehen! Im Zorn sendet er einen Diener zu dem Wirth und läßt ihn fragen, was denn das für ein Mann sey, der die Rosse ihm aus den Händen weggekauft habe. Der Wirth antwortet: „Er kenne ihn nicht, denn er sey zu Fuß in seine Herberge gekommen, jedoch als reisiger Knecht und mit einem Harnisch. Dem Ansehen nach, sprach er, hätte ich ihm nicht auf eine einzige Mahlzeit trauen mögen, aus Furcht, er möchte ohne Bezahlung davonlaufen.“ Der Knecht des Grafen wurde zornig und fragte, warum er denn mit ihm gegangen sey, die Pferde zu kaufen. — „Ei, sprach der Wirth, ich habe gethan, was jeder brave Wirth seinem Gaste thun soll. Er bat mich mit ihm zu gehen. Aber, redlich gesagt, ich meinte er wäre nicht im Stande, auch nur einen Esel zu bezahlen!“

Der Knecht kam zu seinem Herrn zurück und sagte ihm, was er vernommen hatte. Als nun vollends der Graf hörte, daß der Käufer kein geborner Edelmann sey, sprach er voll Zorn zu seinen Dienern: „Gehet hin und fahet mir den Mann! gewiß hat er das Geld gestohlen, oder gar geraubt und den rechtmäßigen Besitzer ermor-

det!“ So griffen sie den Fortunat und führten ihn in ein böses Gefängniß. Dann fragten sie ihn erst, von wannen er wäre. „Er sey von der Insel Cypern, erwiederte Fortunat, aus einer Stadt, Famagusta genannt.“ Auf die Frage wer sein Vater sey, antwortete er: „Ein armer Edelmann!“ Das hörte der Graf gerne, daß er aus so fernen Landen war, und fragte ihn weiter, woher er denn das baare Geld hätte, daß er so reich wäre. Zuversichtlich sagte da Fortunat: „Er glaubte nicht schuldig zu seyn, zu sagen, woher sein Geld komme. Wenn Jemand aufstände und ihn eines Unrechts oder einer Gewaltthat zeihete, dem wollte er vor Jedermann zu Rechte stehen!“ — Der Graf aber sprach: „Dich hilft dein Schwatzen nicht; du wirst mir bald sagen, woher du dein Geld hast!“ Und nun befahl er ihn auf die Stätte zu führen, wo die Verbrecher gefoltert werden. Da erschrak Fortunat; doch setzte er sich vor, eher zu sterben, als die Eigenschaft des Seckels zu verrathen. Wie er nun auf der Folterbank hing, mit schwerem Gewichte beladen, rief er, man sollte ihn ablösen; so wolle er sagen, wonach man ihn frage. Als er herab kam, sprach der Graf: „Nun sage mir, woher kommen dir so viel guter Kronen?“ Da erzählte Fortunat, wie er im Walde verirrt wäre ungegessen bis an den dritten Tag. Wie mir nun, schloß er, Gott die Gnade erwies, daß ich aus dem Wald entkam, da fand ich einen Seckel, in dem sechshundert und zehn Kronen waren.“ — „Wo ist der Seckel?“ rief der Graf. „Eh' ich das Geld gezählt, sprach jener, that ichs in meinen eigenen Beutel, und warf den leeren Seckel in das Was-

ser, das an dem Walde vorüberfließt." — Da sprach der Graf: „Ei du Schalk, wolltest Du mir entfremden, was mein ist? Wisse, daß mir dein Leib und Gut verfallen ist, denn was sich in dem Walde findet, das gehört mir zu, und ist mein eigen!" — „Gnädiger Herr, antwortete Fortunat, ich wußte von diesem eurem Rechte ganz und gar nichts; ich lobte Gott um das Geld und hielt es für eine Gottesgabe!" — „Hast du nicht gehört, schrie der Graf, wer nicht weiß, der soll fragen! Und kurzum, richte dich darnach: heute nehme ich dir dein Gut, und morgen dein Leben!" — „Ich Armer, dachte Fortunat bei sich; da ich die Wahl hatte unter den sechs Gaben, warum erwählte ich nicht die Weisheit für den Reichthum; so wäre ich jetzt nicht in der großen Angst und Noth!"

Da fing er an, Gnade zu begehren und rief: „Gnädiger Herr, habt Barmherzigkeit mit mir! Was würde euch mein Tod nützen? Nehmet das gefundene Gut, wenn es euer ist, und laßt mir nur das Leben, so will ich Gott getreulich für euch bitten, alle Tage meines Lebens!" Es wurde dem Grafen schwer, ihn leben zu lassen, denn er fürchtete, der Fremde würde das Vorgefallene erzählen, wo er hinkäme, und es dürfte dieß ihm selbst von frommen Fürsten und Herren übel verdacht werden. Doch ließ er sich von seinen Dienern erbitten, nahm ihm nur das Geld und die Rosse, und gab ihm seine Rüstung wieder, und noch überdieß ein paar Kronen zur Zehrung. Aber Morgens in aller Frühe ließ er ihn aus der Stadt führen und allda schwören, sein Lebtag nicht mehr des Grafen Gebiet zu betreten.

Fortunat war froh so davon gekommen zu seyn; aber er wagte nicht über seinen Seckel zu gehen, denn er fürchtete, wenn man Geld bei ihm fände, so möchte man ihn abermals fahen. So ging er zwei Tagereisen mit geringer Zehrung, bis er in die große bretagnische Stadt Andegavis kam, die am Meere liegt; hier war viel Volks von Fürsten und Herren versammelt, denn alle warteten auf die Königin, bei deren hochzeitlichem Ehrenfeste jeder mit Stechen, Tanzen und andern Lustbarkeiten das Beste thun wollte. Fortunat sah dieses wohl gerne; doch dachte er bei sich: „Soll ich das auch mitmachen, wie ich es denn wohl vermag, so möchte es mir ergehen, wie bei dem Waldgrafen!“ Doch kaufte er sich zwei schöne Rosse und dingte einen Knecht; kleidete ihn und sich aufs Schönste, ließ auch die Pferde trefflich zurichten, und ritt in die beste Herberge, die es in der Stadt gab, und so wollte er die Festlichkeiten daselbst abwarten.

Die Königin kam über das Meer her, und man sandte ihr viel köstliche Schiffe entgegen, sie würdig zu empfahen. Noch herrlicher war der Empfang, als sie ans Land stieg, und ihr Gemahl nebst vielen Fürsten und Herren ihr entgegen ging. So währte die königliche Hochzeit sechs Wochen und drei Tage. Fortunat sah Alles und hatte daran sein Wohlgefallen; er ging und ritt gen Hof, und ließ nie Geld und Geräthe in der Herberge liegen. Dem Wirthe gefiel dieses nicht, denn er kannte ihn nicht, und fürchtete, der Fremde möchte ohne Bezahlung von dannen reiten, wie ihm schon früher geschehen war, und auf solchen Hochzeiten manchmal

noch geschieht. Darum sprach er zu Fortunat: „Mein lieber Freund, ich kenne euer nicht; seyd so gut, und bezahlt mich alle Tage!“ Jener aber lachte und sprach zu ihm: „Lieber Wirth, ich will nicht unbezahlt hinwegreiten!“ Damit zog er aus seinem Seckel hundert guter Kronen, gab sie dem Wirth und sprach: „Nehmet dieß Geld und wenn euch bedünkt, daß ich, oder wer mit mir kömmt, mehr verzehrt habe, so will ich euch mehr geben, und ihr dürft mir keine Rechnung darüber stellen.“ Der Wirth griff mit beiden Händen nach dem Geld und fing an, Fortunat in großen Ehren zu halten; so oft er vor ihn trat, griff er an die Mütze, setzte ihn zu den Vornehmsten oben an die Tafel, und gab ihm ein besseres Zimmer zü bewohnen, als er bisher eingenommen hatte.

Wie nun einmal Fortunat bei andern Herren zu Tische saß, kamen mancherlei Sprecher und Spielleute vor der Herren Tisch, den Leuten Kurzweil zu machen, damit sie Geld verdienten. Unter anderm erschien auch ein alter Edelmann, der klagte den Herren seine Armuth und sagte: „Er sey aus Hibernien, sey sieben Jahre in der Welt herumgezogen, habe zwei Kaiserthume und zwanzig Königreiche durchfahren, so viel ihrer in der Christenheit wären; auf diesen Fahrten habe er sich aufgezehrt, und begehre eine Beisteuer um wieder heim zu kommen.“ Ein Graf, der längeres Gespräch mit dem Alten pflegte, und dem dieser alle Länder nannte, wo er gewesen war, reichte ihm über den Tisch vier Kronen, und sagte: „Wenn es sein Belieben wäre, so könnte er da bleiben, so lange die Feste dauerten; er wollte für ihn bezahlen.“ Jener

aber dankte und sprach; „Mich verlanget heim nach meinen Freunden; ich bin gar zu lang ausgewesen!“

Fortunat, der auch auf die Reden des alten Edelmanns gemerkt hatte, dachte in seinem Herzen: „Möchte es mir doch so gut werden, daß mich der Alte durch alle die Länder führte; ich wollt' ihn reichlich begaben!“ Als nun die Mahlzeit aus war, sandte er nach ihm, und fragte, wie er mit Namen heisse. „Leopold,“ erwiederte der Edelmann. „Hab' ich recht gehört, sprach Fortunat, so seyd ihr weit gewandert und an viel Königshöfen gewesen! Nun bin ich jung, und möchte gern in meinen rüstigen Tagen wandern. Wolltest du mich führen, so würde ich dir ein Pferd untergeben und einen eigenen Knecht dingen, dich wie meinen Bruder halten und dir einen guten Sold geben.“ Auf dieses sagte der alte Leopold: „Ich für mein Theil möcht' es wohl leiden, daß ich so ehrlich gehalten würde; aber ich bin alt, habe Weib und Kind, die wissen nichts von mir, und die herzliche Liebe zwingt mich, wieder zu ihnen zu kommen.“ — „Höre, Leopold, sprach Fortunat, thu mir meinen Willen! dann will ich mit dir nach Hibernien gehen, dir Weib und Kind, wenn sie am Leben sind, reichlich beschenken, und wann die Reise vollbracht ist, und wir nach Famagusta auf die Insel Cypern kommen, so will ich dich, wenn du dort wohnen magst, mit Knechten und Mägden versehen dein Leben lang!“ Leopold dachte: „Der junge Mann verheißt mir viel; wäre die Sache gewiß, so wäre es ein rechtes Glück für mein Alter!“ Daher sagte er zu ihm: „Herr, ich will euch zu Willen werden,

doch nur in so ferne ihr euer Vorhaben nicht eher ins Werk setzet, als bis ihr mit baarem Gelde versehen seyd. Denn ohne Geld vollführet ihr es nicht!" — „Sorge nicht," sprach Fortunat, „Geld weiß ich in jedem Lande genug aufzubringen. Drum versprich du mir, bei mir zu bleiben, und die Reise mit mir zu vollenden!" So gelobten sie sich einer dem andern gute Treue, und daß sie einander in keinen Nöthen verlassen wollten. Alsobald zog Fortunat zweihundert Kronen heraus, und gab sie dem Ritter Leopold. „Gehe hin," sprach er, und kaufe davon zwei hübsche Pferde! Spare kein Geld; dinge dir einen eigenen Knecht, und wenn er dir nicht gefällt, so dinge einen anderen. Wenn du kein Geld mehr hast, will ich dir mehr geben. Du sollst nie ohne Geld seyn!"

Das gefiel dem Leopold wohl. Er dachte, das ist ein guter Anfang, und rüstete sich nach Herzenslust. Dasselbe that Fortunatus; doch nahm er nicht mehr als zween Knechte und einen Knaben, so daß ihrer sechse waren. Dann wurden sie mit einander einig, in welcher Ordnung sie Länder und Königreiche durchfahren, und daß sie zuvörderst das heilige römische Reich besehen wollten. So ritten sie zuerst gen Nürnberg, von da nach Donauwerth und Augsburg, dann auf Nördlingen und nach Ulm; gen Costnitz, Basel, Straßburg, Mainz und Cöln. Von Cöln zogen sie gen Brügge in Flandern, von da nach London über die See; dann gen Edinburg in die Hauptstadt Schottlands, das da neun Tagreisen von London liegt.

Als sie dahin gekommen waren, hatten sie nur noch sechs Tagreisen nach Hibernien und in die Stadt, die Leopolds Heimath war. Da erinnerte Leopold seinen Herrn an dessen Versprechen, und Fortunat war willig, mit ihm nach Hibernien zu reiten. So kamen sie in die Stadt Valdric, wo Leopold zu Hause war. Dieser fand Weib und Kind wie er sie gelassen hatte, nur hatte einer seiner Söhne ein Weib genommen, und eine der Töchter einen Mann; die alle waren seiner Heimkunft froh. Weil nun Fortunat wußte, daß in der Haushaltung nicht viel übrig war, so gab er dem Leopold hundert Nobel, um damit Alles reichlich und gut einzurichten, dann wollte er zu ihm kommen und sein Gast seyn. Leopold machte die nöthigen Vorbereitungen, lud seine Kinder mit Mann und Weib, auch andere gute Freunde, und hielt eine so köstliche Mahlzeit, daß die ganze Stadt einen Genuß davon hatte. Fortunat war fröhlich mit ihm, nach dem Mahle jedoch nahm er seinen Freund bei Seite und sprach zu ihm: „Leopold, jetzt nimm Urlaub von Weib und Kind, empfange hier diese drei Beutel, in jedem sind fünfhundert Nobel, deren jeder mehr gilt als dritthalb Gulden rheinisch; von diesen Beuteln laß den einen deinem Weibe, den andern deinem ältesten Sohn, den dritten deiner ältesten Tochter zur Letze, damit sie Zehrung haben!“ Leopold war dessen sehr froh, dankte ihm und erfreute damit Weib und Kinder.

Nun hatte Fortunat gehört, daß es nur noch zwei Tagreisen bis nach der Stadt sey, wo Sanct Patricius Fegfeuer ist, die auch in Hibernien liegt. Das wollte

er auch schauen; sie ritten daher mit Freuden nach der Stadt Vernic. In dieser ist eine große Abtei, und hinten in der Kirche hinter dem Fronaltar befindet sich eine Thüre, durch die man in die finstere Höhle geht, die des Sanct Patricius Fegefeuer genannt wird. In dieses wird niemand eingelassen ohne des Abts Erlaubniß. Von dem ließ sich Leopold Urlaub geben; und als der Abt von ihm erfuhr, daß sein Herr und Begleiter ein Edelmann aus Cypern sey, lud der Abt die Beiden zu Gaste. Fortunat wußte diese große Ehre wohl zu schätzen; er kaufte aus seinem Seckel ein Faß mit dem besten Weine, den er dort finden konnte und schenkte dasselbe dem Abt. Denn der Wein ist dort sehr theuer, und es wurde sonst wenig Wein im Kloster verbraucht, außer zum Gottesdienste, daher der Abt das Geschenk mit großem Dank aufnahm. Als die Mahlzeit vollbracht war, fing Fortunat an und sprach: „Gnädiger Herr, wenn es nicht wider eure Würde ist, so möchte ich wohl von euch erfahren, warum gesagt wird, daß hier des Sanct Patricius Fegefeuer sey.“ Der Abt sprach: „das will ich euch gerne sagen. Es ist vor viel hundert Jahren da, wo jetzt diese Stadt und dieses Gotteshaus steht, eine wilde Wüste gewesen. Nicht ferne von hier lebte damals ein Abt, Patricius genannt, ein andächtiger Mann, der oft in diese Wüste ging, um der Busse zu leben; da fand er einmal unerwartet diese Höhle, die gar lang und tief ist. Er ging in sie hinein so weit, daß er sich in ihren Gängen verirrte und nicht mehr heraus zukommen wußte. Da fiel er auf die Knie nieder und flehte zu Gott, wenn es nicht wider seinen heiligen

Willen wäre, ihm aus dieser Höhle zu helfen. Während er so betete, hörte er aus der Tiefe der Höhle ein klägliches Geschrei. Ihm aber half Gott, daß er wieder aus der Höhle kam. Nun dankte er Gott, wurde noch frömmer als zuvor; und seitdem ist durch andächtige Leute an dieser Stelle das Kloster erbaut worden." — „Was sagen denn die Pilger, die aus der Höhle kommen?" sprach Fortunat. — Der Abt erwiederte: „Ich frage ihrer keinen; doch sagen einige, sie haben ein jämmerliches Rufen gehört; andere erzählen, sie haben nichts gesehen und nichts gehört, nur daß es ihnen sehr gegrauset habe." Hierauf sprach Fortunat: „Ich komme aus weiter Ferne; ginge ich nicht in diese Höhle, von der man so viel erzählt, so wäre es mir ein Schimpf. Daher will ich nicht von hinnen, ehe ich in dem Fegefeuer gewesen bin."

Der Abt wollte seinem Verlangen nichts in den Weg legen; nur warnte er ihn, nicht zu weit in die Höhle hineinzugehen, weil viel Abwege in derselben seyen, wie denn seit seinem eigenen Gedenken es mehreren Besuchern widerfahren sey, daß sie sich verirrt hätten, deren einige erst am vierten Tage wieder gefunden werden konnten. Fortunat blieb jedoch bei seinem Entschluß und fragte seinen Freund Leopold, ob er mit ihm wolle. „Ja," sprach dieser, „ich gehe mit euch und will bei euch bleiben, so lang mir Gott das Leben verleiht." So schickten sie sich des andern Morgens früh, empfingen das heilige Sakrament und liessen sich die Höhlenthüre aufschließen, die hinter dem Fronaltar im Kloster befindlich ist. Durch diese traten sie ein, die Priester segneten sie, und schlossen hin-

ter ihnen ab. Da gingen sie hinein in die Finsterniß und wußten nicht, wo aus noch ein, denn bald waren sie verirrt; sie hörten gegen Morgen nur das Rufen der Priester bei der Thüre, darauf verließen sie sich, und gingen desto kecker hinein. Zuletzt aber wußten sich die Beiden nicht mehr zu helfen; Stunden um Stunden gingen vorüber; sie waren sehr hungrig, und fingen ganz an zu verzagen und begaben sich schon ihres Lebens. „O, komm du uns zu Hülfe, allmächtiger Gott!“ rief Fortunat in seiner Herzensangst, „denn hier hilft weder Gold noch Silber, und ganz umsonst trage ich den Seckel Fortuna's in der Tasche!“ Und so saßen sie nieder als aufgegebene Leute, hörten und sahen nichts. Die Priester, nachdem sie lange gewartet, gingen zu dem Abt, und sagten ihm, daß die Pilger nicht herauskommen. Das war ihm leid, besonders um Fortunat, der ihm so guten Wein geschenkt hatte. Auch liefen die Knechte der Fremden herbei und gebärdeten sich ganz trostlos um ihre Herren.

Nun kannte der Abt einen alten Mann, der vor vielen Jahren die Höhle mit Schnüren abgemessen hatte. Nach diesem schickte er, und gab ihm auf, dazu behülflich zu seyn, die Männer wieder herauszubringen. Die Knechte aber verhießen ihm aus ihrer Herren Beutel hundert Nobel. „Sind sie noch bei Leben,“ sprach der Alte, „so bringe ich sie heraus,“ rüstete sein Zeug und ging hinein. Hier legte er seine Instrumente an, und durchsuchte einen Höhlengang um den andern, bis er sie endlich fand. Beide waren ganz ohnmächtig und schwach; er befahl ihnen, sich an ihm zu halten, wie ein Blinder an einem

Sehenden; nun ging er seinem Instrumente nach, und so kamen sie mit Gottes und des alten Mannes Hülfe wieder zu den Menschen. Darüber war der Abt gar fröhlich, denn er hatte gefürchtet, wenn die Fremden verloren gingen, so möchten keine Pilger mehr kommen und seinem Kloster dadurch großer Gewinn entgehen. Der Alte erhielt seine hundert Nobel aus Fortunats Seckel, und dieser richtete in der Herberge ein köstliches Mahl an, zu welchem er den Abt und alle Brüder einlud. Er lobte Gott um seine Rettung, und hinterließ dem Abt und Convent zu guter Letze hundert Nobel, daß sie Gott für ihn bitten sollten.

Nachdem sie sich von dem Abte beurlaubt, ritten Fortunat und sein Begleiter wieder rückwärts, bis sie über Meer nach Calais kamen, um die übrige Reise zu vollbringen. Nun zogen sie durch die Picardie nach Paris und durch ganz Frankreich; durch Spanien, durch Neapel, durch Rom, bis gen Venedig. Daselbst hörten sie, daß der griechische Kaiser zu Konstantinopel einen Sohn habe, den er zum Kaiser krönen lassen wolle, weil er selbst schon sehr bei Jahren war. Davon hatten die Venetianer gewisse Kunde, und hatten deßwegen eine Galeere zugerichtet, und eine ehrwürdige Botschaft mit viel köstlichen Kleinoden, die sie dem neuen Kaiser senden wollten. Nun miethete sich Fortunat mit seinen Begleitern auf der

Galeere ein, und fuhr mit den Venetianern nach Konstantinopel. Dort war so viel fremdes Volk zusammengekommen, daß man nicht Herbergen genug auftreiben konnte. Den Venetianern wurde daher ein eigenes Haus eingeräumt; diese aber wollten niemand Fremdes unter sich haben. So suchte Fortunat mit seinem Gefolge lange eine Herberge, und fand auch zuletzt eine, die freilich keine gute war, denn der Wirth war ein Dieb.

Fortunat ging nun alle Tage mit den Seinigen den Festlichkeiten nach. Sie hatten ihre eigene Kammer, welche sie sorgfältig beschlossen, dadurch glaubten sie ihre Habseligkeiten hinlänglich gesichert. Der Wirth aber hatte einen heimlichen Eingang in diese Stube; denn da, wo die größeste Bettstatt an einer hölzernen Wand stand, konnte er ein Brett herausnehmen, und wieder einsetzen, ohne daß es Jemand merkte. Dadurch ging er ab und zu, während sie bei dem Feste waren und untersuchte alle ihre Säcke und Felleisen; aber er fand kein Geld darin; es wunderte ihn dieses; und er meinte, die Fremden trügen das Geld in ihre Wämser eingenäht.

Als sie aber einige Tage bei ihm gezehrt hatten, rechneten sie mit dem Wirth; da wurde dieser erst gewahr, daß Fortunat das Geld unter dem Tisch hervorbrachte und es seinem Freunde Leopold gab, der alsdann den Wirth bezahlte. Dieser war auch mit der Bezahlung ganz zufrieden, denn Fortunat hatte den Ritter angewiesen, keinem Wirthe etwas abzubrechen, sondern immer gerade so viel zu geben, als er verlangte. Doch war es

diesem Wirthe noch nicht genug, sondern weil er ein Dieb war, hätte er lieber Alles, ja den Seckel selbst zu dem Gelde gehabt.

Indessen nahte der Tag heran, an dem Fortunat versprochen hatte, einer armen Tochter für einen Mann besorgt zu seyn, und sie mit vierhundert Goldstücken nach Landeswährung zu begaben. Er wandte sich daher an den Wirth mit der Frage, ob er nicht einen armen Mann wüßte, der eine fromme, mannbare Tochter hätte, die er nicht aussteuern könnte; diesem wollte er die Tochter recht ehrlich begaben. Der Wirth sprach: „Ja, ich weiß mehr als Eine! Morgen will ich euch einen braven, ehrbaren Mann bringen, der seine Tochter mit sich führen soll!“ Dieß gefiel unserm Fortunat gar wohl. Was dachte aber der Wirth? „Noch diese Nacht, sprach er zu sich, will ich das Geld stehlen, so lange sie es noch haben; warte ich länger, so geben sie es aus!“ Und in der Nacht stieg er durch das Loch, als sie im besten Schlaf lagen, durchsuchte alle ihre Kleider, und hoffte große Flecke mit Gulden unter ihren Wämsern zu finden; hier aber fand er nichts; da griff er nach Leopolds Gürtel und schnitt den Beutel ab, der daran festgenäht war; darin waren bei fünfzig Dukaten; dann ging er hinter Fortunats Wams, und fand da den Zauberseckel, und schnitt diesen auch ab; als er ihn aber angriff und leer fand, schmiß er den Seckel unwillig unter die Bettstätte. Dann ging er zu den drei Knechten, und schnitt ihnen allen die Beutel ab, darin er nur wenig Geld fand; alsdann öffnete er Thüre

und Fenster, als ob Diebe von der Straße hereingestiegen wären.

Wie nun Leopold erwachte und Thür und Fenster offen sah, fing er an die Knechte zu schelten und fragte sie, warum sie heimlich bei Nacht ausgingen, und ihren Herrn auf diese Weise beunruhigten. Die Knechte aber, die schliefen, fuhren halb im Schlafe auf, und jeder versicherte, daß er es nicht gethan habe. Da erschrak Leopold und sah sogleich nach seinem Beutel, der war ihm abgeschnitten und der Rumpf hing noch an dem Gürtel. Jetzt erweckte er auch den Fortunat und rief: „Herr, unsere Kammer steht an allen Orten offen; euer Geld, so viel ich noch hatte, ist mir gestohlen!“ Als die Knechte dieß hörten, schauten sie nach ihren Beuteln; da war es ihnen nicht besser gegangen. Schnell schlüpfte Fortunat in sein Wams, an welchem er den Glücksseckel trug, und fand, daß der ihm auch abgeschnitten sey. Da erschrak er so sehr, daß er niedersank, ihm die Sinne schwanden, und er für todt da lag. Leopold und die Knechte wußten von der Ursache seines großen Schreckens nichts, sie rieben und labten ihn, bis sie ihn wieder zur Vernunft brachten. Während sie noch in der Angst waren, kam der Wirth, stellte sich sehr verwundert, fragte: „Was sie denn für ein Leben hätten?“ Sie sagten ihm, all ihr Geld sey ihnen gestohlen. Da sprach der Wirth: „Was seyd ihr nicht für Leute? habt ihr nicht eine wohl versperrte Kammer; warum habt ihr euch nicht besser vorgesehen?“ — „Wir haben, erwiederten sie, Fenster und Thüren beim Schlafengehen versperrt, und doch haben

wir Alles offen gefunden!“ Der Wirth sprach ganz barsch: „Sehet zu, ob ihr es nicht unter einander selbst euch gestohlen habt! Es ist so viel fremdes Volk hier; ich kann für Niemand stehen!“

Da sie sich aber so gar übel gebärdeten, ging er auch zu Fortunat, und als er dessen Gestalt so gar verwandelt sah, fragte er: „Ist des Geldes denn so viel, das ihr verloren habt?“ Sie sagten ihm, es wäre nicht so gar viel.“ Wie möget ihr denn so jämmerlich thun um ein weniges Geld, sagte der Wirth; gestern noch wolltet ihr einer armen Tochter einen Mann geben! Sparet das Geld und verzehret es!“ Halb ohnmächtig antwortete Fortunat dem Wirthe: „Mir ist mehr um den Seckel leid, als um das Geld, das ich verloren habe. Es ist ein kleiner Wechselbrief darin, der Niemand einen Pfennig nütz ist, als mir!“ Wiewohl nun der Wirth ein Schalk war, so wurde er doch durch die Betrübniß Fortunats zur Barmherzigkeit bewegt, und sprach: „Laßt uns doch suchen, ob man den Seckel nicht wieder finden kann!“ und hieß die Knechte suchen. Da schlüpfte einer unter das Bett, fand ihn und rief: „Hier liegt ein leerer Seckel!“ brachte ihn auch seinem Herrn vor, und fragte ihn, ob das der rechte wäre?“ — „Laß mich ihn besehen,“ sprach Fortunat hastig; da fand er, daß es wirklich sein Glücksseckel war, der ihm abgeschnitten war. Nun fürchtete Fortunat, durch das Abschneiden möchte er seine Kraft verloren haben, und doch durfte er vor den Leuten nicht darein greifen; denn es wäre ihm Leid gewesen, wenn eine Seele von den Eigenschaften des

Seckels gewußt hätte; auch fürchtete er sich, er möchte um das Leben mit dem Seckel kommen. Da man wohl sah, daß er noch ganz vom Schrecken blöde war, so legte er sich wieder zu Bette; hier, unter der Decke, that er endlich seinen Seckel auf, und einen Griff darein. Seine Hand füllte sich mit Gold, und so ward er zu seiner großen Freude inne, daß der Seckel noch in vollen Kräften stand, wie zuvor. Die Angst hatte ihn aber so mitgenommen, daß er den ganzen Tag zu Bette bleiben mußte. Leopold wollte ihn trösten und sagte: „Ach Herr, gebärdet euch doch nicht so jämmerlich; wir haben noch schöne Rosse, silberne Ketten, goldene Ringe und andere Kleinode. Und wenn wir auch kein Gold mehr haben, so wollen wir euch doch mit Gottes Hülfe in die Heimath bringen; bin ich doch auch durch manches Königreich gezogen ohne Geld!" Leopold meinte nämlich, sein Herr und Freund besitze in der Heimath große Reichthümer, so daß kein Verlust ihm etwas schaden könne. „Ach, seufzte Fortunat mit schwacher Stimme, wer das Gut verliert, der verliert die Vernunft! Weisheit hätte ich erwählen sollen, mehr als Reichthum, Stärke, Gesundheit, Schönheit und langes Leben! Das kann man keinem stehlen!" Und damit schwieg er. Leopold verstand die Worte nicht, konnte sich auch nicht denken, wie sein Herr die Wahl unter diesen Stücken allen gehabt haben sollte. Er fragte ihn nicht weiter, denn er glaubte, Fortunat rede im Fieber, und wisse nicht, was er sage. Doch gaben sie sich alle Mühe, bis er ganz wieder zu sich selbst kam, aß, seine rechte Farbe wieder gewann, und anfing fröhlich zu werden.

Aber weil die Nacht einbrach, befahl er seinen Knechten, Lichter zu kaufen, und die ganze Nacht Kerzen zu brennen, und ein jeder sollte sein bloßes Schwert zu sich nehmen, daß sie nicht mehr so beraubt werden könnten. Und sie thaten dieß.

Am selben Tage noch machte Fortunat, was an dem Glücksseckel aufgetrennt worden war, aufs sorgfältigste wieder zu recht, und ließ denselben, so lang er lebte, nicht mehr an dem Wamse hängen, sondern verwahrte ihn alle Zeit so gut, daß ihm denselben Niemand mehr stehlen konnte. Des andern Morgens stand er mit seinem Gefolge auf und ging in die Sophienkirche. In dieser ist eine schöne Kapelle, die zu unsrer lieben Frauen heißt. Hier gab er den Priestern zwei Guldenstücke, daß sie Gott dem Allmächtigen zu Ehren eine Predigt halten, und den Lobgesang absingen sollten. Als beides vollbracht war, und Fortunat mit seinen Dienern sich in Andacht erbaut hatte, besuchten sie den Platz, wo die Käufer und Wechsler waren; als Fortunat da stand, hieß er die Knechte heim gehen, um die Mahlzeit zu rüsten und die Rosse zu versehen. Seinem Freunde Leopold gab er Geld und sagte: „Siehe zu, kauf uns fünf gute neue Beutel; inzwischen will ich zu meinem Wechsler gehen und Geld bringen; ich habe keine Freude, so lange wir ohne Geld sind!“ Der Alte that, wie ihm befohlen war, und brachte fünf leere Beutel; inzwischen hatte Fortunat, so oft er mochte, in seinen Seckel gegriffen, und that in einen der Beutel hundert Dukaten; diesen reichte er dem alten Leopold für alle nöthigen Ausgaben; er sollte auch sich

versehen und Niemand Mangel leiden lassen; wenn er nichts mehr hätte, so wollte er ihm mehr geben. Auch jedem der Knechte gab er einen neuen Beutel und zehn Dukaten darein. „Sie sollten fröhlich seyn, sagte er zu ihnen, jedoch Sorge tragen, daß ihnen kein Schaden mehr wiederführe.“ Sie aber dankten voll Freuden und versprachen es. In den fünften Beutel that Fortunat vierhundert Dukaten, und sandte nach dem Wirthe, damit er sein Versprechen hielte, ihm eine arme Tochter zum Aussteuern herbeizuschaffen.

Der Wirth hatte bald eine solche gefunden. Der Tochter Vater war ein Schreiner; ein frommer aber grober Mann. Der sagte: „Ich will meine Tochter nicht hinführen, wer weiß ob euer Herr nicht Unehrliches mit ihr vor hat. Wenn er ihr auch einen Rock kauft, damit ist weder mir noch ihr gedient! Will er ihr etwas Gutes thun, so komme er zu uns!“ Den Wirth verdroß das; er hinterbrachte es Fortunaten wieder, und meinte, den müßte es auch verdrießen. Diesem aber gefiel die Sprache des Mannes gerade wohl, und er sagte: „Führet mich zu dem Manne!“ Sie gingen in des Schreiners Haus, und Fortunat sprach zu ihm: „Ich habe vernommen, daß du eine großgewachsene Tochter hast; laß sie herkommen und ihre Mutter mit ihr.“ „Was soll sie?“ fragte der Mann. „Heiß sie kommen, sprach Fortunat, es ist ihr

Glück!" Der Mann ruft Mutter und Tochter; diese kamen beide, aber sie schämten sich sehr, denn sie hatten so schlechte Kleider an, und die Tochter stellte sich hinter die Mutter, damit man ihren zerlumpten Anzug weniger bemerken sollte. Da sprach Fortunat: „Jungfrau, tretet hervor!" Sie war schön und gerade. Er fragte den Vater nach ihrem Alter. „Zwanzig Jahre," sagten die Eltern. „Wie habt ihr sie so alt werden lassen, ohne ihr einen Mann zu geben?" fragte er weiter. Die Mutter konnte nicht warten, bis der Vater sich auf eine Antwort besonnen. „Sie wäre vor sechs Jahren schon groß genug gewesen; aber wir haben nichts gehabt, sie auszusteuern!" Darauf sprach Fortunat: „Wenn ich ihr eine gute Aussteuer gebe, wisset ihr dann einen braven Mann für sie?" — „Genug ihrer weiß ich," rief die Mutter; „unser Nachbar hat einen Sohn, der ist ihr hold; hätte sie etwas Geld, er nähme sie gern!" — „Wie gefiele euch eures Nachbars Sohn?" fragte Fortunat die Jungfrau. „Ich will nicht wählen, sagte diese; welchen mir Vater und Mutter geben, den will ich haben; eher wollte ich ohne Mann sterben, als selbst einen nehmen!" Die Mutter konnte nicht schweigen; „Herr, sie lügt, sagte sie, ich weiß, daß sie ihm ganz hold ist, daß sie ihn von ganzem Herzen gern haben möchte!"

Jetzt sandte Fortunat nach dem Jüngling, und als dieser kam, gefiel er ihm sehr wohl. Er nahm deßwegen den Beutel, in den er die vierhundert Dukaten gethan hatte, und schüttete sie auf den Tisch. Dann sagte er zu dem Jungen, der auch nicht viel über zwanzig Jahre

zählen mochte: „Willst du diese Jungfrau zur Ehe? — Und ihr, Jungfrau, wollet ihr den Jüngling zur Ehe? So will ich euch dieß wenige Geld zu einer Mitgift geben!“ Der Jüngling sagte: „Wenn euch die Sache ernst ist, meinethalben ist sie recht!“ Die Mutter aber antwortete schnell: „So ist es meiner Tochter auch halb recht!“ Da sandte Fortunat nach dem Priester, und ließ sie vor Vater und Mutter zusammentrauen. Dann händigte er ihnen das Geld ein, und gab außerdem der Braut Vater noch zehn Dukaten zu einem Festkleide für sich und sein Weib, und eben soviel, Hochzeit zu halten. Da war nichts als Freude und Dank. Sie lobten Gott und sprachen: „Er hat uns den Mann vom Himmel gesandt!“

Jene gingen wieder in ihre Herberge. Leopold verwunderte sich im Stillen, daß sein Herr so freigebig war, und das Geld zu Haufen wegwarf, sich aber doch vor Kurzem noch so kläglich angestellt hatte über das Wenige, was ihm gestohlen worden war; dem Wirthe machte es großen Kummer, daß er den Beutel mit den vierhundert Dukaten nicht gefunden, während er doch alle Säcke und Taschen ausgesucht hatte. „Wenn der Mann so viel auszugeben hat, murrte er bei sich selbst, so werde ich ihm doch auch noch die Taschen leeren können!“ Nun wußte er, daß sie des Nachts ein großes Kerzenlicht brennen ließen, das sie eigens zu diesem Gebrauche hatten machen lassen. Als sie nun einmal wieder bei des Kaisers Festen waren, schlich sich der Wirth abermals in ihre Kammer, bohrte Löcher in die Kerze,

that Wasser hinein, und überklebte sie wieder, so daß die Kerze, wenn sie zwei Stunden gebrannt hatte, von selber wieder erlöschen mußte. Um die Zeit aber, wo die Feste des Kaisers beinahe zu Ende waren, dachte der Wirth, Fortunat würde nicht länger zu Konstantinopel bleiben, glaubte nicht länger säumen zu dürfen, und gab seinen Gästen daher beim Nachtessen den besten Wein, den er bekommen konnte, zu trinken; er selbst war auch fröhlich mit ihnen, und meinte, sie sollten tüchtig darauf schlafen. Sie aber, als sie zu Bette gingen, ihr Nachtlicht geordnet hatten, und Jeder sein bloßes Schwert an der Seite liegen hatte, glaubten ohne alle Sorge einschlafen zu können, und thaten es auch.

Aber der Wirth schlief nicht; sondern da er das Licht erlöschen sah, kroch er wieder durch das Loch, kam vor Leopolds Bett, und fing an ihm unter dem Kopfe zu knistern. Nun schlief aber Leopold in diesem Augenblicke nicht; er hatte sein scharfschneidendes Schwert bei sich auf der Decke liegen; schnell erwischte er es, und hieb nach dem Wirthe; dieser bückte sich aber nicht tief genug, und so verwundete ihn Leopold so tief in den Hals, daß er weder ach noch wehe sprach, sondern todt da lag. Leopold rief den Knechten voll Zorn: „Warum habt ihr das Licht ausgelöscht?“ Aber alle und jeder sagten, daß sie es nicht gethan. „Geh einer, sprach er, und zünde ein Licht an, die andern aber sollen mit bloßen Schwertern unter die Thür stehen, und Niemand hinaus lassen. Denn es ist ein Dieb in der Kammer.“ Der eine Knecht lief alsbald und brachte ein Licht. „Ver-

schließet die Thüre wohl, rief er seinen Kameraden, daß der Dieb nicht entrinne!“ Nun fingen sie an zu suchen; da fanden sie den Wirth mit dem verwundeten Halse todt liegen bei Leopolds Bettstatt.

Als Fortunat das hörte, erschrack er, wie er sein Lebenlang nicht erschrocken war. „O Gott, sprach er, bin ich nur nach Konstantinopel gekommen, daß ich um ein Kleines all mein Gut verloren hätte, und jetzt gewiß mit allen den Meinigen das Leben verliere? O Leopold, hättest du ihn doch nur verwundet und nicht gar zu todt geschlagen, dann könnten wir mit Gottes Hülfe und baarem Gelde doch noch unser Leben fristen!“ — „Es ist ja Nacht gewesen, erwiederte der alte Ritter, ich wußte nicht, wie viel ich thun darf, ich schlug eben nach dem Dieb, der mir unter dem Kopfe knisterte, der uns schon früher bestohlen hatte; den hab ich getroffen. Wollte Gott, man wüßte, über welcher Unthat er zu Tode geschlagen worden ist, so dürften wir gewiß nicht besorgt seyn, weder um Leib, noch um Gut.“ — „Nein, sprach Fortunat, wir bringen es ewig nicht dahin, daß wir den Wirth zu einem Diebe stempeln; das lassen seine Freunde nicht geschehen; da hilft weder Rede noch Geld!“ — Fortunat dachte in seiner Angst: „Wenn ich nur einen Freund hätte, dem ich meinen Seckel anvertrauen könnte, und ihm seine Kraft kund thun. Wenn wir dann gefangen säßen und sagten, wie es gegangen ist, vielleicht nähmen doch die Richter eine Summe Geldes von dem guten Freunde für uns!“ Dann dachte er wieder: „Aber wem ich den Seckel gebe, dem wird er so lieb, daß er mir

ihn nicht wieder gibt. Deßwegen wird er dem Richter rathen, daß er den großen Mord nicht ungerächt lassen solle; er wird sagen: Schande und Schimpf wäre es, daß man in Konstantinopel sagte, Gäste haben ihren Wirth umgebracht, und sollen nicht geradebrecht werden!“ So wurde er zuletzt bei sich einig, daß es nicht thunlich wäre, den Seckel aus den Händen zu lassen; nichts desto weniger zitterte sein ganzer Leib, und er war zum Tode erschrocken.

Der alte Leopold allein behielt noch einige Fassung. „Wie seyd ihr so verzagt, da hilft kein Trauern; die Sache ist geschehen; wir können den Dieb nicht wieder lebendig machen; laßt uns Vernunft brauchen, wie wir uns aus der Sache helfen können!“ — Fortunat antwortete ihm, daß er nicht zu rathen wüßte; nur dachte er wieder, warum er doch nicht Weisheit statt Reichthum erwählt habe; dann könnte er jetzt wohl seine Vernunft brauchen! Zu Leopold aber sprach er: „Weißest du etwas Gutes zu rathen, so thue es jetzt; denn jetzt ist es Nothwerk!“ — „So folget mir, erwiederte Leopold, und thut was ich heiße; ich denke euch mit Gottes Hülfe ohne alles Hinderniß mit Leib und Gut von hinnen zu bringen.“ Diese Worte von dem alten Leopold machten alle froh. Er aber sprach weiter: „Nun seyd fein still! Niemand rede! Verberget auch das Licht!“ Und jetzt nahm er den todten Wirth auf seinen Rücken, trug ihn hinter die Herberge an einen Stall, wo ein tiefer Ziehbrunnen war, und warf ihn kopfüberwärts hinein, so tief, daß ihn Niemand sehen konnte. Dann kam er wieder zu For-

tunat und sagte: „Nun habe ich uns den Dieb vom Halse geschafft, so daß man gute Weil nicht wissen wird, wo er hingekommen. Auch wird ers ja Niemand gesagt haben, daß er uns bestehlen wolle, daher kann auch Niemand wissen, daß ihm von uns ein Leid geschehen sey. Darum seyd fröhlich!“ Zu den Knechten sprach er: „Geht ihr zu den Rossen, rüstet die zu, fanget an zu singen, sprechet von lustigen Dingen, sehet zu, daß keiner eine traurige Gebärde habe; so wollen wir es auch machen: sobald es aber Tag werden will, lasset uns sechs Stunden weit reiten.“

Diese Worte hörte Fortunat gerne, er fing an fröhlich zu thun, mehr als ihm zu Sinne war. Auch die Knechte stellten sich heiter an, und als sie die Rosse zugerüstet hatten, riefen sie den Hausknechten und Hausmägden, schickten nach Malvasier, den man da leicht haben konnte, sagten, Jedermann müsse voll seyn, ließen den Knechten einen Dukaten zu guter Letze, und den Mägden auch einen, und waren guter Dinge. „Ich hoffe, wir kommen in einem Monat wieder, sagte Leopold, dann wollen wir erst guten Muth haben.“ Fortunat sprach zu den Knechten und Mägden: „Grüßet mir den Wirth und die Frau Wirthin; sagt ihnen, ich hätte ihnen Malvasier an das Bett gebracht, aber ich dachte: Ruhe thut ihnen besser!“ Mit so glimpflichen Reden saßen sie auf, und ritten hinweg von Konstantinopel, dem Lande des Türkensultans zu. So kamen sie in eine türkische Stadt, die Karosa heißt, wo der Sultan einen Amtmann hatte, dem befohlen war, den christlichen Kaufleuten und Pil-

gern frei Geleite durch das Land zu geben. Leopold wußte das wohl; sobald sie angekommen waren, ging er zu dem Amtmann und sagte: „Ihrer seyen sechs Waldbrüder, die begehrten Geleite und einen Dollmetscher, der mit ihnen ritte.“ „Geleits mögt ihr haben genug, sprach der Amtmann, doch will ich vier Dukaten von jedem haben, und dem Dollmetscher sollt ihr alle Tage einen Dukaten geben, und die Zehrung.“ Leopold wehrte sich ein wenig, doch machte er nicht viel Worte, und gab ihm das Geld. Der Türke schrieb ihm darauf einen Geleitsbrief, und schickte sie zu einem wegekundigen Manne, damit sie wohl versorgt wären. Und so ritten sie durch die Türkei.

Erst als Fortunat sah, daß er keine Furcht mehr zu haben brauche, und der Schrecken, der ihn zu Konstantinopel überfallen hatte, vergangen war, fing er an wieder lustig zu werden, und Scherzreden zu treiben. Und nun ritten sie an des türkischen Sultans Hof, sahen seinen großen Reichthum und die Menge seines Kriegsvolkes; nur das gefiel ihnen übel, daß so viele Christen unter dem Volke waren, die ihren Glauben verläugnet hatten. Fortunat blieb nicht lange an diesem Hof, er zog durch die große und kleine Wallachei, durch Kroatien, Dalmatien, Ungarn und Polen, dann gen Dänemark, Norwegen und Schweden; dann wieder durch Deutschland nach Böhmen; und von da durch Sachsen-, Franken- und Schwabenland, und von Augsburg aus mit einigen Kaufleuten, denen er große Freundschaft erwies, durch die welschen Lande bis Venedig. Als er zu Vene-

dig war, freute er sich; er dachte: „Hier sind viel reiche Leute; hier darfst du dich endlich auch merken lassen, daß du Geld hast. Er fragte nach allen möglichen Kostbarkeiten, und ließ sie sich zeigen. Viele waren darunter, die ihm gefielen; und so hoch der Preis war, um welchen man sie ihm bot; nie ging er ungekauft von dannen. Weil die Venetianer dadurch keine kleine Summe baaren Geldes lösten, so wurde er überall in hohen Ehren gehalten.

Bei allem dem hatte Fortunat nicht vergessen, in welcher Armuth er zu Famagusta seinen Vater Theodor und seine Mutter Gratiana zurückgelassen hatte. Darum ließ er sich schöne Gewande machen, Hausrath kaufen, alles gedoppelt; verdingte sich auf eine Galeere fuhr nach Cypern, und kam in seine Heimath nach Famagusta. Es waren nun fünfzehn Jahre, daß er ausgewesen war, und als er in die Stadt kam, erfuhr er gleich zum Empfang, daß sein Vater und seine Mutter gestorben seyen. Dieß betrübte ihn von Herzen. Doch miethete er ein großes Haus, ließ alle seine Habe dorthin führen, dingte noch mehr Knechte und Mägde, und fing herrlich zu hausen an. Jedermann wurde aufs Beste von ihm empfangen und behandelt, doch wunderten sich die Leute, woher sein großer Reichthum komme, denn noch viele von den Leu-

ten wußten, daß er in großer Armuth von hinnen gegangen war.

Zu Famagusta war Fortunats nächste Sorge, das Haus seines Vaters, nebst andern Nebenhäusern, zu kaufen; dann brach er die alten ab, und baute an deren Stelle einen köstlichen Pallast, den er aufs Zierlichste herstellen ließ, denn er hatte auf seinen weiten Reisen gar viele herrliche Gebäude gesehen. In der Nähe des Pallastes ließ er eine schöne Kirche bauen, und in derselben zwei kostbare Gräber für seine Eltern errichten. Als alles fertig, sprach er zu sich selbst: „Zu einem solchen Pallaste ziemt auch ein ehrsames Leben!“ Und von Stunde an nahm sich Fortunat vor, ein Gemahl zu nehmen. Als die Einwohner davon Kunde erhielten, daß er willens sey, ein Weib zu nehmen, waren sie alle froh: ein jeder putzte seine Tochter aufs schönste, und dachte bei sich: „Wer weiß, ob meiner Tochter nicht das Glück vor einer andern wird?“ So wurden manche Töchter schön bekleidet, die sonst noch lange ohne gute Kleider geblieben wären.

Aber nicht weit von Famagusta war ein Graf, Nimian mit Namen, der drei Töchter hatte, die schöner waren, als andre Mädchen. Diesem rieth der König von Cypern selbst, daß er suchen sollte, Fortunat zum Eidam zu erhalten, und er selbst bot sich an, für ihn den Freiwerber zu machen. Der Graf war nicht reich, gleichwohl sagte er: „Herr König! wenn er eine meiner Töchter begehrt, könnt ihr dieser dazu rathen? Er hat ja weder Land noch Leute; mag er immerhin viel baaren

Geldes gehabt haben: so sehet ihr ja, wie viel er verbaut hat, was keine Zinsen trägt. Ebenso kann er es auch mit dem Andern machen, und wie sein Vater in Armuth gerathen ist, so kann es auch ihm ergehen; baar Geld ist geschwind verthan!" „Der König sprach zu dem Grafen: „Ich habe von Leuten, die es gesehen haben, vernommen, daß er viel köstliche Kleinode hat, so daß man eine ganze Grafschaft damit kaufen könnte; und dennoch ist ihm keines feil; und weil er so viele Länder durchreiset hat, wird auch seine Klugheit und Erfahrung nicht gering seyn; wenn er seine Sachen nicht zu gutem Ende zu bringen wüßte, hätte er gewiß keinen so herrlichen Pallast samt Kirche erbauen lassen, sie nicht so reichlich begabt und auf ewige Zeiten mit Zinsen versehen. Mein Rath ist noch immer: gefällt es ihm, so gibst du ihm eine deiner Töchter, und wenn es dir recht ist, so will ich ins Mittel treten. Fortunat gefällt mir, und ich würde es lieber sehen, er hätte ein edles Gemahl, als eine Bäurin; ja es würde mich verdrießen, wenn ich ein unadliches Weibsbild diesen Pallast besitzen und bewohnen sehen müßte!"

Sobald der Graf merkte, daß dem Könige das Wesen Fortunats so wohl gefiel, fing er an und sprach: „Gnädiger Herr König, ich kann an eurer Rede wohl abnehmen, daß ihr ein Gefallen daran hättet, wenn ich dem Herrn Fortunat eine meiner Töchter gäbe. So sey euch denn die Sache völlig überlassen." Wie der König dieß hörte, sagte er zu dem Grafen Nimian: „Gut, schicke deine Töchter meiner Gemahlin, der Königin, so will ich

sie ausrüsten lassen, in Hoffnung, es werde ihm eine davon gefallen; die Wahl will ich ihm lassen; ein Heirathgut darfst du nicht geben, und wenn je eins erfordert würde, so will ich es bestreiten, weil du mir in der ganzen Sache freie Gewalt gegeben hast.“ Der Graf dankte dem König und beurlaubte sich; er ritt nach Hause zu seiner Gemahlin und erzählte ihr Alles, was sich zwischen ihm und dem Könige zugetragen. Der Gräfin gefiel Alles wohl; nur däuchte ihr Fortunat nicht edel genug; auch das wollte ihr nicht gefallen, daß Fortunat die Wahl unter den drei Jungfrauen haben sollte; denn eine der drei Töchter war ihr gar lieb. Der Graf fragte, welche dieses wäre; sie wollte es ihm aber nicht sagen. Doch folgte sie seinem Willen und rüstete die Töchter zu, gab ihnen eine Hofmeisterin, Diener und Dienerinnen, wie es solchem Adel ziemt; und so kamen sie an den Hof des Königs von Cypern. Hier wurden alle drei, und wer mit ihnen gekommen war, von dem König und der Königin mit Ehren empfangen, und wurden in aller Hofzucht und was sonst zu adelichem Wesen gehörte, unterwiesen, nachdem sie auch zuvor schon guten Unterricht genossen hatten. So schön sie waren, so nahmen sie doch von Tage zu Tage noch zu, und wurden immer lieblicher; und als dem König die rechte Zeit zu seyn schien, schickte er eine ehrsame Botschaft zu Fortunat, welche ihn an den Hof bescheiden mußte. Doch wurde demselben nicht bedeutet, warum der König nach ihm frage. Weil er inzwischen wußte, daß er bisher einen gnädigen Herrn an dem Könige gehabt, so rüstete er sich in aller Eile, und

ritt ganz fröhlich zu Hofe, wo er aufs Beste empfangen ward.

Nun trat der König zu ihm und sprach: „Fortunat, du bist mein Hintersaß; ich meine, du solltest mir in dem folgen, was ich dir rathe; denn ich gönne dir alles Gute! Mir ist nicht entgangen, wie du einen köstlichen Pallast und eine Kirche bauen lassen, und nun im Sinne hast eine Frau zu nehmen. Ich sorge aber, du möchtest eine wählen, die mir nicht gefällig wäre, deßwegen möchte ich dir gern ein Gemahl geben, das deiner würdig wäre, und durch das du und deine Erben geehrt werden sollen. Hierauf erwiederte Fortunat: „Gnädiger Herr, es ist wahr, ich bin willens, eine Gemahlin zu nehmen; da ich aber merke, daß Eure Majestät selbst so herablassend ist, mir mit Rath und hoher Vorsorge entgegen zu kommen, so will ich auch ferner ohne Sorgen bleiben, und mein ganzes Vertrauen auf die Gnade meines Herrn setzen.“ — „Nun, dachte der König bei sich selber, hier habe ich gut eine Ehe schließen!“ Und laut sprach er zu Fortunat: „Ich weiß drei schöne Töchter, alle drei von Vater und Mutter her Gräfinnen: die älteste ist achtzehn Jahr alt, und heißt Gemiana; die andre siebzehnjährig, und ihr Name ist Marsepia; die dritte, die erst dreizehn Jahre alt ist, heißt Cassandra. Unter diesen dreien will ich dir die Wahl lassen; zu dem Ende sollst du eine nach der andern sehen; oder willst du sie lieber alle drei auf einmal schauen?“ Fortunat bedachte sich nicht lange. „Großmächtiger König, sagte er, wenn ihr mir die Wahl gebet,

so begehre ich, sie alle drei neben einander stehen zu sehen, und eine jede reden zu hören."

Alsbald ließ der König seiner Gemahlin entbieten, sie sollte ihr ganzes Frauenzimmer bereit halten: er selbst werde unter ihnen erscheinen und einen Gast mitbringen. Die Königin that dieß alles mit Eifer; denn sie wußte wohl, warum es geschah. Wie es Zeit war, nahm der König Fortunaten zu sich, und wollte mit ihm gehen. Dieser aber bat sich die Gnade aus, seinen alten Freund und Diener Leopold mit sich nehmen zu dürfen, und so gingen alle drei miteinander und betraten das Frauenzimmer. Die Königin mit allen ihren Jungfrauen erhub sich und empfing den König mit allen Ehren, ebenso die Gäste, die er mitbrachte. Dann setzte sich der König nieder, und Fortunat trat neben ihn. Der König sprach: „Stellet mir die drei Jungfrauen Gemiana, Marsepia und Cassandra vor!" Alle drei standen auf, gingen durch den Saal und neigten sich dreimal, ehe sie vor den König traten; endlich knieten sie nieder: und stand ihnen dieses gar wohl an. Der König hieß sie aufstehen, wandte sich zu der ältesten Jungfrau und fragte sie: „Gemiana, sage mir, bist du lieber bei der Königin, oder bei Graf Nimian deinem Vater, oder bei der Gräfin deiner Mutter?" Sie sprach: „Gnädiger König und Herr! Auf diese Frage ziemet mir nicht zu antworten; ich habe keinen eigenen Willen; was Eure Majestät und mein Vater mir befehlen, dem werde ich gehorsam nachkommen!"

Hierauf richtete der König seine Frage an die zweite Jungfrau und sprach: „Marsepia, sage du mir die

Wahrheit! Wer ist dir am liebsten, der Graf, dein Herr und Vater, oder die Gräfin, deine Frau Mutter?“ Sie antwortete: „O gnädiger Herr, mir ziemt keine Entscheidung; ich habe beide von ganzem Herzen lieb; wenn ich aber auch eins lieber hätte als das andere, so wäre es mir doch leid, daß mein Herz es wissen und mein Mund verkünden sollte, denn ich genieße von beiden gleich viel Treue und Liebe!“

Endlich sprach der König zu der dritten und jüngsten: „Sage du mir, Cassandra, wenn jetzt ein schöner Tanz wäre auf unsrer Hofburg, von Fürsten und Herren, von viel edlen Frauen und Jungfrauen, und es wäre hier der Graf und die Gräfin, dein Vater und deine Mutter, und das eine spräche: „Gehe zum Tanz!“ und das andre: „Gehe nicht!“ Welchem Gebote wolltest du folgen?“ — „Allergnädigster Herr König, sprach sie, ihr wisset ja, daß ich noch jung bin; Vernunft kommt vor den Jahren nicht; ermesse eure hohe königliche Vernunft die Liebe der Kinder! Ich weiß nicht zu wählen; wenn ich wählte, so würde ich ja eins von beiden erzürnen!“ — „Wenn aber Eines seyn müßte?“ fragte der König. — „So begehrte ich Jahr und Tag Bedenkzeit, um weiser Leute Rath zu vernehmen, ehe ich eine Antwort gäbe!“ Hiermit ließ der König Cassandra frei und fragte sie nicht weiter. Er beurlaubte sich von der Königin und den übrigen Frauenzimmern, und ging, gefolgt von Fortunat und Leopold, in seinen Pallast. Als sie in des Königs Zimmer zurückgekommen waren, sprach der König zu Fortunat: „Dein Wunsch ist erfüllt worden; du hast

alle drei stehen, gehen, lang und langsam reden gesehen und gehört; ich habe dir mehr gethan, als du begehrt hast; nun erwäge bei dir selbst: welche gefällt dir zum ehlichen Gemahl?" — „Ach, gnädigster Herr, sprach Fortunat, sie gefallen mir alle drei so wohl, daß ich nicht weiß, welche ich erkiesen soll; gönnet mir eine kleine Weile, mich mit meinem alten Diener Leopold zu bedenken." Der König beurlaubte ihn gern, und beide traten ab, sich an einem heimlichen Platze zu bedenken.

Hier sagte Fortunat zu Leopold: „Du hast die drei Töchter so gut als ich gesehen und gehört! Nun weißest du wohl, Niemand ist in seinen eigenen Sachen so weise, daß er nicht immerhin gut thäte, fremden Rath zu hören. So rathe denn du mir hierin so getreulich, als ob es deine eigene Seele beträfe." Leopold erschrak über diese feierliche Ermahnung: „Herr, sagte er, in dieser Sache ist nicht gut rathen; denn dem Einen gefällt oft ein Ding gar sehr, und seinem leiblichen Bruder gefällt es nicht. Der eine ißt gern Fleisch, der andere Fisch. Drum kann in dieser Sache euch Niemand gerne rathen, als ihr selber. Seyd doch ihr es auch, der die Bürde tragen muß!" — „Das Alles weiß ich wohl, erwiederte Fortunat, auch daß nur ich mir das Gemahl nehme, und sonst Niemand. Da wollte ich, du erschlößest mir deines Herzens Heimlichkeit, weil du so viele Menschen kennen gelernt hast, und gewiß schon an ihrer Gestalt merken kannst, was treu ist und was ungetreu!" Leopold rieth ungerne zu der Sache, er fürchtete Fortunats Huld zu verlieren, wenn er zu einer riethe, die ihm nicht gefiele. Er sprach:

„Herr, auch mir gefallen sie alle drei wohl, ich habe eine um die andere sorgfältig betrachtet; ihrer Gestalt nach sind es gewiß Schwestern oder Geschwisterkinder; auch kann ich an ihrem Aussehen durchaus keine Untreue merken!“ — Fortunat drang weiter in ihn und fragte: „Zu welcher räthst du mir denn aber?“ — „Ich mag nicht zuerst rathen,“ sprach Leopold; „es wäre euch unleidlich, wenn mir wohlgefiele, was euch mißfiele!“ — „Ich mag auch nicht,“ sagte Fortunat. Endlich sprach Leopold: „Nun, so nehmet eine Kreide, und schreibet auf den Tisch an eurer Ecke; so will ich auf der andern Ecke meine Meinung hinschreiben!“

Fortunat war es zufrieden; jeder schrieb seine Meinung, und als sie es gethan, und jeder des andern Schrift las, da hatten sie beide Cassandra geschrieben. Nun war Fortunat erst froh, daß seinem Leopold gefallen hatte, was ihm gefiel; und noch fröhlicher war Leopold, daß Gott ihm in den Sinn gegeben, gerade auf diejenige zu rathen, die seinem Herrn am allerbesten gefallen hatte. Jetzt eilte Fortunat wieder zu dem Könige und sprach: „Gnädiger Herr König! Mein unterthäniges Begehren ist, daß Ihr mir Cassandra gebet!“ — „Dir geschehe nach deinem Willen,“ sprach der König, und sandte von Stund an zu der Königin, daß sie zu ihm käme, und die Jungfrau auch mit sich brächte.

Also kam die Königin und brachte Cassandra mit. Der König aber schickte auf der Stelle nach seinem Kaplan und ließ das Paar zusammentrauen. Cassandra war wohl ein wenig unmuthig darüber, daß sie so ohne Wissen ihres Vaters und ihrer Mutter vermählt werden sollte, und daß dieselben nicht gegenwärtig seyn dürften; doch wollte es der König so haben. Als die Trauung vorüber war, kamen alle Frauen und Jungfrauen, auch der Braut Schwestern, und legten zwo letztere unter herzlichem Weinen ihre Glückwünsche ab. Durch diese Thränen erfuhr Fortunat erst, daß es leibliche Schwestern der Braut seyen; er ging daher zu ihnen hin und tröstete sie freundlich, indem er sagte: „Trauert nicht so sehr um eure Schwester, ich habe etwas, das euch ergötzen soll!" Und sogleich schickte er in die Stadt Famagusta nach den Herrlichkeiten, die er von Venedig mitgebracht hatte; davon schenkte er die zwei besten Kleinode dem König und der Königin, dann beschenkte er Braut und Schwestern, zuletzt begabte er alle Frauen und Jungfrauen der Königin aufs köstlichste, und ärndete großen Dank ein.

Darauf sandte der König nach dem Grafen Nimian und seiner Gemahlin. Fortunat, der dieses hörte, sprach mit seinem Freund, ordnete ihn ab, und übergab ihm tausend Dukaten; diese sollte er der Gräfin in den Schoos schütten und sprechen: „es sey ein kleines Geschenk von ihrem neuen Tochtermann, daß sie fröhlich zur Hochzeit kommen möchte. Aber die Gräfin war nicht vergnügt darüber, daß Fortunat die jüngste ihrer Töchter, die ihr gerade die liebste war, zur Frau erwählt hatte. Als

jedoch Leopold ihr die tausend Dukaten in den Schoos schüttete, ließ sie ihren Unmuth fahren, rüstete sich mit dem Grafen aufs Beste mit Wagen, Hofgesinde und allem Nöthigen, und so kamen sie zu dem König, der sie mit allen Ehren empfing, und sich bereit erklärte, die Hochzeit auf seine Kosten abzuhalten. Aber Fortunat bat sich die Ehre aus, dieselbe zu Famagusta in seinem neuen Pallaste, den er noch nicht eingeweiht hatte, feiern zu dürfen. Ja er wagte es, den König und die ganze königliche Familie zu dem Feste in aller Bescheidenheit einzuladen. Der König erfüllte seinen Willen, und Fortunat ritt eilends nach Famagusta, dort Alles zuzurichten.

Nach acht Tagen kam der König, und brachte ihm Gemahlin, Schwäher und Schwäger, und Volks genug. Die Freude, die sie hatten mit Tanzen, Singen und köstlichem Saitenspiel, war groß, bis endlich die schöne Jungfrau Cassandra bei ihrem Gemahl in dem neuen Pallaste zurückgelassen wurde, der so herrlich erbaut war, daß sich Jedermann über seine Zierde verwunderte. Obwohl nun der Braut Mutter sah, daß Alles köstlich zuging, wollte es ihr doch nicht recht gefallen, daß Fortunat nicht Land und Leute habe; der Graf beruhigte sie, und am andern Morgen früh stellte sich der König, sein Schwiegervater und seine Schwiegermutter bei Fortunat ein, und forderten die Morgengabe für die Braut. Da sagte Fortunat: „Land und Leute habe ich nicht, aber fünftausend baare Dukaten will ich ihr geben, dafür mag sie eine Burg mit Gebiet kaufen, darauf sie dereinst versorgt ist.“ — „Hier ist leicht Rath zu schaffen,“ sprach der König. „Weiß

ich doch, daß der Graf von Ligorna des Geldes sehr benöthigt ist, und Schloß und Flecken Lorgano drei Meilen von hier, verkaufen muß, mit Leuten, Land und allen Liegenschaften.“ Bald wurde der Kauf richtig gemacht, und Fortunat erhielt Schloß, Flecken und Land um siebentausend Dukaten. Er gab Leopold den Schlüssel, der das Geld aus einem Kasten holte; und Fortunat machte seine Gemahlin zur einigen Besitzerin der Herrschaft. Jetzt fing der Braut Mutter erst an fröhlich zu werden, und rüstete sich zur Kirche zu gehen, die neben dem Pallaste herrlich erbaut stand. Nachdem das Hochamt vollbracht war, setzte sich der König, die Königin, das junge Paar, und die ganze Gesellschaft ans Mahl, das recht königlich zubereitet worden.

Wie man am fröhlichsten war, stellte Fortunat eine Kurzweil an, und gab drei Kleinodien heraus. Das erste war sechshundert Dukaten werth, um das sollten die Herren, Ritter und Edelleute, drei Tage stechen; wer das Beste thäte und den Preis erhielte, sollte auch das Kleinod davon tragen. Weiter gab er ein Kleinod aus, das vierhundert Dukaten werth war, um das auch drei Tage lang die Bürger und ihre Genossen stechen sollten; endlich eines von zweihundert Dukaten, um das sollten die Knechte stechen.

Solches Freudenspiel trieb man vierzehn Tage; immer wurde zwei oder drei Stunden gestochen, dann wieder getanzt, und dann eben so lange geschmaust. Endlich zog der König und Alles mit ihm hinweg. Fortunat hätte gerne gesehen, daß sie länger geblieben wären, be-

sonders der Graf und die Gräfin; sie willigten aber nicht ein, denn sie sahen den großen Aufwand, und fürchteten, er möchte dadurch in Armuth gerathen, worüber Fortunat in seinem Herzen lachen mußte.

Nachdem er nun dem Könige das Geleite gegeben, und sich demüthig für die Ehre seines Besuchs bedankt hatte, ritt er wieder heim zu seiner schönen Cassandra, und stellte für die Bürger von Famagusta ein zweites Hochzeitfest an. Und als endlich auch dieses Wohlleben ein Ende hatte, sehnte sich Fortunat nach Ruhe, und ließ seinem alten Reisegefährten Leopold eine dreifache Wahl: „Wilt du heim, lieber Freund, sprach er zu ihm, so will ich dir vier Knechte zugeben, die dich redlich geleiten, und dir dazu so viel Geld geben, daß du Zeit Lebens dein Auskommen hast. Oder willst du hier zu Famagusta bleiben, so kaufe ich dir ein eigenes Haus, und gebe dir so viel, daß du drei Knechte und zwo Mägde halten kannst, und nie keinen Mangel leiden darfst. Oder endlich, willst du bei mir in meinem Pallaste seyn, und an allem Ueberfluß haben, so gut wie ich selber — welches von diesen Dreien du erwählst, das soll dir zugesagt und redlich gehalten werden.“

Der alte Leopold dankte ihm mit Rührung; er meinte, er habe es weder um Gott, noch um Fortunat verdient, daß ihm in seinen alten Tagen so viel Ehre und Glück wiederfahre. „Mir ziemt, sprach er, nicht heim zu reiten; ich bin alt und schwach, und möchte unterwegs sterben. Käme ich aber auch heim: Hibernia ist ein rauhes Land, wo weder Wein noch edle Früchte

wachsen; die bin ich jetzt schon gewöhnt. Vielleicht würde ich drum dort bald sterben! daß ich meine Wohnung bei euch nehmen soll, darf mir auch nicht in den Sinn kommen. Ich bin alt und ungestalt, ihr aber habt ein junges, schönes Gemahl, viel hübsche Jungfrauen und schmucke Knechte, die euch alle viel Kurzweil machen können. Denen allen würde ich unwerth, denn alten Leuten gefällt nicht immerdar das Wesen der Jungen. Darum, so wenig ich an eurer tugendreichen Güte zweifle, so erwähle ich doch, wenn es euch nicht zuwider ist, das Zweite, nämlich daß ihr mir mein eigen Wesen bestimmen möget, darin ich mein Leben vollbringen kann. Doch bitte und begehre ich, daß ich damit nicht ganz aus eurem Rathe entfernt werde, so lange uns Gott miteinander das Leben gönnt.“ Fortunat sagte dem Alten dieß gerne zu, und nahm auch wirklich seinen Rath an, so lange er lebte; er kaufte ihm ein eignes Haus, gab ihm Knechte und Mägde; dazu alle Monate hundert Dukaten. Dem Leopold that es auch wohl, daß er des Dienstes nicht mehr zu warten hatte. Er ging jetzt zu Bette und stand auf, aß und trank, früh oder spät, wie es ihm beliebte. Nichtsdestoweniger ging er alle Tage zur selben Stunde in die Kirche, wie Fortunat, und erschien fleißig bei seinem jungen Freunde. So trieb er es ein halbes Jahr; dann wurde er krank, und es ging mit ihm dem Tode zu. Wohl wurde von Fortunat nach vielen Aerzten gesendet, aber Niemand konnte ihm helfen. Und also starb der gute Leopold. Das that Fortunat gar leid; er ließ ihn

mit vielen Ehren in seine eigene Kirche begraben, die von ihm gebaut und gestiftet worden war.

Fortunat, der mit seiner Gemahlin Cassandra in großer Freude und Genüge lebte, bat Gott inbrünstig um einen Erben. Er wußte wohl, daß die Tugenden seines Glücksseckels ein Ende hätten, wenn er keine Kinder bekäme. Doch sagte er dieß Cassandra nicht. Weil aber Gott alle ziemlichen Gebete erhört, so wurde auch Fortunat bald mit einem Sohne erfreut, und das ganze Haus mit ihm. Dieser wurde in der heiligen Taufe Ampedo geheißen. Und nach Jahresfrist gebar ihm Cassandra einen zweiten Sohn, der auch mit Freuden getauft und Andolosia genannt wurde, so daß Fortunat jetzt zwei wohlgeschaffene hübsche Knaben hatte, die er und seine liebe Cassandra mit großem Fleiß erzogen; doch war Andolosia kecker als sein Bruder Ampedo, und dieß wird sich nachher zeigen. Fortunat hätte gerne noch weitere Leibeserben gehabt, aber Cassandra gebar ihm nicht mehr, was ihm sehr leid war, denn er hätte gar gerne eine Tochter dazu gehabt, oder zwei.

Zwölf Jahre hatte Fortunat mit seiner Gemahlin Cassandra in Ruhe und Liebe verlebt; eines weitern Erben versah er sich nicht mehr; da fing ihn der Aufenthalt in Famagusta an zu verdrießen, wiewohl er alle Kurzweil hatte mit Spazierengehen, Reiten, schönen Rossen, Feder-

spiel, Jagd, Hetze und Beize. Er nahm sich vor, nachdem er alle christlichen Königreiche durchzogen, auch vor seinem Tode die Heidenschaft, das Land des Priesters Johannes, und alle drei Indien zu beschauen. Daher sprach er zu seinem Weibe Cassandra: „Ich habe eine Bitte an dich, die sollst du mir nicht abschlagen. Ich wollte, du erlaubtest mir, hinwegzureisen.“ Sie fragte ihn, wornach ihm doch sein Gemüth stände. Da entdeckte er ihr sein ganzes Vorhaben; weil er den halben Theil der Welt gesehen, so wollte er den andern Theil auch durchfahren; „und sollte ich mein Leben darum verlieren,“ setzte er hinzu.

Als Cassandra merkte, daß es ihm Ernst sey, erschrak sie zuerst sehr, und suchte ihn von seinem Vorsatz abzubringen. Es würde ihn gereuen, meinte sie; wo er bisher umhergezogen, das wäre alles durch Christenlande gegangen; auch er selbst sey noch jung und stark gewesen, und hätte vieles ertragen können; das sey jetzt nicht mehr so; das Alter vermag nicht mehr, was der Jugend leicht zu thun ist. „Jetzt habt ihr euch gewöhnt, ein ruhiges Leben zu führen; und höret ihr denn nicht alle Tage, daß die Heiden einem Christen weder treu noch hold sind, daß sie von Natur nur darauf denken, wie sie dieselben um Gut und Leib bringen mögen!“ Dazu fiel sie ihm um den Hals, bat ihn gar freundlich und sprach: „O allerliebster Fortunat, theuerster und getreuester Gemahl, auf den ich meine ganze Hoffnung gebaut habe; ich bitte euch um Gottes willen, ehret mich armes Weib und eure lieben Kinder, schlagt die vorgesetzte Reise aus eurem

Herzen, und bleibet hier bei uns! Habe ich euch denn mit irgend etwas erzürnt, oder etwas gethan, das euch mißfallen hätte? Saget mirs doch, es soll hinfort gewiß vermieden bleiben und nicht mehr geschehen.“ Cassandra weinte zu diesen Worten inniglich und war sehr betrübt. Fortunat hing am Halse seiner Gemahlin und sprach: „O liebes Weib, verzweifle nur nicht! Es ist ja nur von einer ganz kleinen Zeit die Rede; dann komme ich wieder heim; und ich verheiße dir jetzt feierlich, daß ich alsdann nimmermehr von dir scheiden will, so lang uns Gott das Leben verleiht!“ — „Ach ja, sagte Cassandra, wenn ich deines Wiederkommens gewiß wäre, so wollte ich deine Zurückkunft mit Freuden erwarten; wohin du dann ziehen wollest, nur müßte es unter gläubige Christen seyn, und nicht zu den Heiden, dem treulosen Geschlechte, das nichts als Christenblut begehrt; ja, dann sollte es mir nicht schwer werden!“ Aber Fortunat blieb bei seinem Entschlusse. „Diese Reise, sprach er, kann Niemand wenden, als Gott und der Tod allein. Sollte ich aber von hinnen scheiden, so will ich dir so viel Baarschaft hinterlassen, daß du, wenn ich auch nimmer wiederkehrte, mit deinen Kindern dein Leben in Ruhe zubringen kannst!“

Cassandra merkte wohl, daß hier kein Bitten helfen mochte. Sie nahm daher ihre Kräfte zusammen und sprach: „O geliebter Herr, wenn es nicht anders seyn kann, so kommet desto eher wieder; und die Liebe und Treue, die ihr uns bisher erwiesen habt, die lasset aus eurem Herzen nicht entschwinden. Dann wollen wir Gott

Tag und Nacht für euch bitten, daß er euch Gesundheit, Frieden und günstiges Wetter verleihe, und euch vor Allen behüte, in deren Hand und Gewalt ihr kommen könntet!“ — „Wolle Gott, daß dieß Gebet an mir vollbracht werde, sagte Fortunat; ich hoffe aber zu ihm, daß ich früher wieder heimkomme, als ich mir vorgenommen habe!“

Mit diesen Worten segnete Fortunat Weib und Kind, und fuhr, als ein reicher Mann, in seiner eigenen Galeere davon, die er sich zu diesem Zwecke hatte bauen lassen. Nach einer glücklichen Fahrt kam er zu Alexandria in Aegypten an. Sobald er sicher Geleite hatte, ans Land zu fahren, stieg man aus dem Schiffe. Die Heiden wollten wissen, wer der Herr der Galeere sey. Fortunat, hieß es, von Famagusta aus Cypern sey Besitzer des Schiffs. Zugleich bat er, daß man ihm Zutritt zu dem Heidenkönige verschaffte, damit er ihm sein Geschenk überreichen könnte; jeder Kaufmann nämlich pflegt dem Sultan eine Verehrung zu bringen. Als nun Fortunat in des Königs Pallast kam, hieß er sogleich einen Kredenztisch aufschlagen, und stellte seine Kleinodien aus, die gar schön und köstlich anzusehen waren, und die er auch sofort dem Sultan anbieten ließ. Der Sultan kam in Person herbei, und nahm die Kostbarkeiten in Augenschein. Er wunderte sich und glaubte, der Fremde habe sie ihm

gebracht, um sie sich abkaufen zu lassen; er ließ ihn daher fragen, wie hoch er den Kredenztisch voll Kleinodien schätze? Darauf fragte Fortunat nur, ob die Kleinode des Sultans Beifall hätten; und als dieß bejaht wurde, zeigte er sich ausnehmend froh, und ließ den Sultan bitten, sie nicht zu verschmähen, sondern als ein Geschenk gnädig aufzunehmen. Den König von Aegypten befremdete es nicht wenig, daß ein einziger Kaufmann ihm so viel verehren wollte, denn er schätzte das ganze Geschenk wohl auf fünftausend Dukaten, und meinte, es wäre wohl für eine ganze Stadt wie Venedig, Florenz oder Genua viel zu viel. Doch nahm er es auf, wie es war, glaubte jedoch, für eine so große Schenkung dem Darbringer eine Gegengabe zusenden zu müssen. Daher schickte er hundert Centner Pfeffer, die so viel werth waren, als Fortunats sämmtliche Kleinode.

Als die Lagerherren aus Venedig, Florenz, Genua und Catalonien, die sich dazumal in Alexandrien aufhielten, von der großen Gegengabe des Königs vernommen, dabei daran dachten, daß sie selbst, die stets in seinen Landen lägen, des Jahrs zwei dreimal Geschenke darbrächten, und dazu ihm und dem Lande von großem Nutzen wären, und daß sie gleichwohl noch nie eines solchen Geschenkes gewürdigt worden seyen: da empfanden sie großen Verdruß über das Betragen Fortunats. Ueberdieß kaufte Fortunat immer mehr Waaren an sich; sie fürchteten daher, er möchte ihnen auch noch in ihrer Kaufmannschaft Schaden thun, und das Land mit Waaren überführen, so daß sie genöthigt wären, das ihrige wohl-

feiler zu geben, daher waren sie beständig darauf bedacht, wie sie ihm Verdruß bei dem Sultan anrichten könnten. Sie machten daher zu dem Ende dem Admiral, welcher der Oberste nach dem König im Lande war, ein großes Geschenk, damit er Fortunat und den Seinigen nicht so günstig wäre. Aber Fortunat wußte es, und schenkte noch einmal so viel. Dem Admiral war es eben recht; er nahm das Geld von beiden Parteien, und that was er mochte. Er erwies nämlich dem Fortunat nur um so mehr Dienste, denn sein Wunsch war, daß nur recht viele, wie er, nach Alexandrien kommen möchten.

So war Fortunat schon einige Tage daselbst, als er gar von dem Sultan zu Gaste gebeten wurde, und mehrere Kaufleute von der Galeere mit ihm. Dieß verdroß die andern Kaufherren noch mehr, besonders da ihn bald darauf auch der Admiral zum Essen einlud, und sie sahen, daß ihre Schenkung so übel angelegt war. Inzwischen erschien die Zeit, wo die Galeere von Alexandria wegfahren mußte, denn es war gebräuchlich, daß kein Schiff mit Kaufmannswaaren länger als sechs Wochen daselbst verweilen durfte, mochte es nun verkauft haben oder nicht. Fortunat wußte dieses wohl. Er richtete sich darnach, und setzte an seine Statt einen andern Schiffspatron ein, dem er befahl, mit der Galeere, den Kaufleuten und allem Gute in Gottes Namen nach Spanien, Portugal, zuletzt nach England und dann nach Flandern zu fahren, da zu kaufen und zu verkaufen, von einem Lande zum andern, und ihren Gewinn zu mehren, was nicht fehlen könne, weil sie bedeutende Güter mit

sich führten. Nach zwei Jahren sollte der Patron gewiß mit seiner Galeere wieder in Alexandria seyn, und diesen Zeitpunkt ja nicht versäumen. Er selbst sey Willens noch zwei Jahre in der Fremde zu bleiben, und seine Sachen darnach einzurichten, damit er auf die bestimmte Zeit auch wieder in Alexandria seyn könnte. Träfen sie ihn da nicht, so sollten sie sich nur keine Rechnung auf ihn machen, sondern annehmen, daß er nicht mehr am Leben sey. Dann sollte der Patron die Galeere samt dem Gute seiner Gemahlin Cassandra und seinen Söhnen nach Famagusta liefern. Dieß versprach ihm der neue Schiffskapitän. Und so traten diese in Gottes Namen ihre Reise an.

Sobald sich Fortunat allein sah, besuchte er den Admiral und bat ihn, daß er ihm zu einem sicheren Geleite durch des Sultans Land behülflich seyn möchte, und dann zu einem Empfehlungsschreiben an die Fürsten und Herren der Länder, die er zu sehen begehrte. Das verschaffte ihm der Admiral ohne Mühe vom Sultan, alles auf Kosten Fortunats, was diesem große Freude machte, weil er das Geld nicht sparen durfte. Er rüstete sich daher mit seinen Begleitern aufs allerbeste, und trat sodann seine weite Reise an.

Zuerst durchwanderten sie das Land des Königs von Persien, dann das Gebiet des großen Chans von Chaltei; von da ging es durch die indischen Wüsten, in das Land des Priesters Johannes, der über viel Inseln und feste Lande regiert, und in Allem zwei und siebenzig Königreiche beherrscht. Diesem schenkte Fortunat die seltensten

Kleinode, ebenso allen denjenigen, die ihm auf seiner Reise förderlich gewesen. Dann kam er nach Calecut, in das Land, wo der Pfeffer wächst wie kleine grüne Trauben. Dort regierte ein mächtiger König, das Land aber ist von großer Hitze geplagt. Als Fortunat dieß Alles gesehen, jammerte ihn endlich seiner Gemahlin Cassandra und seiner beiden Söhne, und es kam ihn eine zärtliche Lust an, sie wieder zu sehen. Er richtete daher seinen Lauf heimwärts, und kam zur See nach der Stadt Lamecha. Dort kaufte er sich ein Kameel, und ritt auf demselben durch die Wüste gen Jerusalem in die heilige Stadt. Nun hatte er noch zween Monate Zeit, bis zu dem Zeitpunkt, wo er versprochen hatte, zu Hause einzutreffen. Deßwegen eilte er auf Alexandria zu, dem Sultan für alle Beförderung Dank zu sagen, besuchte den Admiral wieder, freute sich des Wiedersehens, und überall wurde ihm große Ehre angethan. Acht Tage blieb er zu Alexandria stille liegen; siehe, da kam auch seine Galeere dahergefahren, mit köstlichen Waaren beladen, dreimal so voll, als da sie Fortunat von sich ausgesandt hatte. Er freute sich über die Maßen, als er alle seine Leute wieder frisch und gesund sah, vor Allem aber, daß sie ihm Briefe von seiner geliebten Gemahlin Cassandra mitbrachten.

Fortunat hatte keine Ruhe mehr; er ermunterte seine Leute, fein wohlfeil zu verkaufen, um recht bald mit ihren Gütern aufzuräumen; denn, sagt man, wer wohlfeil giebt, dem hilft Sanct Niclas verkaufen; und wer kauft, wie man ihm ein Ding beut, der ist auch bald fertig.

Während daher andre Kauffartheischiffe sechs Wochen lang zu Alexandria lagen, schafften sie alles in drei Wochen fort, nach ihres Herren Willen. Aber der Sultan, der von ihrer Eile hörte, wollte nicht haben, daß Fortunat hinwegreise, er speise denn vorher mit ihm. Er lud ihn daher noch am letzten Abend ein, bevor er am andern Morgen absegeln wollte. Dieß konnte Fortunat nicht abschlagen; jedoch befahl er, daß sich Jedermann auf die Galeere begeben sollte: sobald die Mahlzeit vorbei wäre, wollte er sich noch am selben Abende bei ihnen einfinden. Indem kam sein Freund, der Admiral, nahm ihn beim Arm, und beide gingen miteinander auf des Königs Pallast zu.

Der Sultan von Aegypten empfing Fortunaten aufs Beste. Dieser stattete ihm seinen ehrfurchtsvollen Dank für den Geleitsbrief ab, und unterhielt ihn von allen Merkwürdigkeiten, die er in den fremden Landen gesehen hatte. Nach der Mahlzeit wünschte Fortunat das Hofgesinde beschenken zu dürfen, und der König vergönnte es ihm. Da that er unter dem Tische seinen Glücksseckel auf, daß es Niemand sähe, und Niemand die Kraft des Seckels erführe. Und nachdem er Jedermann schwer Geld gegeben, so daß der Sultan sich wunderte, wie er so viel nur tragen könnte, sagte dieser, der sich besonders freute, daß sein Leibmameluk so reichlich von ihm beschenkt

worden war, zu Fortunat: „Ihr seyd ein wackerer Mann; es ziemt sich wohl, daß man euch eine Ehre anthut: kommt mit mir; ich will euch etwas sehen lassen, was ich habe.“ Mit diesen Worten führte er ihn durch einen Thurm, der ganz von Stein und rundum gewölbt war, zuerst in ein Gewölbe, in welchem sich viele Juwelen und Silbergeräthe befanden, auch große Haufen silberner Münzen, wie Korn aufgeschüttet. Dann öffnete er ihm ein zweites Gewölbe, das voll goldener Kleinode war, in diesem stand auch eine große Truhe, voll gemünzter Goldgulden. Dann betraten sie ein drittes gar sorgfältig verwahrtes Gewölbe, in welchem gewaltige Kästen voll kostbarer Kleider und Leibleinwand standen, was der Sultan anthat, wenn er sich in seiner königlichen Majestät zeigen wollte, Alles ohne Zahl; so hatte er namentlich zwei goldene Leuchter, auf welchen zwei große Karfunkel standen. Als nun diese beiden Kleinode Fortunat zu bewundern nicht aufhörte, sprach zu ihm der Sultan: „Ich habe noch eine Seltenheit in meiner Schlafkammer; die ist mir lieber, als Alles, was ihr bisher bei mir gesehen habt.“ „Was mag das seyn, fragte Fortunat, das so köstlich wäre?“ — „Ich will es dich sehen lassen,“ erwiederte der König, und führte ihn in sein Schlafzimmer, das groß, hell und freundlich war, und alle Fenster sahen in das weite Meer. Hier ging der Sultan an einen Kasten, langte ein unscheinbares Filzhütchen, dem die Haare schon ausgegangen waren, hervor, und sprach zu Fortunat: „Dieser Hut ist mir lieber als alle Kleinode, die ihr gesehen habt, darum: wenn einer jene Kost-

barkeiten auch nicht besitzt, so gibt es doch Mittel, sich dieselben zu verschaffen; aber einen solchen Hut kann sich kein Menschenkind zu Wege bringen." Fortunat fragte recht neugierig: „O gnädigster Herr König, wenn es nicht wider die Ehrfurcht ist, die ich Euch schuldig bin, so möchte ich gerne erfahren, was das Hütlein vermag, das ihr so hoch schätzet." — „Das will ich dir sagen," sprach der König. „Das Hütlein hat die Tugend, wenn ich oder ein anderer es aufsetzt, wo er alsdann begehrt zu seyn, da ist er. Damit habe ich viel Kurzweil, mehr als mit meinem ganzen Schatze. Denn wenn ich meine Diener auf die Jagd sende, und mich verlangt auch bei ihnen zu seyn, so setze ich nur mein Hütchen auf und wünsche mich zu ihnen: so bin ich auf der Stelle bei ihnen. Und wo ein Thier in dem Walde ist, und ich möchte dabei seyn, so bin ichs, und kann es den Jägern in die Hände treiben. Habe ich einen Krieg, und meine Söldner sind im Felde, so kann ich wieder bei ihnen seyn, sobald ich will. Und wenn ich genug habe, so bin ich wieder in meinem Pallast, wohin mich alle meine Kleinode nicht hinzubringen vermöchten." — „Lebt der Meister noch, der es gefertigt hat?" fragte Fortunat. Der König antwortete: „Das weiß ich nicht." — „O möchte mir der Hut werden!" dachte Fortunat; „er paßte gar zu gut zu meinem Seckel!" Da sprach er weiter zu dem König: „Ich halte dafür, da der Hut eine so große Kraft hat, so muß er auch recht schwer seyn, und den, der ihn auf dem Kopfe hat, nicht übel drücken!" — „Nein," antwortete der König, „er ist nicht schwerer, denn ein anderer

Hut!" Der Sultan hieß ihn sein Baret abziehen, setzte ihm das Hütchen selbst aufs Haupt, und sagte: „Nicht wahr, es ist nicht schwerer, als ein anderer Hut?" — „Wahrlich, antwortete Fortunat, ich hätte nicht geglaubt, daß der Hut so leicht sey, und ihr so thöricht, ihn mir aufzusetzen!" — Und in diesem Augenblick wünschte er sich auf seine Galeere, darin er auch auf der Stelle saß. Kaum war er darin, so ließ er die Segel aufziehen, denn sie hatten starken Nordwind, so daß sie schnell von hinnen fuhren.

Als der König sah, daß ihm Fortunat sein allerliebstes Kleinod abgeführt, stand er am Fenster; da sah er die Galeere wegfahren. Er wußte im Zorne nicht, was er thun sollte; doch bot er all sein Volk auf, Fortunaten nachzueilen und ihn gefangen zu bringen; denn der Räuber sollte sein Leben verlieren. Seine Leute fuhren ihm auch auf der Stelle nach, aber die Galeere war schon so ferne, daß sie kein Auge mehr erreichen konnte. Nachdem sie ihr einige Tage nachgefahren, kam sie eine Furcht an, sie möchten auf catalonische Seeräuber stoßen, und da sie nicht gerüstet waren zu streiten, kehrten sie wieder um, und sagten dem Sultan, es sey nicht möglich gewesen, die Galeere zu erreichen. Da wurde dieser sehr traurig. Aber die Venetianer, Florentiner und Genuesen, die freuten sich, als sie erfuhren, daß Fortunat mit des Sultans liebstem Kleinod davon gefahren sey. „Recht so, sprachen sie untereinander, „der König und der Admiral wußten nicht, wie sie diesen Fortunat genug ehren sollten: nun hat er ihnen den rechten Lohn gege-

ben;" und jetzt sind wir sicher vor ihm; er wird nicht wieder kommen, und uns nicht noch einmal so großen Schaden mit Kaufen und Verkaufen zufügen!"

Der Sultan hätte sein Kleinod gar zu gerne wieder gehabt, und doch wußte er nicht, wie er es angreifen sollte. „Wenn ich auch, dachte er, den Admiral oder einen meiner Fürsten zu ihm sende, so sind sie den Christen nicht angenehm; auch könnten sie unterwegs gefangen werden; am Ende entschloß er sich, eine feierliche Botschaft zu Fortunat nach Cypern zu schicken, und bat den Vorsteher der Christen, daß er ihm zu Willen würde, und sich zu dieser Reise verstände; theilte ihm auch die Ursache mit. Dieser sagte es ihm zu, und erklärte bereit zu seyn, in des Sultans Dienst zu fahren, wohin er wollte. Alsbald ließ ihm der Sultan ein Schiff zurüsten, und es mit Christenschiffleuten bemannen; dann befahl er ihm nach Famagusta in Cypern zu segeln, und Fortunat anzugehen, daß er dem Sultan sein Hütlein wieder schicke. „Denn er hätte es ihn in Treuem sehen lassen; wollte es auch von ihm zu Danke wieder annehmen, und ihm dafür eine Galeere voll edlen Gewürzes senden." Wenn er es aber nicht thun wollte, so sollte der Schiffshauptmann es dem Könige von Cypern klagen, der ja sein Oberherr wäre, und diesen bitten, daß er den Fortunat zwinge, dem Sultan sein geraubtes Kleinod zurückzuschicken. Der Hauptmann war ein Venetianer, und hieß Marcholandi; dieser sagte dem Sultan zu, die Botschaft treulich auszurichten und allen Fleiß darauf zu verwenden. Dazu gab ihm jener großes Gut, rüstete ihn herr-

lich aus, und verhieß ihm noch Mehreres, wenn er ihm sein Hütlein wieder brächte.“ Denn der Herr war so betrübt über seinen Verlust, daß er keine Ruhe hatte; alle seine Mameluken mußten auch traurig seyn. Vorher hatten sie alle den Fortunat gelobt; nun er aber ihren König betrübt hatte, erklärten sie ihn für den größten Bösewicht, den das Erdreich trüge.

So fuhr Marcholandi gen Cypern und kam zu Famagusta in den Hafen; aber Fortunat war wohl zehn Tage vor ihm eingetroffen. Wie zärtlich Fortunat von seiner liebsten Gemahlin Cassandra empfangen wurde, möget ihr leicht denken; auch wie große Freude er selbst empfand, als er so glücklich wieder heim gekommen war. Die ganze Stadt war froh mit ihm, denn es war viel Volks in der Stadt, die alle viele Freunde hatten, welche mit Fortunat wieder gekommen waren, und über deren glückliche Rückkehr jetzt Alles fröhlich war.

Marcholandi wunderte sich nicht wenig, als er mit seiner Galeere ans Land kam, und die ganze Stadt in solchem Vergnügen sah. Fortunat aber, so wie er hörte, daß eine Botschaft des Königs von Alexandrien nach Famagusta gekommen sey, versah sich ihres Inhalts wohl. Er ließ daher sogleich für den Schiffhauptmann eine gute Herberge bestellen, ihm Alles in dieselbe führen, was er bedurfte; und was er sonst verbrauchte, das Alles bezahlte Fortunat. So hatte Marcholandi wohl drei Tage zu Famagusta gelegen; da schickte er endlich zu Fortunat, mit der Erklärung, er habe ihm eine Botschaft auszurichten. Jener zeigte sich ganz bereitwillig ihn anzuhören,

und nun kam der Schiffshauptmann zu ihm in seinen schönen Pallast, und richtete den Inhalt seiner Sendung aus. „Der König, Sultan von Babylon, zu Al-Kairo und Alexandria sprach er, mein allergnädigster Herr, entbeut dir, Fortunat, seinen Gruß, durch mich den Hauptmann der Christen zu Alexandrien, Marcholandi; er verlangt von dir, du wollest so gutwillig seyn, und mich als gütlichen Boten betrachten, ihm selbst aber sein bewußtes Kleinod durch mich zurücksenden."

Auf diese Anrede antwortete Fortunat und sprach: „Mich nimmt Wunder, daß der König und Sultan nicht weiser war, als er mir sagte, was für eine Eigenschaft das Hütchen habe, und daß er mir dasselbe so unbedenklich auf mein Haupt setzte. Uebrigens bin ich durch jenes Kleinod in große Angst und Noth gekommen, die ich mein Lebtag nicht vergessen will. Denn meine Galeere stand auf der offenen See, in diese wünschte ich mich hinein; hätte ich dieselbe nur eines Fußes breit verfehlt, so wäre ich um mein Leben gekommen, und dieß ist für mich doch noch ein köstlicherer Schatz, als des Sultans ganzes Königreich. Und darum bin ich gesonnen, das Wünschhütlein zu einer geringen Vergütung für die ausgestandene Todesangst zu behalten, und nicht von mir zu lassen, so lange ich lebe." Marcholandi gab auf diese Rede die Hoffnung, ihn in Güte zur Herausgabe zu bewegen, noch nicht auf. Er sprach: „Fortunat, lasset euch rathen! Wozu kann euch dieß Kleinod nützen? Ich will euch etwas dafür schaffen, das euch und euren Kindern viel nützlicher seyn soll, als das abgeschabte Hütlein.

Ja, hätte ich einen Sack voll solcher Hüte, und jeder Hut hätte die Tugend, die jenes Hütlein hat, so wollte ich sie alle um das Drittheil des Guts geben, das ich euch schaffen will. Darum laßt mich einen guten Boten seyn, so will ich euch versprechen, daß der Sultan eure Galeeren mit dem besten Gewürz, Pfeffer, Ingwer, Muscatnüssen und Zimmetrinden beladen muß, bis auf hunderttausend Dukaten an Werth. Auch sollt ihr das Hütchen nicht aus den Händen geben, bis die Galeere mit samt dem Gut euch in sichre Hand überantwortet ist. Behagt dieß eurem Sinne, so will ich selbst auf eurer Galeere nach Alexandrien fahren, und sie euch geladen wieder bringen, und dann erst gebet mir meines gnädigen Sultans Kleinod wieder zurück. Gewiß gilt dasselbe in der ganzen Welt kein Drittheil von dem, was euch der Sultan darum geben will. Er würde auch nicht so sehr darnach verlangen, wenn es nicht zuvor sein gewesen wäre."

Auf diese lange Rede antwortete Fortunat ganz kurz: „Mir ist nichts werther, als des Sultans Freundschaft und die Eure; aber das Hütlein hoffe Niemand aus meiner Gewalt zu bringen. Ich habe auch sonst noch ein Kleinod, das mir sehr lieb ist; und beide müssen mein bleiben, so lange ich lebe!" Mit dieser Antwort verfügte sich Marcholandi zum Könige von Cypern, der Fortunats Oberherr war, und bat ihn, mit diesem zu unterhandeln, denn er sorge, wenn Fortunat das Wünschhütlein nicht herausgebe, so möchte daraus ein ernstlicher Krieg entspringen. Der König antwortete dem Schiffshauptmann:

„Ich habe Fürsten und Herren unter mir, die, so ich gebiete, thun, was sie sollen. Hat nun der Sultan etwas gegen Fortunat zu klagen, so mag er ihn vor Gericht belangen; alsdann soll ihm alle Genugthuung wiederfahren.“ Marcholandi merkte wohl, daß die Heiden hier nicht viel Rechts gewinnen würden, rüstete seine Galeere wieder zu, und wollte davon. Aber Fortunat erzeigte sich sehr gütig gegen ihn, lud ihn noch einmal zu Gaste, und beschenkte ihn mit vielen Kostbarkeiten, ließ auch seine Galeere mit Speise und Trank reichlich versehen. Dann sprach er: „Saget eurem Herrn, dem Sultan, wenn das Hütlein mein gewesen wäre, und er hätte mir's entführt, so sendete er mir es gewiß nicht wieder, und es würde ihm auch von den Seinigen nicht gerathen werden, mir dasselbe wieder zu schicken.“ Marcholandi versprach, solches dem Sultan wörtlich zu hinterbringen, dankte für alle Ehre, die ihm Fortunat erwiesen, und fuhr so unverrichteter Dinge wieder hinweg.

Nachdem Fortunat auf oben erzählte Weise die ganze Welt durchfahren, und der Welt Glück in Fülle gewonnen hatte, begann er ein ruhiges Leben zu führen, ließ seine zwei Söhne erziehen mit Ehren und großem Aufwand, hielt ihnen Edelknechte, welche sie in allem Ritterspiel unterrichteten, wozu besonders der jüngere Sohn Andolosia große Neigung zeigte. Denn Fortunat gab ihm

manches Kleinod auszuspielen, und wenn um dieselben zu Famagusta gestochen wurde, so that jedesmal dieser jüngste Sohn das Beste, und gewann den Preis, so daß Jedermann sprach: „Andolosia bringt das ganze Land zu Ehren!" Darüber empfand Fortunat große Freude, auch machte ihm sein Seckel und Wünschhütlein, sein Federspiel und der Umgang mit seinen Söhnen und seiner Gemahlin alles mögliche Vergnügen.

Viele Jahre lebten sie in solcher Eintracht; da verfiel endlich die schöne Cassandra in eine solche Krankheit, daß sie, trotz aller ärztlichen Hülfe, sterben mußte. Fortunat bekümmerte sich hierüber so sehr, daß auch er in eine tödtliche Krankheit verfiel, und ein solches Siechthum empfand, daß von Tag zu Tag seine Kräfte abnahmen. Vergebens suchte man die besten Aerzte in der Welt auf, und versprach ihnen die herrlichste Belohnung, wenn sie helfen könnten. Sie gaben keinen Trost, ihn je wieder ganz gesund zu machen, aber sie wollten wenigstens ihr Bestes thun, sein Leben so lange wie möglich zu fristen. So wenig Fortunat auch sein Geld sparte, so empfand er doch keine Besserung. Daraus schloß er, daß das Ende seines Lebens nicht mehr ferne sey. Er ließ daher seine beiden Söhne Ampedo und Andolosia vor sich kommen, und sprach zu ihnen: „Ihr wisset, lieben Söhne, daß eure Mutter, die euch mit großem Fleiß erzogen, mit Tod abgegangen ist. Ich selbst empfinde, daß ich diese Zeitlichkeit verlassen muß. Darum will ich euch sagen, wie ihr euch nach meinem Tode verhalten sollt, damit ihr bei Ehre und Gut bleibet, wie ich auch bis

an mein Ende geblieben bin." Dann offenbarte er ihnen den Besitz seiner zwei Kleinode, und erzählte ihnen von dem Glücksseckel und der Eigenschaft, die er hätte, nicht länger, als so lange sie beide lebten; ebenso theilte er ihnen das Geheimniß von der Tugend des Wünschhütleins mit, sagte ihnen, wie großes Gut der Sultan ihm dafür geben wollte, und befahl, diese Kleinode nicht von einander zu trennen, auch Niemand etwas von dem Seckel zu sagen, er wäre ihnen so lieb als er wollte. „Denn also, sprach er, habe ich den Seckel sechzig Jahre lang gehabt, und keinem Menschen davon je ein Wörtlein gesagt, denn jetzt euch. Noch will ich euch Eines befehlen, lieben Söhne; ihr sollt zu Ehren einer Jungfrau, von welcher ich mit diesem glückhaften Seckel begabt worden bin, hinfüro alle Jahre auf den ersten Tag des Brachmonats eine arme Tochter, welcher Vater und Mutter nicht helfen können, vierhundert Goldstücke nach des Landes Währung, zur Brautgabe schenken, an dem Orte, wo sich der Eine von euch gerade mit dem Seckel befindet. Denn dieß habe auch ich gethan, so lange ich denselben besessen habe." Dieses waren die letzten Worte Fortunats, nach welchen er seinen Geist aufgab. Die Söhne bestatteten ihn mit großen Ehren in der Kirche, die er selbst gebaut hatte, und ließen viele Messen zum Heile seiner Seele lesen.

Während Fortunats jüngerer Sohn Andolosia das Trauerjahr über stille liegen mußte, und sich nicht mit Stechen und andrem adeligen Zeitvertreib erlustigen durfte, war er über seines Vaters Büchern gesessen, und hatte darin gelesen, wie dieser so viele christliche Königreiche durchzogen hatte, durch wie vieler Heiden Länder er gefahren war. Das gefiel ihm auch wohl, und erweckte in ihm eine solche Begierde, daß er sich ernstlich vornahm, ebenfalls auf die Wanderung zu gehen. Er sprach daher zu seinem Bruder Ampedo: „Mein liebster Bruder, was wollen wir anfahen? Laß uns wandern und nach Ehren trachten, wie unser Herr Vater auch gethan hat. Oder hast du nicht gelesen, wie er so weite Lande durchfahren? Wenn du es noch nicht gelesen, so lies es jetzt!“ Ampedo erwiederte seinem Bruder ganz gütlich: „Wer wandern will, der wandere! Mich gelüstet es gar nicht darnach; ich könnte leicht an einen Ort kommen, wo mir nicht so wohl wäre, wie hier. Laß mich nur hier in Famagusta bleiben, und mein Leben in dem schönen väterlichen Pallaste beschließen!“ Andolosia sprach: „Wenn du dieses Sinnes bist, so laß uns die Kleinode theilen.“ — „Willst du jetzt schon das Gebot unsers Vaters übertreten?“ fragte Ampedo betrübt. „Weißt du nicht, daß sein letzter ernstlicher Wille gewesen ist, daß wir die Kleinode nicht von einander trennen sollen?“ Andolosia erwiederte: „Was kehre ich mich an diese Rede! Er ist todt, ich aber lebe noch, und will theilen.“ Ampedo sprach: „So nimm du das Hütlein, und ziehe wohin du willst!“ — „Nein, nimm du es selbst, sprach Andolosia,

und bleib hier!“ So konnten sie nicht einig über die Sache werden, den jeder wollte den Seckel haben. Endlich sagte Andolosia: „Jetzt weiß ich, wie wir das Ding machen wollen, daß des Vaters Wille doch erfüllt wird. Laß uns aus dem Seckel zwei Truhen mit Goldgulden füllen, die behalte du hier für dich; du magst leben, so herrlich du willst, so kannst du sie dein Lebenlang nicht verzehren. Dazu behalte auch das Hütlein bei dir, damit du Kurzweil haben magst. Mir aber laß den Seckel; ich will wandern und nach Ehren trachten. Wenn ich sechs Jahr aus gewesen bin, und wieder komme, so will ich dir den Seckel auch sechs Jahre lassen. Auf diese Weise haben wir ihn ja doch gemeinschaftlich und benützen ihn mit einander.

Ampedo war ein gütiger Mensch; er ließ sich den Vorschlag seines Bruders gefallen. Als nun Andolosia den Seckel hatte, war er von ganzem Herzen froh und wohlgemuth; er rüstete sich mit guten Knechten und hübschen Pferden stattlich aus, nahm Urlaub von seinem Bruder und verließ Famagusta mit vierzig wohlgerüsteten Mannen, und auf seiner eigenen Galeere. Als er in dem Hafen von Aiguesmortes angekommen war, stieg er dort ans Land, und ritt zu allererst an den Hof des Königs von Frankreich. Hier gesellte er sich zu den Edeln des Landes, den Grafen und Freiherrn, denn er war freigebig und ließ seinen Reichthum Jedermann genießen, deßwegen er auch bei aller Welt beliebt war. Und zugleich diente er dem König so eifrig, als wäre er sein besoldeter Diener. Indem begab es sich, daß

ein scharfes Stechen, Ringen, Rennen und Springen angestellt werden sollte. In diesem that er es auch allen Andern insgesammt zuvor. Nach dem Stechen wurden gewöhnlich große Tänze mit den edeln Frauen gehalten. Auch zu diesen wurde er berufen, und überall herangezogen. Die Frauen fragten, wer denn der muthige Ritter sey. Da ward ihnen gesagt, er heiße Andolosia, sey aus Famagusta in Cypern und von edlem Geschlecht. So gefiel er auch den Weibern sehr wohl; sie unterhielten sich gern mit ihm, und er ließ sich solches auch gefallen. Der König lud ihn zu Gast, und den Edeln war seine Gesellschaft angenehm. Er selbst lud auch die Edeln und ihre Frauen zu Gast, und gab ihnen ein gar köstliches Mahl; dadurch wurde er beiden wohlgefällig, und sie glaubten ihm jetzt erst recht, daß er von edlem Geschlechte sey.

Hier erfuhr Andolosia von einer schönen aber falschen Frau viel Liebe und zuletzt große Untreue, so daß er mit Unlust vom Hofe des Königes von Frankreich hinweg ritt, und sich nur damit tröstete, daß er dachte: „Es ist noch gut, daß mich die falschen Weiber nicht auch um den Glücksseckel betrogen haben!“ Und damit schlug er sich die Sache aus dem Herzen, und sann darauf, wie er jetzt erst anheben wollte, recht fröhlich zu seyn, und immer einen guten Muth zu haben. Er ritt deßwegen in einem fort, bis er an den Hof des Königs von Arragonien kam. Dann zog er zu dem Könige von Navarra, dann zu dem von Castilien, dann gen Portugal, darnach zu dem Könige von Hispanien. Allda gefielen ihm Volk

und Sitten so wohl, daß er sich und seine Knechte nach des Landes Art kleidete. Auch hier wurde er des Königs Diener und gesellte sich zu den Edeln, trieb alle möglichen Ritterspiele, gab Kleinode zu Preisen her, und lud die edeln Frauen mit ihren Männern zu Gaste. Wenn der König wider seine Feinde auszog, bestellte er zu seinem Gefolge noch hundert weitere Söldner, Alles auf eigene Kosten, und mit diesen diente er dem Könige so gut, daß dieser ihn ganz lieb gewann. Und da er in allen Kämpfen vorn an der Spitze seyn wollte, und viel männlicher Thaten verrichtete, so schlug ihn zuletzt der König zum Ritter. An dem Hofe war ein alter Graf vom edelsten Stamme, der hatte einige Töchter. Der König von Hispanien wünschte, daß Andolosia eine Tochter dieses Grafen zur Ehe nehmen sollte, und er war bereit, den Ritter in den Grafenstand zu erheben. Aber dem Andolosia gefiel des Grafen Tochter nicht; auch achtete er keines Reichthums und keiner Grafschaft, denn sein Glücksseckel war mehr als Beides. Als er nun etliche Jahre bei dem Könige von Hispanien gewesen war, beurlaubte er sich im Guten, miethete sich mit seinem ganzen Gefolge auf ein Schiff ein, und fuhr nach England. Einige Herren am hispanischen Hofe waren über seine Abreise ganz froh, darum, daß sie jetzt doch nicht mehr das köstliche Leben sehen müßten, das er führte; dagegen waren viele andere sehr traurig, die von ihm Gutes genossen hatten.

Andolosia kam inzwischen glücklich nach England in die große Stadt London, wohin vor vielen Jahren sein Vater aus Flandern geflohen war. Hier bestellte er ein

großes schönes Haus, ließ darein kaufen, was er zum Hauswesen bedurfte in allem Ueberfluß, und fing an Hof zu halten, als ob er ein Herzog wäre. Er lud die Edeln an des Königs Hof zu Gast und machte ihnen die köstlichsten Geschenke. Diesen gefiel sein Umgang ausnehmend wohl, und alle turnierten mit ihm; aber so ritterlich sie waren, so wurde doch immer von Männern und Frauen dem Andolosia der Preis zuerkannt. Als dem Könige von England dieses zu Ohren kam, fragte er ihn, „ob er denn nicht auch an seinem Hofe zu seyn begehrte?“ — Andolosia erwiederte; „er wollte solches mit Freuden thun, und dem Könige gern mit Leib und Gute dienen.“ Nun begab es sich gerade zu jener Zeit, daß der König von England einen Krieg mit dem Könige von Schottland führte. Da zog Andolosia auf seine eigene Kosten mit ihm, nebst einem großen Gefolge, und verrichtete so manche ritterliche That, daß er vor allen Andern gepriesen ward, obgleich er kein englischer Mann war.

Der Krieg war zu Ende; Andolosia kam wieder nach London zurück, und wurde überall von dem Könige, von den Edeln, dem Frauenzimmer und allem Volk aufs Glänzendste empfangen. Der König selbst lud ihn zu Gaste an seinen Tisch, zu der Königin seiner Gemahlin, und zu seiner Tochter Agrippina, welche die schönste Jungfrau in ganz England war. Da wurde Andolosia von

so inbrünstiger Liebe zu der Königstochter entzündet, daß er weder essen noch trinken mehr mochte. Als die Mahlzeit vollbracht, und er wieder zu Hause war, sprach er zu sich in schwermüthigen Gedanken: „O wollte Gott, daß ich von königlichem Stamme geboren wäre; wie wollte ich da dem Könige von England so treulich dienen, bis er mir die schöne Agrippina vermählte. Was könnte ich dann noch mehreres wünschen?“ Nun fing er erst recht an zu stechen, der Königin und ihrer Tochter zu Ehren. Alsdann lud er auf einmal die Königin, ihre Tochter und alle edle Frauen, die an dem Hofe waren, in seinen Pallast, und gab ihnen ein so herrliches Mahl, daß sich Jedermann darüber verwunderte. Ueberdieß schenkte er der Königin und der Prinzessin Agrippina jeder ein köstliches Juwel, und auch die Obersthofmeisterin der Königin und alle die Hoffräulein und Kammerfrauen bezahlte er aufs reichlichste, um desto besser empfangen zu werden, wenn er in das Frauenzimmer käme.

Solches Alles erfuhr der König. Als nun Andolosia einmal wieder an den Hof kam, sprach der König zu ihm: „Mir sagt die Königin, daß du ihr ein so köstliches Mahl gegeben habest. Warum ludest du mich nicht auch dazu ein?“ — „O allergnädigster Herr König, wann eure königliche Majestät mich euren Diener nicht verschmähen wollte, wie eine große Freude müßte mir das seyn!“ — „So will ich morgen kommen, sprach der König, und zehn mit mir bringen.“ Darüber war Andolosia gar froh, eilte heim und rüstete sich aufs kostbarste. Und als der König mit Grafen und Herren kam, da

war die Mahlzeit so reichlich und prachtvoll, daß der König und alle andern, die mit ihm gekommen waren, sich nicht genug verwundern konnten. Der König aber dachte: „Ich muß doch diesem Andolosia seine Pracht ein wenig niederlegen, und ihn zu Schanden machen.“ Deßwegen ließ er heimlich verbieten, daß den Leuten Andolosia's ferner Holz zum Kochen verkauft werde. Alsdann lud er sich wieder bei ihm zu Gaste. Andolosia war darüber sehr vergnügt, als aber alles an Speisen und Getränken eingekauft war, erschrack er nicht wenig, denn es mangelte an Holz. Er wußte nicht, was das für ein Handel wäre, und womit er kochen sollte. Endlich kam ihm ein guter Einfall. Er schickte eilig zu den venetianischen Kaufleuten zu London, und ließ ihnen Nägelein, Muscaten, Sandelholz und Zimmetrinden die Hülle und Fülle abkaufen; das alles ward auf die Erde geschüttet und angezündet, und über dem herrlich dampfenden Feuer kochte und bereitete man die Speisen, als wenn es gemeines Holz wäre.

Die Zeit des Mahles war herbeigekommen, und der König, obwohl er darauf gefaßt war, zu hungern, freute sich nicht wenig darauf, saß auf, nahm die Herren, die schon das Erstemal mit ihm gewesen waren, wieder mit sich, und ritt nach Andolosia's Herberge. Als sie nun in der Nähe des Hauses waren, duftete ihnen ein so köstlicher Wohlgeruch entgegen, daß sie gar nicht begreifen konnten, woher das käme; und je näher sie dem Hause ritten, je lieblicher und stärker wurde der Duft. Der König ließ fragen, ob das Essen bereitet wäre? Man

sagte ihm: „Ja, und zwar mit lauter Spezerei gar gekocht.“ Da wunderte sich der König über die Maßen. Die Mahlzeit selbst aber war noch viel herrlicher als die erste gewesen war. Und als nach vollbrachtem Mahle die Diener ankamen, ihren Herrn, den König, abzuholen, beschenkte Andolosia sie alle, jeden mit zehn Kronen, und machte sie gar fröhlich mit dem Gelde. Wie nun Alles vorüber war, ritt der König wiederum heim. Als er in seinen Pallast trat, kam ihm die Königin entgegen. Der erzählte er, wie ihm Andolosia ein so herrliches Mahl gegeben hätte, bei dem mit eitel Gewürz statt des Holzes gekocht worden sey, und wie freigebig er seine Diener beschenkt habe. Ihn wunderte, von wannen ihm so viel Geld käme; denn da würde an kein Sparen gedacht; je länger es währe, je köstlicher sey es. Die Königin sprach: „Ich wüßte Niemand, der das besser erfahren könnte, als unsere Tochter Agrippina. Der ist er so hold, und ich bin überzeugt, was sie ihn auch fragen mag, er versagt ihr es nicht.“ — „Nun so wende Fleiß darauf, daß es geschieht!“ sagte der König. Sobald nun die Königin in ihre Frauengemächer kam, beruft sie ihre Tochter allein zu sich, schildert ihr das kostbare Leben, das Andolosia führe; „deß verwundert sich der König, sprach sie, und ich mich selber, von wannen ihm so großes Gut komme, da er doch weder Land noch Leute hat. Nun ist er dir gar hold, das spüre ich an seinem ganzen Wesen; wenn er das Nächstemal zu uns kommt, so will ich ihm mehr Weile als sonst lassen, mit dir zu reden. Vielleicht könntest du von ihm erfahren, woher ihm das viele Geld

komme.“ Agrippina erwiederte: „Mutter, ich will es versuchen!“

So wie nun Andolosia wieder zu Hofe kam, wurde er gar schön empfangen, und bald in das Frauenzimmer gelassen. Er empfand darüber große Freude, und die Sache war so eingeleitet, daß er allein mit der schönen Agrippina zu reden kam. Da fing Agrippina an und sprach: „Andolosia, man rühmt überall von euch, daß ihr dem Könige eine so köstliche Mahlzeit gegeben habet, auch alle seine Diener mit großen Gaben beehrt habt: nun saget mir doch, habt ihr nicht Sorge, daß euch das Geld gebrechen möchte?“ Er antwortete: „Gnädigste Frau, mir kann kein Geld zerrinnen, so lang ich lebe.“ — „Nun, sagte Agrippina, da dürftet ihr billig den Himmel für euren Vater bitten, der euch solche Genüge gönnet!“ — Andolosia sprach: „Ich bin so reich als mein Vater, und mein Vater war nie reicher als ich jetzt bin. Aber er hatte ein anderes Gemüth, als ich; ihn freute es nur, fremde Lande zu sehen, mich aber erfreuet nichts, als schöne Frauen und Jungfrauen, wenn ich deren Liebe und Gunst erlangen könnte.“ — „So viel ich höre, sagte Agrippina, seyd ihr an der Könige Höfen gewesen; habt ihr denn nichts gesehen, das euch gefallen hätte?“ — „Ja, sprach er, ich habe an sechs Königshöfen gedient, habe manche schöne Frauen und Jungfrauen gesehen, aber, gnädigste Prinzessin, ihr übertreffet sie alle weit an Schönheit, würdigem Wandel und lieblichen Gebärden, womit ihr mein Herz also in Liebe entzündet habt, daß ich euch nicht lassen kann. Ja, ich muß euch die große, unselige Liebe, die ich zu euch trage, bekennen. Ich weiß, es ist

ein Unsinn, eure Liebe zu begehren, da ich von Adel nicht so hoch geboren bin, wie ihr. Aber eine übermenschliche Gewalt zwingt mich, euch doch darum zu bitten; ja, ich flehe, wollet sie mir nicht versagen; was ihr alsdann von mir bitten möget, das soll euch auch von mir gewähret werden.“

Agrippina sprach: „Andolosia, so sage mir die lautre Wahrheit, daß ich wissen möge, woher dir dieser Reichthum und das viele baare Geld komme. Wenn du mir dieses sagst, so wird sich dir mein Herz zuneigen!“ Andolosia war unbeschreiblich froh, mit wohlbedachtem Muthe und aus freudenreichem Herzen sprach er zu ihr: „Allerliebste Agrippina, ich will euch mit ganzen Treuen die Wahrheit berichten; aber gelobet mir auch, das, was ihr mir zugesagt, mit aller Treue zu halten!“ — „O du liebster Andolosia, sprach sie, du sollst an meiner Liebe nicht zweifeln; was ich dir mit dem Munde verhieß, soll alles mit der That gehalten werden.“ Auf diese gütigen Worte der Jungfrau zögerte Andolosia nicht länger mit seiner Entdeckung. „Macht einen Schoos mit eurem Kleide,“ sprach er, zog seinen glückhaften Seckel heraus, ließ ihn Agrippinen sehen, und sagte: „So lange ich diesen Seckel habe, so gebricht es mir an Gelde nicht!“ Und unter diesen Worten fing er an, ihr tausend Kronen in den Schoos zu zählen, und sprach: „Die seyen euch geschenkt; und wollt ihr mehr haben, so zähle ich noch weiter.“ Agrippina rief: „Ja, ich sehe und erkenne die Wahrheit. Jetzt wundert mich euer kostbares Leben nicht mehr! Und nun soll euch auch mein Wort gehalten

seyn. Der König und die Königin sind diesen Abend nicht im Schlosse. So will ich es mit meiner Kämmrerin, ohne welche ich nichts thun kann, verabreden, daß ich euch bei mir in meinem Gemach empfange, da wollen wir eine Stunde in lieblichen Gesprächen verbringen. Aber der Kämmrerin müßt ihr auch ein schönes Geschenk machen, damit es fein verschwiegen bleibt.“

Andolosia versprach dieß unter dem Jauchzen seines Herzens, und entfernte sich. Sobald er hinweggegangen war, lief Agrippina zu der Königin ihrer Mutter, und sagte ihr mit großem Jubel, was sie erfahren hatte. Sie erzählte ihr auch, wie sie ihm verheißen hätte, ihn diesen Abend zu empfangen. Das Alles gefiel der Königin wohl; sie fragte ihre Tochter; „Weißest du wohl noch, Kind, was für eine Gestalt, Farbe und Größe der Seckel hat?“ Sie sprach: „O Ja.“ Und auf der Stelle schickte die Königin nach einem Seckler, und ließ einen Seckel verfertigen, ganz nach ihrer Tochter Beschreibung; das Leder machten sie recht linde, wie wenn der Beutel schon alt wäre. Alsdann sandte die Königin auch nach einem Doktor der Arzneikunde, und hieß ihn ein starkes Getränke bereiten, dessen Genuß in einen so tiefen Schlaf versenkte, als ob der Mensch, der es getrunken, todt wäre. Als der Trank bereitet war, trugen sie ihn in das Frauengemach Agrippina's, und unterwiesen die Kammermeisterin, wenn des Abends Andolosia vor die Pforte käme, ihn auf's Schönste zu empfangen und in der Prinzessin Zimmer einzuführen. Hier sollte ihm köstliche

Speise vorgesetzt, und zuletzt der Trank in Andolosia's Becher geschüttet werden.

Andolosia kam in der Abenddämmerung aufs heimlichste herbeigeschlichen, und wurde sofort in Agrippina's Zimmer geführt. Diese kam, grüßte ihn holdselig und setzte sich neben ihn. Da sprachen sie die liebreichsten Worte miteinander; süße Speisen in Fülle wurden aufgetragen, und ein goldner Pokal voll eingeschenkt. Diesen ergriff Agrippina, hub ihn auf, neigte sich gegen Andolosia und sprach zu ihm: „Andolosia, ich bringe euch einen freundlichen Trunk.“ Er erhub sich, faßte den Becher mit Begierde, und trank nach Herzenslust, um der Geliebten recht zu Willen zu seyn. So brachte sie ihm einen Trunk nach dem andern dar, bis er den ganzen Trank des Doktors ausgetrunken hatte; sobald er aber fertig war, mußte er sich niedersetzen und verfiel in einen so tiefen Schlaf, daß er gar keine Empfindung mehr hatte, wie man mit ihm umging. Als Agrippina dieses sah, ergriff sie ihn ohne Bedenken, riß ihm das Wams vom Leibe, trennte ihm seinen glückhaften Seckel ab, und nähte den andern, nachgemachten an seine Stelle hin.

Am andern Morgen frühe brachte Agrippina den Seckel der Königin, und sie versuchten ihn, ob er auch der rechte wäre. Mit dem ersten Griffe zog sie zehn Goldkronen aus dem Ledersack, und nun zählten sie so viel Goldgulden heraus als sie wollten; da war kein Mangel. Die Königin brachte dem König einen Schoos voll Gulden, und erzählte ihm, wie sie mit Andolosia verfahren seyen. Der König hatte ein großes Verlan-

gen nach dem Seckel, und bat seine Gemahlin, die Tochter dahin zu bewegen, daß sie denselben ihrem Vater einhändige, auf daß er nicht verloren gehe. Die Königin that dieß, aber Agrippina wollte ihn ihrem Vater nicht geben. Da bat die Mutter sie, wenigstens ihr den Seckel anzuvertrauen. Aber Agrippina wollte auch dieses nicht thun. Sie habe ihr Leben daran gewagt, erklärte sie; denn wenn er erwacht wäre, so würde er sie erschlagen haben. Darum gehöre der Glücksseckel auch billig ihr selber."

Als Andolosia ausgeschlafen hatte und erwachte, war es heller Morgen. Er sah Niemand um sich, als die alte Kammermeisterin. Diese fragte er, wo denn Agrippina hingekommen wäre. „Sie ist eben erst aufgestanden, erwiederte die Alte, meine gnädige Frau die Königin hat nach ihr gesendet. Aber, mein Herr, wie habt ihr so hart geschlafen? Ich habe lange an euch geweckt, damit Agrippina sich noch eures holden Gespräches erfreuen könnte, aber ich konnte euch nicht aufwecken. Wahrhaftig, ihr habt so fest geschlafen, daß ich gar nicht empfand, ob euch der Athem noch ging. Mir war ganz bange, ihr möchtet gar todt seyn!" Als Andolosia hörte, daß er die Gegenwart der schönen Agrippina verschlafen, fing er an zu schwören und sich selbst zu fluchen. Die Kammermeisterin wollte ihn beruhigen und sprach zu ihm: „Gebärdet euch doch nicht so trostlos; es ist ja der letzte

Abend nicht gewesen, und es wird wohl wieder eine ruhige Stunde kommen, wo ihr eure Geliebte sprechen könnet!“ Aber Andolosia verwünschte sie. „Ich schlafe niemals so fest, sagte er, wenn man mich nur mit dem Ellbogen anstößt, so wache ich auf.“ Sie aber schwur ihm, daß sie ihn nicht habe erwecken können, und gab ihm die besten Worte, denn er hatte ihr am Abende zweihundert Kronen geschenkt. Und so führte sie ihn besänftigend aus Agrippina's Zimmer, und aus des Königes Pallaste.

Nun hätte der König auch gerne einen solchen Seckel gehabt; denn er meinte, Andolosia müßte deren mehrere besitzen; er wäre sonst doch ein gar zu großer Narr gewesen, wenn er ihn nicht besser verwahrt hätte. Er wollte daher wieder bei Andolosia speisen, und lud sich bei demselben zu Gaste. Als dieser es vernahm, gab er seinem Diener von dem vorhandenen Gelde drei oder vierhundert Kronen, um das Haus mit dem Nothwendigen zu versehen, und befahl ihm ein köstliches Mahl zuzubereiten, denn der König wolle abermals mit ihm essen. Der Diener sagte: „Herr, ich sehe voraus, daß ich nicht Geldes genug haben werde, denn es kostet viel. Andolosia, der nicht guten Muthes war, riß sein Wams auf und zog seinen Seckel heraus; wollte seinem Diener noch vierhundert weitere Kronen geben. Aber als er nach seiner alten Gewohnheit in den Seckel griff, spürte er nichts in seiner Hand. Er sah gen Himmel auf, dann von einer Wand zu der andern; er kehrte dem Geldseckel das Innre nach Aussen; da war kein Geld mehr. Nun

kam er in Angst und Noth und gedachte an die Lehre, die sein Vater Fortunat ihm und seinem Bruder so treulich auf dem Todtenbette gegeben hatte, daß sie, so lange sie lebten, Niemanden von dem Seckel sagen sollten. Aber es war versäumt; alle seine Hoffahrt war jetzt aus.

Da berief er alle seine Knechte, gab ihnen Urlaub und sprach: „Es ist wohl nun bald zehn Jahr, daß ich euer Herr bin; ich habe euch auch alle ehrlich gehalten, und keinem je mangeln lassen; bin keinem etwas schuldig; ihr seyd ja alle vorausbezahlt. Nun ist die Zeit gekommen, daß ich nicht mehr hofhalten kann, wie ich bisher gethan habe; ich sage euch deßwegen des Gelübdes, das ihr mir gethan, ledig und los; thue ein Jeder, was ihm das Beste dünkt; ich kann hier nicht mehr bleiben, ich habe kein Geld mehr außer hundert und sechszig Kronen! davon schenke ich jedem von euch zwei; über dieß mag jeder Roß und Harnisch zu eigen behalten!“ Ueber diese Rede erschraken die Diener allzumal sehr; einer sah den andern an; es nahm sie groß Wunder, wohin die Pracht ihres Herrn auf einmal gekommen wäre. Doch sagte Einer: „Getreuer, lieber Herr! Hat Jemand euch etwas Widriges gethan, so gebt es uns zu erkennen. Wer es gethan hat, der müsse sterben, und wäre es der König selbst, und sollten wir unser Leben darüber verlieren!“ — „Nein, sprach Andolosia, um meinetwillen soll Niemand fechten!“ „So wollen wir nicht von euch scheiden; sondern wir wollen Rosse, Harnische und Alles, was wir haben, verkaufen und euch nicht verlassen, lieber Herr!“ — „Ich danke euch Allen für eure Anerbietungen, ihr

frommen Diener," antwortete Andolosia; „wenn sich das Glück wieder zu mir kehrt, soll euch das Alles reichlich vergolten werden. Jetzt aber thut, wie ich euch gesagt habe, und sattelt mir von Stund an mein Pferd; ich will nicht, daß Einer von euch mit mir reite oder gehe!" Die Knechte waren traurig, es war ihnen Leid um ihren braven Herrn, bei dem sie so viel guten Muth eingenommen hatten. Doch brachten sie ihm sein Pferd; und er nahm von ihnen Allen Urlaub, saß auf und ritt fürbas, und reiste über Land und Meer, den nächsten Weg nach Famagusta, zu seinem Bruder Ampedo.

Als er vor den schönen Pallast zu Famagusta kam, klopfte er an, und ward auf der Stelle eingelassen. Und wie Ampedo vernahm, daß sein Bruder Andolosia gekommen sey, so wurde er froh; meinte nicht anders, als er dürfe nun auch seine Freude an dem Seckel haben, und brauche forthin nicht mehr zu sparen, wie er zehn Jahre lang gethan hatte. Er ging deßwegen dem Bruder entgegen und empfing ihn mit herzlicher Freude; fragte ihn jedoch, warum er so allein käme, und wo er sein Volk gelassen habe. Er sagte: „ich habe sie alle verlassen; und gottlob daß ich selbst wieder heimgekommen bin!" — „Lieber Bruder, sprach Ampedo, wie ist es dir doch ergangen? Sage mirs; denn das gefällt mir übel, daß du so allein gekommen bist!" — „Laß uns vorher essen," antwortete Andolosia. Nachdem sie nun die Mahlzeit

vollbracht hatten, gingen sie miteinander in eine Kammer; da blickte Andolosia seinen Bruder Ampedo mit trauriger Gebärde an und sprach: „O allerliebster Bruder, ich muß dir leider viel böse Mähr verkünden; ich bin übel gefahren; ich bin um den Glücksseckel gekommen! Ach Gott, jetzt ist mirs herzlich Leid; aber ich kann es nicht anders machen!“

Ampedo erschrak aus dem ganzen Grunde seines Herzens, und fragte mit großem Jammer: „Ist er dir mit Gewalt genommen worden, oder hast du ihn verloren?“ Er antwortete: „Ich habe das Gebot, das uns unser treuer Vater als Vermächtniß hinterließ, übergangen, und einer geliebten Frau davon gesagt; und sobald ich ihrs geoffenbart hatte, so hat sie mich darum gebracht; dessen ich mich doch nicht zu ihr versehen hatte!“ — „Ach, hätten wir das Gebot unsers Vaters gehalten, sprach Ampedo, so wären die Kleinode nicht von einander gekommen. Du aber wolltest durchaus fremde Lande versuchen; sieh nun, wie gut du es mit dir selber gemeint hast, und wie sie dir bekommen sind!“ Andolosia aber seufzte und sprach: „O lieber Bruder, es ist mir ein so großes Herzeleid, daß ich meines Lebens überdrüssig bin!“ Als Ampedo diese Worte hörte, wollte er ihn trösten und sagte: „Lieber Bruder! laß es dir nicht so hart zu Herzen gehen; wir haben noch zwei Truhen voller Dukaten; dann haben wir ja auch das Hütlein. Laß uns darum dem Sultan schreiben; er giebt uns gewiß noch immer großes Gut dafür; dann haben wir genug, so lange wir leben; darum, Bruder, schlage dir den Seckel,

aus dem Sinn!“ Aber Andolosia sprach: „Von gewonnenem Gut ist schwer scheiden; mein Begehren wäre, du gäbest mir das Hütlein, dann lebte ich der Hoffnung, den Seckel auch damit wieder zu gewinnen!“ — Ampedo machte große Augen zu diesem Vorschlag und sagte: „Im Sprichwort heißt's, wer sein Gut verliert, der verliert den Sinn. Das spüre ich an dir wohl, Bruder! Denn nachdem du uns um das Gut gebracht hast, möchtest du uns auch gern um das Hütlein bringen. Wiewohl, mit meinem Willen laß ich es dich nicht hinwegführen. Kurzweil magst du immerhin damit haben!“ — „Gut, dachte Andolosia, ich sehe schon, daß ich es anders angreifen muß!“ — „Nun, mein getreuer, lieber Bruder, sprach er, habe ich auch vorhin Uebel gethan, so will ich doch von nun an deinem Willen leben!“

Darauf schickte er des Bruders Knechte in den Forst, ein Jagen anzurichten; er selbst wollte ihnen bald nachkommen. Als sie weg waren, sagte Andolosia: „Lieber Bruder, leih mir das Hütlein; ich will in den Forst.“ Der Bruder war willig, und brachte das Hütlein. Aber sobald Andolosia dieses auf dem Kopf hatte, ließ er Forst Forst und Jäger Jäger seyn, und wünschte sich straks nach Genua. Hier fragte er nach den besten und köstlichsten Kleinoden, die zu finden waren, und hieß sie in seine Herberge bringen. Da man ihm nun deren viele brachte, marktete er lang darum; endlich legte er sie in ein Tuch zusammen, als wollte er proben, wie schwer sie wären. Dann setzte er sein Hütlein auf, und fuhr mit ihnen davon, unbezahlt. Ich will sie schon bezahlen,

wenn ich den Seckel wieder habe, dachte er. Und wie er es in Genua gemacht hatte, so machte er es zu Florenz und nachher zu Venedig. So brachte er die köstlichsten Kleinode der drei Städte zusammen ohne Geld. Und als er sie alle hatte, zog er gen London in England.

Andolosia wußte, von welcher Seite her die Prinzessinn Agrippina zur Kirche kam. Er bestellte daher eine Bude an derselben Straße, und legte da seine Kostbarkeiten aus. Auch währte es nicht lange, so erschien die Prinzessin und viele Mägde und Knechte vor und hinter ihr, auch die alte Kammermeisterin, die ihm den Tolltrank gereicht hatte. Andolosia erkannte die wohl, sie aber nicht ihn; das macht, er hatte eine andere Nase auf die seinige gesetzt, die war so abentheuerlich gemacht, daß ihn Niemand erkennen konnte. Als nun Agrippina vorüber war, nahm Andolosia zwei schöne Ringe, und beschenkte die alte Kammermeisterinnen, die stets um Agrippina waren, und bei denen sie sich Raths erholte. Er bat sie, es doch zuwege zu bringen, daß man nach ihm sende; dann wolle er so köstliche Kleinode mitbringen, wie sie gewiß noch keine gesehen hätten. Sie sagten ihm zu, solches zu vermitteln. Und wie die Prinzessin aus der Kirche kam, zeigten sie ihr die zwei hübschen Ringe, und erzählten ihr, der Edelsteinkrämer, der vor der Kirche gestanden, habe sie ihnen geschenkt, mit der Bitte, ihn zu beschicken, denn er habe eine Auswahl der köstlichsten Juwelen. „Das will ich wohl glauben, sagte die Prinzessin, wenn er euch zwei so gute Ringe umsonst gege-

ben hat! Heißet ihn nur herkommen; mich verlangt sehr, seine Schätze zu schauen."

Auf der Stelle wurde Andolosia beschieden, kam und legte seine Kleinode in einem Saale vor Agrippina's Zimmer aus. Sie gefielen der Prinzessin gar sehr, und sie fing an, um diejenigen zu feilschen, die ihr am meisten in die Augen leuchteten. Nun waren Juwelen darunter, die tausend Kronen werth waren, und noch viel mehr. Sie bot ihm aber nicht das halbe Geld darum. Der verkappte Juwelier sprach: „Gnädige Prinzessin, ich habe oft gehört, daß ihr die reichste Königstochter auf der ganzen Erde seyd, und darum habe ich die schönsten Kleinode ausgesucht, die man finden mag, um sie eurer königlichen Hoheit zu bringen; aber ihr bietet mir viel zu wenig darum; sie kosten mich sicher mehr; ich bin euch mit denselben so lange nachgereist, mit großen Sorgen, denn ich fürchtete wegen der Schätze, die ich bei mir trug, ermordet zu werden! Leget doch zusammen, was euch gefällt, gnädigste Frau, ich will es dann so billig machen, als ich es erleiden kann." So las sie denn aus, was ihr am besten gefiel, große und kleine, wohl zehn Stück. Der Juwelier rechnete zusammen; es machte bei fünftausend Kronen; aber so viel wollte sie ihm nicht geben. Andolosia dachte: „nun, ich will mich nicht mit ihr herumstreiten, brächte sie nur den Seckel!" und so wurden sie des Kaufes eins um viertausend Kronen.

Die Königin nahm die Kleinode in ihren Schoos, ging in ihre Kammer über ihren Kasten, wo der Glücksseckel aufgehoben war, und steckte ihn vorsichtig in ihren

Gürtel; dann kam sie heraus, und wollte die Edelsteine bezahlen, da wußte es der falsche Juwelier so einzurichten, daß sie neben ihn zu stehen kam, und als sie anhub zu zahlen, umfing er sie und faßte sie mit starkem Arm; das Wünschhütlein hatte er auf dem Kopf; so wünschte er sich mit ihr in eine wilde Wüste, wo gar keine Wohnung wäre.

Kaum hatte er den Wunsch gedacht, so waren sie durch die Luft geflogen und kamen auf einer armseligen Insel, die am hibernischen Gestade liegt, unter einem Baume an, der voll schöner Aepfel hing. Und als die Fürstin unter dem Baume saß, und die Kleinode, die sie gekauft hatte, noch in ihrem Schooße lagen, und der Glücksseckel in ihrem Gürtel, so sieht sie über sich, und sieht so viele schöne Aepfel zu ihren Häupten. Da sprach sie zu dem Juwelier; „Ach Gott, sage mir, wo sind wir und wie sind wir hieher gekommen? Ich bin so schwach; gäbest du mir doch einen von diesen Aepfeln, daß ich mich erlaben möchte!“ Sie wußte aber noch immer nicht, daß es Andolosia sey, mit dem sie sprach. Nun legte dieser auch die Kleinode, die er selbst bei sich hatte, ihr in den Schoos, und das Wünschhütlein setzte er ihr auf den Kopf, damit es ihn am Besteigen des Baumes nicht hindern sollte. Während er den Baum hinaufkletterte, um zu sehen, wo die besten Aepfel hingen, saß Agrippina

unter dem Baume, und wußte nicht, wo sie war, noch was ihr geschehen; sie fing an zu seufzen und sprach: „Ach, wollte Gott, daß ich wieder in meiner Schlafkammer wäre!“ Sobald sie dieses Wort gesprochen, fuhr sie durch die Lüfte, und kam ohne allen Schaden wieder in ihre Schlafkammer. Der König und die Königin, samt allem Hofgesinde, wurden froh und fragten, wo sie denn gewesen sey, und wo der Juwelier sey, der sie entführt habe. Sie antwortete: „Ich habe ihn unter einem Baume gelassen; fraget mich nicht mehr, ich muß ruhen, denn ich bin ganz blöd und müde geworden.“

Als Andolosia auf dem Baume saß und sehen mußte, wie Agrippina mit dem Hütlein, und allen Kleinoden dazu, die er in den großen Städten aufgebracht, durch die Lüfte dahin fuhr, verfluchte er den Baum, die Früchte darauf und den, der ihn gepflanzt hatte, und sprach weiter: „Verwünscht sey die Stunde, darin ich geboren ward, ja alle Tage und Stunden, die ich gelebt habe! O grimmer Tod, warum hast du mich nicht erwürgt, ehe ich in diese Angst und Noth gekommen bin? Verflucht der Tag und die Stunde, wo ich Agrippina zuerst gesehen habe. Wollte Gott, daß mein Bruder in dieser Wildniß bei mir wäre: so wollte ich ihn erwürgen, und mich selbst an einen Baum hängen. Wenn wir dann beide todt wären, so hätte doch der Seckel keine Kraft mehr, und die Königin, die alte Unholdin, und das falsche und ungetreue Herz Agrippina könnte keine Freude mehr daran haben.“ Als er nun hin und her ging, wurde es so finster, daß er nicht mehr sah; er legte sich unter den

Baum, und ruhte eine kleine Weile; er konnte aber vor Angst nicht schlafen, erwartete nichts anderes, als daß er in der Wildniß würde sterben müssen. So lag er da wie ein Verzweifelter, der lieber todt gewesen wäre, als länger gelebt hätte.

So wie es Tag wurde, stand er auf und ging nothdürftig vorwärts, konnte aber niemand sehen noch hören. Da kam er an einen Baum, auf welchem schöne rothe Aepfel hingen. Nun hungerte ihn sehr, und in der Noth warf er einen Stein nach dem Baum, daß zwei große Aepfel herabfielen, die aß er behende. Aber kaum hatte er sie gegessen, siehe, da wuchsen ihm zwei große Hörner, wie eine Ziege hat. Er lief mit den Hörnern wider die Bäume, und wollte sie abstoßen, aber es war alles vergebens. Deßwegen schrie er mit lauter Stimme: „O ich armer, elender Mensch, wie kommts, daß so viele Leute auf der Welt sind, und doch Niemand hier ist, der mir helfe, daß ich wieder zu Menschen kommen könnte! O allmächtiger Gott, komm du mir in meinen großen Nöthen zu Hülfe!“

Wie er so jämmerlich schrie, hörte ihn ein Einsiedler, der wohl schon dreißig Jahre in dieser Wildniß gewohnt und seither keinen Menschen gesehen hatte. Der ging dem Geschrei nach, kam zu Andolosia und sprach: „Du armer Mensch, wer hat dich hergebracht, oder was suchst du in dieser Einsamkeit?“ — „Lieber Bruder, antwortete jener, mir ist wohl leid, daß ich hergekommen bin!“ Der Bruder aber sprach: „Ich habe in dreißig Jahren keinen Menschen gesehen noch gehört; ich wollte,

du wärest auch nicht hieher gekommen.“ Andolosia war halb ohnmächtig; er fragte den Waldbruder, ob er nichts zu essen hätte. Der Einsiedler führte ihn in seine Klause, aber da war weder Brod noch Wein, er hatte gar nichts als Obst und Wasser, davon lebte der Bruder. Das war keine Speise für Andolosia. Jener aber sprach zu ihm: „Ich will dich an einen Ort weisen, wo du Speise und Trank genug findest.“ Bald darauf sagte Andolosia: „Lieber Bruder, was soll ich denn mit den Hörnern anfangen, die ich habe? Man wird mich für ein Meerwunder ansehen!“ Der Bruder aber führte ihn wenige Schritte Wegs von seiner Clause, brach von einem andern Baum zwei Aepfel, und sprach: „Lieber Sohn, nimm hin und iß diese!“ Sobald Andolosia die Aepfel gegessen, waren die Hörner gänzlich verschwunden. Als er dieß sah, fragte er, wie es denn gekommen, daß er so schnell Hörner gekriegt und ihrer so schnell wieder los geworden sey. Da sprach der Bruder: „der Schöpfer, der Himmel und Erde geschaffen, und Alles was darin ist, hat auch diese Bäume gemacht, und ihnen die Natur gegeben, daß sie solche Frucht bringen müssen, und ihres Gleichen ist auf der ganzen Erde nicht; sie wachsen nur in dieser Wildniß.“ — „O lieber Bruder, sagte Andolosia, erlaubt mir, daß ich einen und den andern von diesen Aepfeln mit mir nehmen und hinwegtragen darf!“ Der Waldbruder erwiederte: „Lieber Sohn, nimm dir, soviel dir beliebig ist; frage mich nicht, sie sind nicht mein, ich habe gar nichts eigenes, denn meine arme Seele; wenn ich diese dem Schöpfer, der sie mir gegeben hat, wieder überant-

worten kann, so habe ich wohl gestritten in dieser Welt. Ich kann an dir wohl merken, daß dein Sinn und Gemüth schwer beladen und mit zeitlichen und vergänglichen Sachen umfangen ist; schlage sie aus und kehre dich zu Gott; es ist ein großer Verlust um eine kleine Wollust, die einer an diesem vergänglichen Leben hat.“

Diese Worte des heiligen Mannes gingen Andolosia gar nicht zu Herzen; er dachte nur an seinen großen Schaden, und pflückte mehrere Aepfel, welche Hörner wachsen machten, und auch etliche, von welchen sie vergingen. Dann sprach er zu dem Bruder: „Jetzt weiset mich auf den Weg zu Menschenkindern.“ Der Bruder führte ihn auf einen Pfad und sagte: „Gehet gerade vorwärts, so kommt ihr zu einem Dorfe, wo ihr zu essen und zu trinken findet!“ Er dankte dem Einsiedler von Herzen, beurlaubte sich von ihm, und kam zu dem Dorfe. Dort aß und trank er und kam wieder zu Kräften. Dann fragte er nach dem Wege gen London in England; aber es wurde ihm gesagt, daß er noch in Hibernien oder Irland sey; er müßte erst nach Schottland hinüber, dann weit zu Lande reisen, dann käme erst England, und sey es noch gar weit von der Gränze bis London.

Als Andolosia hörte, daß er so fern von der Stadt London war, wurde er unmuthig, daß er so lang unterwegs seyn sollte; er fürchtete, die Aepfel möchten Scha-

den leiden. Da nun die Leute merkten, daß er gern bald nach London gekommen wäre, zeigten sie ihm eine große Stadt, die ein Seehafen war, wohin Schiffe aus England, Flandern und Schottland kämen. Er machte sich auf der Stelle nach der Stadt auf; daselbst fand er ein Schiff, das nach London fuhr, und kam schnell und mit gutem Glücke hin. Zu London ließ er sich ein Auge verkleistern, und setzte falsches Haar auf, so daß er ganz unkenntlich ward. Dann nahm er ein Tischchen, und setzte sich vor die Kirche, wieder an die Seite, von der er wußte, daß Agrippina, die junge Fürstin, herbeikommen würde. Da legte er die Aepfel auf ein schönes weisses Tuch, und rief: „Wer kauft Aepfel aus Damascus," und wenn ihn Jemand fragte, wie theuer er einen gebe, so sagte er: „Um drei Kronen!" Da ging Jedermann vorüber, und es wäre ihm auch leid gewesen, wenn sie Jemand gekauft hätte. Indem kommt die Königin mit ihren Jungfrauen und Dienern, auch ihrer Kammermeisterin. Da ruft er abermals: „Kauft Aepfel aus Damascus!" Die Prinzessin fragte: „Wie gibst du einen?" Er sagte: „Um drei Kronen!" — „Was haben sie doch für eine Kraft, daß du sie so theuer bietest?" fragte sie. „Sie geben einem Menschen Schönheit," sagte er, „und helle Vernunft!" Als die junge Königstochter dieß hörte, befahl sie ihrer Kammermeisterin, zwei zu kaufen. Und darauf legte Andolosia seinen Kram wieder zusammen, denn Niemand wollte ihm mehr abkaufen.

So bald die Prinzessin heim gekommen war, wartete sie nicht lange, sondern aß die zwei Aepfel. Und

so bald sie sie gegessen hatte, von Stund an wuchsen ihr zwei große Hörner, unter heftigem Kopfweh, so daß sie sich auf ihr Bett legen mußte. Als die Hörner geschlossen waren, ließ der Schmerz nach; sie stand auf und trat vor einen Spiegel. Als sie sah, daß sie so ungestalt war, und zwei hohe Hörner hatte, faßte sie dieselben mit beiden Händen, und wollte sie herunter reissen. Da dieß aber nicht ging, rief sie zwei edlen Jungfrauen vom Hofe. Wie diese ihre Herrin so sahen, entfernten sie sich, und gesegneten sich, als ob sie der böse Geist wäre. Die Prinzessin aber war so erschrocken, daß sie nicht reden konnte. Jene sprachen: „O gnädigste Frau, wie ist das ergangen, daß eure adelige Person solche Mißgestalt empfangen hat?“ Sie antwortete ihnen, daß sie es nicht wüßte; es sey wohl eine Plage von Gott. „Oder aber, sagte sie, es kommt von den Aepfeln von Damascus, die mir der ungetreue Krämer zu kaufen gegeben hat. Nun helft und rathet, ob ihr mich nicht der Hörner entledigen könnt!“ Die jungen Mägdlein zogen nach Leibeskräften daran, und Agrippina litt es geduldig; es half aber nichts. Darüber wurde sie je länger je mehr bekümmert, und sprach: „Ich elende Creatur, was nützt es mir nun, daß ich eine Königstochter bin, und die reichste Jungfrau, die auf Erden lebt; daß ich den Preis der Schönheit vor andern Weibern habe? Sehe ich doch jetzt einem unvernünftigen Thiere gleich. Wehe, daß ich geboren ward! Kann mir Niemand von meiner Mißgestalt helfen, so will ich mich selbst in der Themse ertränken!“ Eine ihrer obersten Jungfrauen tröstete

sie und sprach: „Gnädigste Prinzessin, ihr sollt nicht so verzagen. Habt ihr die Hörner können bekommen, so müssen sie auch wieder verschwinden können! Schicket darum nach hochgelehrten Aerzten; es kann seyn, die wissen und finden es geschrieben, aus welcher Ursache solches Gewächs entspringe, und womit es vertrieben werden mag."

Diese Rede gefiel ihr wohl, und sie sprach: „Saget nur Niemand davon, und wenn Jemand nach mir fragt, so saget, ich sey nicht wohl. Auch sollt ihr niemand zu mir lassen, als die alte Kammermagd." Dann ließ sie eine besondere Umfrage bei den Aerzten thun und legte ihnen den Fall vor, daß einer Verwandten und Freundin der Princessin zwei Hörner gewachsen seyen; ob diese zu vertreiben wären, oder nicht? Die Aerzte, die dieß hörten, nahm es groß Wunder, daß einem Menschen Hörner wachsen sollten; ein jeder begehrte mit großer Neugierde die Person zu sehen. Die alte Kammermeisterin aber, die zu den Aerzten gesendet war, sprach: „Ihr könnet die Frau nicht sehen, es wäre denn, daß ihr zu helfen wisset. Wer das kann, dem soll wohl gelohnet werden." Aber ihrer keiner war so beherzt, daß er es unternommen hätte, die Hörner zu vertreiben. Denn sie hatten nie etwas der Art gehört, gelesen oder gesehen. Als die Aerzte auf diese Weise der Magd die Sache ganz abschlugen, wurde diese verdrießlich und machte sich auf den Rückweg nach dem Hofe.

Unterwegs begegnet ihr Andolosia, der hatte sich als einen Doktor angekleidet, mit einem rothen Scharlachrocke und einem großen rothen Barett, auch hatte er sich durch eine große Nase entstellt. „Liebe Schaffnerin," sprach er zu

ihr, „ich sehe, daß ihr in drei Doctors-Häuser gegangen seyd. Habt ihr ein Anliegen, so gebet mir's zu erkennen, denn ich bin auch ein Doktor in der Arzneikunde; es müßte gar ein fremdes großes Gebrechen seyn, das ich mit Gottes Hülfe nicht zu vertreiben und den Menschen gesund zu machen wüßte.“ Die Hofmeisterin dachte, Gott sey es, der ihr den Doctor zugewiesen habe, fing an, und sagte ihm, „daß einer nahmhaften Person das Unglück begegnet sey, zwei lange Hörner zu bekommen, die ihr aus dem Kopf herausgewachsen, Ziegenhörnern gleich. „Wisset ihr der Person zu helfen,“ sprach sie, „so wird euch wohlgelohnt werden; denn sie hat an Geld und Gut keinen Mangel.“ Der Doctor fing an, ganz freundlich zu lächeln und sprach: „die Sache kenne ich; verstehe auch die Kunst, Hörner ohne alles Weh zu vertreiben; — aber Geld kostet es. Ich weiß nämlich auch die Ursache, woher diese Hörner entspringen.“ — „Lieber Herr Doktor,“ fragte die Magd, „woher kommt dieß wunderbarliche Gewächs?“ Der Doktor antwortete der alten Kämmerrin: „Es kommt daher, wenn ein Mensch dem andern große Untreue thut und sich solcher Bosheit erfreut, diese Freude aber nicht öffentlich äußern darf. Dann muß es auf einem andern Wege ausbrechen; und ein solcher Mensch hat von Glück zu sagen, wenn es sich auf diese Weise nach oben ausstößt. Wäre es der Frau nicht ausgebrochen, so hätte sie sterben müssen; die Hörner wären nach innen gewachsen und hätten ihr das Herz abgestoßen. Es ist noch nicht zwei Jahre, daß ich an des Königs von Hispanien Hofe war, da hatte ein

mächtiger Graf eine schöne Tochter, von ganz zarter Complexion, der waren zwei große Hörner geschossen, die ich ihr gänzlich vertrieben habe.“

Als die Hofmeisterin die Rede von dem Doktor vernommen hatte, fragte sie ihn, wo er wohne; sie wolle bald wieder zu ihm kommen. „Ich habe noch kein Haus bestanden, erwiederte er, ich bin erst seit drei Tagen hergekommen, und bin in der Herberge zum Schwan, dort möget ihr nachfragen. Man nennt mich nur den Doktor mit der langen Nase, und wiewohl ich einen andern Namen habe, so kennt man mich doch am Besten unter diesem.“ — Mit unaussprechlicher Freude ging die Hofmeisterin zu ihrer betrübten Fürstin nach Hause. „Gnädigste Frau,“ rief sie ihr entgegen, „seyd fröhlich und wohlgemuth; eure Sache wird sich bald zum Besten wenden!“ Dann erzählte sie ihr, wie die drei Doctores sie ungetröstet hätten gehen lassen; darnach aber hätte sie einen gefunden, der habe sie wohl getröstet.“ Damit sagte sie ihr alle Dinge, die der Doctor mit ihr geredet, und wie er ihr zu helfen wisse, und wie er auch einer Gräfin geholfen habe. „Er hat mir auch gesagt,“ sprach die alte Kammermeisterin, „aus welcher Ursache solche Hörner entspringen; und ich mags ihm wohl glauben!“

Die traurige Prinzessin lag auf dem Bett und sprach zu der Hofmeisterin: „Warum hast du den Doktor nicht gleich mit dir hergebracht? Du weißt ja, daß ich je eher je lieber der Hörner los wäre! Geh wieder bald und führ' mir ihn her; sag' ihm, daß er alles mitbringen soll, was zur Sache gehört, und ja nichts spare; bring

ihm auch die hundert Kronen da, und bedarf er mehr, so gieb ihm, so viel er von dir begehrt!“ Die Hofmeisterin that alles dieß und sprach zu dem Doktor: „Nun brauchet euren Fleiß! Denn zu der Person, zu der ich euch führen will, könnet ihr nur bei nächtlicher Weile kommen, und dürfet auch Niemand davon sagen; denn ihre eigene Aeltern wissen es nicht.“ Der Doktor sprach: „Was dieß betrifft, so seyd ruhig; von mir soll es nicht auskommen; ich will mit euch gehen, nur muß ich vorher in die Apotheke, und kaufen, was zu der Operation von Nöthen seyn wird. Darum möget ihr meiner hier harren, oder in zwei Stunden wieder kommen. So ging der Doktor mit der großen ungestalten Nase in eine Apotheke; dort ließ er sich einen halben Apfel mit Zucker und Rhabarber überziehen, fügte wohlschmeckende Dinge hinzu, kaufte auch in eine Büchse ein wenig wohlschmeckender Salbe; nahm guten Bisam zu sich, und kam wieder zu der Hofmeisterin, die sein auf der Straße wartete. Diese führte ihn bei Nacht zu der Prinzessin.

Agrippina lag auf ihrem Bette hinter den Umhängen und empfing ihn gar ohnmächtiglich, als ob sie nicht bei Kräften wäre. Der Doktor sprach: „Gnädige Frau, seyd getrost, mit Gottes Hülfe und meiner Kunst soll eure Sache bald gut werden. Nun richtet euch auf und lasset mich euren Schaden sehen und anfühlen; so kann ich euch um so besser helfen!“ Agrippina schämte sich sehr, daß sie die Hörner sehen lassen sollte. Doch setzte sie sich aufrecht im Bette hin. Der Doktor rührte die Hörner keck an und sprach: „Man muß um jedes Horn ein Säck-

lein aus einem warmen Pelz von einer Affenhaut binden, die will ich dann salben; und so muß man die Hörner fein warm halten." Alsbald bestellte die Kammermeisterin, daß ein alter Affe am Hof abgeschlachtet und die Haut gebracht würde; da wurden die zwei Säcklein nach des Arztes Rath gemacht. Dann fing der Arzt an, die Hörner mit dem Affenschmalz zu salben, zog ihr die pelzenen Säcklein über und sprach: „Gnädige Frau, was ich jetzo den Hörnern gethan habe, das wird sie bald lind machen; sie müssen aber auch durch innerliche Mittel vertrieben werden; deßwegen habe ich eine Latwerge mitgebracht, die werdet ihr essen und ein Schläflein darauf thun; so werdet ihr gewahr werden, daß die Sache sich gar bald zur Besserung schicken wird." Agrippina that wie eine Kranke, die gern genesen wäre. Was ihr der Doktor gab, war jener halbe Apfel, der die Kraft hatte, die Hörner zu vertreiben. Die Beimischung aber wirkte in ihrem Leibe, wie bei andern Kranken. Als sie nun wieder in ihrem Bette war, sprach der Doktor: „Lasset uns sehen, ob die Arznei schon gearbeitet habe;" und griff nach dem Ende der Hörner, an die Pelzsäcklein; da waren jene um ein Viertheil geschwunden. Agrippina war den Hörnern so feind, daß sie dieselbe nicht angreifen mochte; doch als man ihr sagte, wie sie geschwunden wären, griff sie daran, und fand wirklich, daß sie kleiner geworden waren. Darüber freute sie sich sehr, und bat den Doctor, eifrig fortzufahren. „Noch heute Nacht komme ich wieder," sagte er, „und bringe, was Noth thut." Er beurlaubte sich und ging in die Apotheke, ließ wieder ei-

nen halben Apfel überziehen und ihm einen andern Geschmack geben; diesen brachte er bei Nacht der Prinzessin, salbte ihr die Hörner, ließ die Säcklein kleiner machen, daß sie recht anliegend wurden, und gab ihr den Apfel, worauf sie entschlief. Als sie wieder aufwachte, wurden die Hörner besehen: da waren sie geschwunden, und beinahe hinweggegangen. Hatte sie sich vorher gefreut, so war sie jetzt noch viel froher, und bat den Doktor nicht abzulassen, sie wollte ihm seine Arbeit gut belohnen. Er versicherte, das Beste thun zu wollen, und wie er die zwei Nächte gethan hatte, so that er auch die dritte.

Während sie nun schlief und er bei ihr saß, da dachte er: „Zwei oder dreitausend Kronen wären für einen andern Arzt ein großer Lohn, und doch ist es für gar nichts zu schätzen gegen dem, was sie von mir hat. Darum, ehe ich ihr die Hörner vertreibe, will ich anders mit ihr reden, und ihr meine Meinung ehrlich sagen; will sie es nicht thun, so irret sie sich, wenn sie glaubt, ich werde ihr die Hörner vertreiben. Dann will ich ihr eine Latwerge machen, daß sie ihr wieder so lang werden, wie zuvor; und alsdann will ich gen Flandern fahren und ihr entbieten, wenn sie die Hörner los werden wolle, so soll sie zu mir kommen und mitbringen, was ich von ihr verlange, nähmlich mein Wünschhütlein, und überdieß mir alle Jahre so viel geben, daß ich einem Herren gleich leben kann.“ Während er dieß dachte, kam die Hofmeisterin mit einem Licht und wollte sehen, was die Prinzessin machte. Da schlief sie. Der Doktor hatte sein Barret abgezogen, da entfiel es ihm. Wie er sich nun bückte

und das Baret aufheben will, sieht er vorn unter der Bettstatt das Wünschhütlein auf der Erde liegen, auf das Niemand Acht hatte, weil Niemand seine Tugend kannte. Die Fürstin wußte auch nicht, daß sie durch die Kraft des Hütleins wieder heim gekommen sey, sonst würde sie es an einen andern Nagel gehenkt haben. Auf der Stelle schickte der Doktor die Kammermeisterin nach einer Arzneibüchse, und während sie diese holt, hub er das Hütlein im Augenblick auf, behielt es unter seinem Rock und dachte: „nun könnte mir der Seckel auch werden!" Indem erwachte die Prinzessin und richtete sich auf. Der Doctor zog ihr die Säcklein von den Hörnern, da waren sie ganz klein, worüber die Prinzessin große Freude empfand. Die Kammermeisterin sagte: „Es ist noch um eine Nacht zu thun, so seyd ihr genesen, dann werden wir auch den mißgeschaffenen Doktor los, mit seiner häßlichen Nase; der könnte einem alle Männer entleiden!"

Weil nun der Doktor das Hütlein hatte, dachte er, es wäre Zeit, mit Agrippina zu reden, und ließ die Worte fallen: „Gnädige Frau, ihr sehet wohl, wie sehr sich eure Sache gebessert hat. Nun kommt es hauptsächlich darauf an, die Hörner aus der Hirnschale zu treiben, dazu gehören köstliche Sachen, und wenn ich diese hier nicht finde, so muß ich selbst reisen oder einen Doktor darnach senden, der sich auf die Sache versteht, darauf geht aber viel Geld, auch möchte ich gerne wissen, was ihr mir zu Lohne geben wollet, wenn ihr der Hörner ganz ledig werdet, und euer Kopf so glatt wird, als er je gewesen ist." Die Prinzessin sprach: „Ich finde wohl,

daß eure Kunst die rechte ist; ich bitte euch, helfet mir und sparet kein Geld!“ Der Doktor sprach: „Ihr sagt mir wohl, ich soll kein Geld sparen! Wenn ich aber keins habe?“ Agrippina war karg, wiewohl sie den Seckel hatte, der nicht zu erschöpfen war; sie ging gemachsam über die Truhe, die bei ihrer Bettlage stand, und in der ihre liebsten Kleinode und auch der Seckel war, an einen starken Gürtel gebunden; den gürtete sie um den Leib, und ging zuvor zu einem Tische, der an einem schönen Fenster stand. Hier fing sie an zu zählen, und als sie bei dreihundert Kronen gezählt hatte, suchte der Doktro unter seinem Rock, als wenn er einen Beutel hervorholen wollte, darein er das Geld thun könnte; that mit der einen Hand, als wenn er das Geld fassen wollte, mit der andern aber, die er im Rock hatte, erwischte er das Hütlein, warf das Baret von sich, und setzte das Wünschhütlein auf den Kopf. Dann faßte er die Prinzessin und wünschte sich mit ihr in einen wilden Wald, wo keine Leute wären, und wie er solches wünschte, so geschah es von Stund' an, durch die Kraft des Hütleins.

Als Agrippina hinweggeführt war, lief die alte Kammermeisterin zu der Königin, und erzählte ihr den Vorfall. Die Königin erschrak; doch dachte sie: „wie meine Tochter das Letztemal bald wieder gekommen, so wird es wohl jetzt auch geschehen. Ueberdieß hat sie ja den Seckel mit sich genommen, so daß sie Jedermann genug lohnen kann, daß man ihr wieder heim hilft!“ So warteten sie den Tag und die Nacht. Als sie aber nicht wieder kam, fiel es der Königin auf ihr Mutterherz, daß sie um ihre

schöne Tochter sollte so elendiglich gekommen seyn; sie ging daher mit trauriger Gebärde zu ihrem Gemahl, und erzählte ihm, wie alles ergangen, und wie der Doktor die Jungfrau hinweggeführt habe.“ Der König sprach: „Ja freilich, das ist ein weiser Doktor; der kann mehr als andere Doktores; es ist Niemand anders als Andolosia, welchen ihr so fälschlich betrogen habt! Ich hätte mir wohl denken können, wenn ihm der Himmel solches Glück verliehen hat, daß er ihm auch Weisheit verliehen haben werde. Das Glück will einmal, daß er den Seckel habe, und sonst Niemand; hätte das Glück es anders gewollt, so hätte ich oder sonst einer auch einen solchen Seckel. Viele Leute sind in England, und ist nur Ein König darunter, das bin ich; weil solches mir von Gott und dem Glücke verliehen ist. Und ebenso ist es dem Andolosia allein verliehen, einen solchen Seckel zu haben, und sonst Niemand. Hätten wir nur unsere Tochter wieder!“ Die Königin sagte: „Herr! sende doch Boten aus, ob man sie nicht irgendwo erhaschen möchte, damit sie nicht in Armuth und Elend komme.“ — „Boten sende ich keine aus, erwiederte der König, denn es wäre eine Schande für uns, wenn es ruchbar würde, daß wir sie nicht besser versorgt hätten!“

Als Andolosia mit Agrippinen in der wilden Wüste allein war, warf er den Doktorsrock gar untugendlich vor sich nieder, zog die häßliche Nase ab, und trat gleich vor die schöne Agrippina. Diese erkannte ihn auf der Stelle, und erschrak von ganzem Herzen, so, daß sie kein Wort vorbringen konnte, denn er hatte die Augen im Kopfe verdreht, machte ein zornig Gesicht, und gebärdete sich, als würde er sie alsbald umbringen. Auch zog er ein Messer hervor, und schnitt ihr den Gürtel vom Leib, riß sein Wamms auf, und steckte den Seckel an den Ort, wo er ihn vorher gehabt hatte. Das Alles sah die arme Jungfrau; vor Noth und Angst erzitterte ihr schöner Leib wie ein Lindenlaub, mit dem der Wind spielt. Andolosia aber fing aus großem Zorn zu reden an, und sprach: „Du falsches, ungetreues Weib; jetzt bist du mir zu Theil worden; jetzt will ich mit dir die Treue theilen, wie du sie mit mir getheilt hast, als du mir den Seckel abtrenntest, und einen tugendlosen an die alte Stelle setztest. Du siehst, daß ich jetzt den rechten wieder an der alten Stelle habe. Jetzt helfe und rathe dir deine Mutter und deine alte Kammermeisterin, und heiße dich mir ein gut Getränke geben, damit du mich betrügest. Ja, und wären jene Unholdinnen beide bei dir, all ihre Kunst verhälfe ihnen doch nicht zu dem Seckel. O Agrippina, wie konntest du es übers Herz bringen, mir solche Untreue zu erzeigen, da ich dir so treu war! Ich hätte mein Herz und meine Seele, Leib und Gut mit dir getheilt! Wie mochtest du einen so tapfern Ritter, der alle Tage dir zu Ehren turnierte und alles männliche Ritterspiel

trieb, in so großes Elend bringen, ohne Erbarmen mit ihm zu haben. Ja der König und die Königin haben mit mir ihren Fastnachtsschimpf getrieben; das hat mein Herz noch nicht vergessen. Hätte ich mich aus Verzweiflung erhenkt, so wärest du die Ursache gewesen, daß ich um Seele und Leib gekommen wäre. Nun sprich dir selbst dein Urtheil; ist es nicht billig, daß ich mit dir dasselbe Erbarmen habe, als du mit mir gehabt hast?"

Agrippina war voll Schrecken, und wußte nicht, was sie sagen sollte; sie sah gen Himmel auf, und fing endlich mit bangem Herzen zu reden an: „O tugendreicher, strenger Ritter Andolosia! ich bekenne, daß ich übel und unedel an euch gehandelt habe; ich bitte euch, wollet den Unverstand und Leichtsinn ansehen, der von Natur mehr den Weibern, jungen und alten, als dem männlichen Geschlechte eigen ist; wollet mir die Sache nicht zum Schlimmsten kehren, und euren Zorn nicht an einer armen Tochter auslassen; thut Gutes für Uebels, wie sich für einen ehrsamen Ritter geziemt." Er sprach: „Nein, der Schaden ist noch zu frisch in meinem Herzen, als daß ich dich ungewitzigt lassen könnte." Sie antwortete und sprach: „Ach Andolosia, bedenket doch, was würde man von euch sagen, wenn ihr ein armes Weib, die mit euch als eure Gefangene in der Wildniß ist, bestrafen wolltet; das würde ein Flecken an eurer strengen Ritterschaft seyn!" Andolosia sprach: „Wohlan, ich will meinem Zorne widerstehen, und gebe dir mein Ritterwort, daß ich dich nicht verletzen will; aber ein Zeichen hast du noch von mir, das mußt

du, so viel an mir liegt, bis in dein Grab behalten, damit du meiner eingedenk seyest!“ Agrippina hatte bisher in solcher Angst um ihr Leben geschwebt, daß sie die Hörner, die ihr noch auf dem Kopfe standen, ganz vergessen hatte. Jetzt, als Andolosia sie der Sorge für ihr Leben enthoben hatte, kam sie wieder zu sich, und sprach: „O wollte Gott, daß ich meiner Hörner ledig und in meines Vaters Pallast wäre!“ Als Andolosia sie so wünschen hörte, lief er heran und zog das Wünschhütlein an sich, das nicht ferne von ihr auf der Erde lag. Denn hätte sie es auf gehabt, so wäre sie abermals heimgekommen. Er nahm das Hütlein und knüpfte es fest an seinen Gürtel. So konnte Agrippina wohl merken, daß sie das Erstemal durch die Kraft des Hütchens gerettet worden war. Mit Seufzen dachte sie: „Nun hast du die beiden Kleinode in deiner Gewalt gehabt und nicht behalten können!“ Doch durfte sie Andolosia ihren Zorn nicht merken lassen, sondern sie fing wieder an, ihn freundlich zu bitten, daß er sie der Hörner ganz entledigen und zu ihrem Vater bringen möchte. Er sprach aber kurzweg: „Du mußt die Hörner haben, dieweil du lebest! Aber ich will dich gerne so nahe an deines Vaters Pallast führen, daß du ihn sehen kannst. Hinein jedoch komme ich nicht mehr!“ Sie bat ihn zum andern und zum drittenmal; es half aber Alles nicht.

Als Agrippina sah, daß kein Bitten bei Andolosia fruchtete, sprach sie: „Muß ich denn meine Hörner haben und so mißgestaltet bleiben, so begehre ich auch nicht wieder nach England zurückzukehren, sondern ich wünsche, daß mich kein Mensch wieder sehe, selbst Vater und Mutter nicht. Darum führet mich an einen fremden Ort, wo mich kein Mensch erkenne.“ — Andolosia sprach: „Dir wäre nirgends besser, denn bei Vater und Mutter.“ Aber dieß wollte sie nicht, und sprach: „Führet mich in ein Kloster, daß ich von der Welt geschieden sey.“ Er sagte: „Begehrest du das, und ist dir die Rede Ernst?“ Sie antwortete: „Ja!“ So rüstete er sich und führte sie gen Hibernien, ganz nah ans Ende der Welt, nicht weit von Sanct Patricius Fegfeuer, in ein großes und schönes Frauenkloster, in welchem nichts als Edelfrauen sind; hier ließ er sie auf offenem Felde sitzen, ging ins Kloster zu der Aebtissin, und sagte zu ihr: „Er habe eine edle und ehrsame Tochter mitgebracht, die schön und gesund sey, ausser daß ihr etwas an dem Kopfe angewachsen sey, dessen sie sich schäme, und weßwegen sie nicht bei ihren Freunden bleiben wolle. „Sie begehrt an einem Orte zu seyn,“ sprach er, „wo sie nicht bekannt wäre; wolltet ihr sie aufnehmen, so wollte ich euch die Pfründe dreifach bezahlen.“ Hierauf erwiederte die Aebtissin: „Wer die Pfründe haben will, der muß zweihundert Kronen darum geben; denn ich halte einer jeden Pfründnerin eine Magd, und gebe ihnen, was sie bedürfen. Wollet ihr nun wirklich die Pfründe dreifach bezahlen, so bringet sie mir her!“

Andolosia ging hin und brachte Agrippina herbei. Die Aebtissin empfing sie und die Fürstin dankte ihr gar züchtiglich; sie neigte sich so schön, daß die Aebtissin wohl sah, daß sie von edlem Stamm geboren wäre; auch ihre Gestalt gefiel ihr wohl; es erbarmte sie, daß eine so wohlgestalte Tochter so verfluchte Hörner auf dem Haupte haben sollte. Sie sprach daher: „Agrippina, begehrest du hier in diesem Kloster deine Wohnung aufzuschlagen?“ Sie antwortete gar demüthig: „Ja, gnädige Frau Aebtissin!“ Darauf sprach diese: „So wirst du mir gehorsam seyn zur Mette, und zu allen Zeiten in das Chor gehen, und lernen, was du kannst!“ Agrippina sprach: „Was eures ehrsamen Klosters Sitte, Gewohnheit und altes Herkommen ist, soll von mir Alles gewissenhaft beobachtet werden.“ So zählte Andolosia der Aebtissin sechshundert Kronen dar, und bat sie, sich ihr die Jungfrau anempfohlen seyn zu lassen. Diese sagte willig zu, denn sie war froh, so viel baaren Geldes empfangen zu haben.

Andolosia nahm Urlaub von der Aebtissin; diese sprach zu Agrippina: „Gehe Kind und gib deinem Freunde das Geleit.“ So ging sie mit ihm hinaus, und als sie an die Pforte kamen, sagte er zu ihr: „Nun segne dich Gott; er erhalte dich gesund, und lasse dich in diesem Kloster die ewige Freude erwerben!“ Sie sprach Amen; dann aber fing sie jämmerlich an zu weinen und sagte unter Schluchzen: „O strenger Ritter, denket doch mein in kurzer Zeit, und erlediget mich; denn so lange ich die Hörner habe, bin ich weder tauglich der Welt noch

Gott zu dienen!“ Dem Andolosia gingen die Worte wohl zu Herzen; doch gab er ihr keine Antwort, als daß er sagte: „Was Gott will, das geschehe!“ und ging damit seine Straße. Agrippina schloß betrübt die Pforte zu und kehrte zu der Aebtissin zurück; diese räumte ihr eine Kammer ein, und eine Magd, ihr zu dienen. In dieser Zelle war die Jungfrau fast immer allein, und diente Gott so gut sie konnte, wiewohl ihr Gemüth nicht bei dem Gebete war.

Als der Ritter von Agrippina geschieden war, fühlte er sich gar fröhlich, setzte sein Hütlein auf und wünschte sich von einem Lande zum anderen, bis er gen Brügge in Flandern kam. Hier erholte er sich in fröhlicher Gesellschaft von seinem Unmuth, und rüstete sich wieder recht kostbar zu; er kaufte vierzig schöne Pferde, dingte viel guter Knechte, kleidete die alle in Eine Farbe, und fing wieder an Ritterspiel zu treiben; er fuhr durch Deutschland und besah die schönen Städte, die im römischen Reiche liegen. Dann eilte er nach Venedig, Florenz und Genua. In allen drei Städten sandte er nach den Kaufleuten, denen er die Kleinode weggenommen hatte, und bezahlte sie alle baar. Darnach setzte er sich mit Pferden und Knechten in ein Schiff, und fuhr mit Freuden wieder nach Hause gen Famagusta zu seinem Bruder.

Wie Ampedo seinen Bruder so herrlich daherreiten sah, gefiel es ihm gar wohl. Und als sie mit einander in Freuden getafelt hatten, nahm er seinen Bruder Andolosia, führte ihn in eine Kammer und fragte ihn, wie es gegangen wäre. Da erzählte ihm dieser alle Umstände, wie er zu dem Verluste des Seckels auch noch um das Hütlein gekommen sey. Ampedo erschrack so sehr, daß ihm die Sinne schwanden, ehe sein Bruder ausgesprochen hatte. Dieser brachte ihn wieder zur Besinnung, und erzählte ihm dann weiter, wie er durch List wieder in den Besitz beider Kleinode gekommen sey. „Darum sey nicht traurig, Bruder," sagte er, und band den Seckel vom Wamse ab, zog das Hütlein aus seinem Kleidersack, legte ihm beide vor und sprach: „Lieber Bruder, nun nimm die Kleinode beide und laß dir damit wohl seyn; habe deine Freude damit nach Herzenslust; ich will es dir von ganzem Herzen gönnen und nichts darein reden." Ampedo aber sprach: „Den Seckel begehre ich ganz und gar nicht. Ich sehe wohl, wer ihn hat, der muß zu aller Zeit Angst und Noth haben; auch habe ich wohl gelesen, wie es unserm Vater löblichen Gedächtnisses gegangen ist." Als Andolosia diese Worte hörte, war er des Seckels gar froh und dachte: „Ich will ihm von meinem andern Unglück lieber gar nichts sagen, sonst möchte er gar zu Tode erschrecken!"

Und nun fing er an einen guten Muth zu zeigen mit Stechen, Rennen und Tanzen. Als er sich aber eine Weile zu Famagusta aufgehalten, ritt er mit seinem Zeug zu dem Könige von Cypern, um auch hier

Kurzweil zu haben. Daselbst wurde er von dem König und seinem Hofe gar wohl empfangen. Der König fragte ihn, wo er so lange gewesen wäre. Er erzählte ihm, wie viele Königreiche er durchfahren. Da erkundigte sich der König, ob er nicht auch kürzlich in England gewesen sey. „Ja, gnädigster König," sagte er. — „Der König von England," sprach der König von Cypern weiter, „hat eine schöne Tochter (ein einziges Kind, sie heißt Agrippina), die möchte ich meinem Sohne zur Gemahlin gönnen. Aber nun ist mir die Mähre gekommen, daß die Tochter verloren gegangen sey. Sage mir, hast du nichts von ihr gehört, ob das wahr sey, oder ob sie wieder gefunden worden ist?" — „Gnädigster Herr," sagte Andolosia, „davon weiß ich eurer Gnaden wohl zu sagen. Es ist wahr, er hat eine schöne Tochter, eine sehr schöne Tochter. Aber durch Schwarzkunst ist sie nach Hibernien versetzt worden, dort lebt sie in einem Frauenkloster, und habe ich mit ihr geredet, vor kurzer Zeit." — „Wäre es nicht möglich, daß sie wieder zu ihrem Vater käme?" fragte der König. „Ich bin alt, und möchte meinen Sohn und mein Königreich gerne versehen, ehe denn ich sterbe." Darauf antwortete Andolosia: „Gnädiger Herr König, euch und eurem Sohn zu Liebe, der aller Ehren wohl werth ist, will ich in der Sache arbeiten, und mit Gottes Hülfe die Königstochter bald wieder in ihres Vaters Pallast schaffen." Der König bat ihn dringend, es zu thun und es sich Geld kosten zu lassen. Er wollte ihm und den Seinigen allen königlichen Dank zu erkennen geben. „Nun,

gnädigster König," sagte Andolosia, „so rüstet eine ehrsame Botschaft aus, und sendet die vierzehn Tage nach mir ab. Gewiß findet diese die Jungfrau zu London in ihres Vaters Pallast. Hat er sie euch dann verheißen, so sendet er sie euch redlich." Der König sprach: „Andolosia, guter Freund, so vollende deine Sache, daß kein Fehl daran sey; ich will eine prächtige Gesandtschaft abschicken; mache du nur, daß sie nicht vergebens sey!" — „Habt keine Sorge," sprach Andolosia; „aber lasset euren Sohn abkonterfeien, und sendet das Bild mit der Botschaft dahin. Ihr werdet sehen, der König und die Königin haben daran eine große Freude, und werden um so begieriger seyn, ihre schöne Tochter einem so schönen Jünglinge zu geben!"

Als der junge König vernahm, daß Andolosia ausgesendet werden sollte, für ihn um eine Gemahlin zu werben, verfügte er sich zu ihm, und bat ihn aufs inständigste, recht ernstlich in der Sache zu wirken, damit er keine abschlägige Antwort erhielte, denn er hatte viel von der Schönheit und Vollkommenheit gehört, die an Agrippinen zu schauen wäre. Andolosia versprach es ihm willig, nahm Urlaub, ritt nach Famagusta zurück, und bat seinen Bruder, ihm das Hütlein noch einmal leihen zu wollen; er werde bald wieder da seyn. Ampedo war willig und ließ sich das Hütlein wieder nehmen. Seinem Zahlmeister aber befahl Andolosia, allen seinen Knechten gütlich zu thun; er selbst reise in die Fremde, wolle aber bald wieder kommen. Also nahm er das Hütlein, und wünschte sich in die Wildniß, wo die Aepfel

standen, von denen die Hörner wuchsen und wieder verschwanden. Augenblicks war er dort und fand die Bäume voll schöner Aepfel stehen. Nun wußte er nicht mehr, welches der schädliche, welches der heilsame Baum war; er kam ungerne daran, einen zu essen, und doch wollte er auch nicht ohne die Aepfel wieder davon. Endlich nahm und aß er einen Apfel von dem einen Baume, da wuchs ihm ein Horn; dann einen vom andern, da verschwand es wieder. Von diesen nahm er etliche und fuhr mit ihnen hinweg nach Irland vor das Kloster. Hier klopfte er an, ward eingelassen, ließ sich vor die Aebtissin führen und fragte nach Agrippina; denn er hätte etwas Heimliches mit ihr zu reden.

Die Aebtissin erkannte Andolosia beim ersten Gruße und sendete nach Agrippinen. Als diese kam, empfing sie den Ritter schlecht, denn sie wußte nicht, warum er gekommen war, und erschrak über seiner Erscheinung. Andolosia aber sagte: „Erlaubet, gnädige Frau, daß die Jungfrau ein Weniges allein mit mir rede.“ Jene erlaubte es gerne; so ging er mit ihr an eine geheime Stelle, und sagte zu ihr: „Agrippina, sind dir die Hörner noch ebenso zuwider, wie da ich von dir schied?“ — „Ja,“ sprach sie, „und je länger, je mehr.“ — „Wohin stände dir dein Sinn,“ fragte er; „wenn du ihrer quitt und ledig wärest?“ — Sie sprach: „Wo sollte ich anders hin begehren, als nach London zu meinen herzlieben Aeltern?“ — Darauf sprach Andolosia freundlich zu ihr: „Agrippina, Gott hat dein Gebet erhört; was du begehrst, wird dir gewähret;“ damit gab er ihr einen

Apfel zu essen, hieß sie ein wenig ruhen und dann wieder aufstehen; dann war sie der Hörner ganz ledig.

Die Magd, die ihr zugegeben war, konnte ihr nun zum erstenmal die Locken flechten und das Haupt zieren; so geschmückt kam sie vor die Aebtissin, und da diese die Jungfrau so schön und schmuck sahe, rief sie den Frauen allen im Kloster, daß sie wundershalber die Novize sehen sollten, wie sie in kurzer Zeit also schön geworden, und ihr die leidigen Hörner vergangen seyen. Jedermann verwunderte sich. Da sprach Andolosia, der zugegen war: „Laßt es euch nicht so groß Wunder nehmen; Gott vermag alle Dinge; wem er wohl will, wider den mag Niemand seyn. Wisset, Agrippina ist eine Fürstin und von königlichem Stamme geboren. Ich werde sie jetzt ihrem Vater und ihrer Mutter wieder überantworten. Ehe ein Monat vergeht, wird sie an einen Königssohn vermählt, und zwar an einen so schönen Jüngling, wie einer jetzt auf Erden nur leben mag.“

Hierauf zahlte Andolosia der Aebtissin hundert Kronen aus, die er ihr und ihren Klosterfrauen zur Letze hinterließ, dankte ihnen, daß sie Agrippinen so ehrlich gehalten; so dankte auch Agrippina gar züchtiglich; dann beurlaubten sie sich und verließen das Kloster. Sobald Andolosia ins Feld kam, rüstete er sich mit seinem Hütchen, und führte die Prinzessin nach London vor des Königs Pallast. Dann fuhr er selber wieder seiner Straße, denn er scheuete den Pallast, in welchem ihm

so große Untreue widerfahren war, und kehrte nach Famagusta zu seinem Bruder und seinen Dienern zurück.

Der König und die Königin waren unglaublich froh, als sie Agrippinen wieder vor sich sahen, auch alle andere im Schlosse freuten sich mit großer Freude; es wurde ein herrliches Fest gegeben, daß die verlorene Tochter wieder gefunden war, und sie zierten die Prinzessin auf das allerköstlichste. Während sie nun so in Fröhlichkeit lebten, wurde dem Könige gemeldet, daß Boten kämen, vom Könige von Cypern ausgesendet, mit großem Gefolge, ihn um die Hand der jungen Fürstin Agrippina für seinen Sohn zu bitten. Diese wurden aufs Schönste empfangen, und als sie vier Tage in der Stadt gewesen, sandte der König nach ihnen. Da erschienen sie, köstlich angethan, jeder nach seinem Stande, ein Herzog, zween Grafen und viele Ritter und Knechte; die fingen an von der Heirath zu handeln. Als die Königin vernahm, daß man wegen Agrippinens fragte, fiel es ihr schwer aufs Herz, daß sie ihre Tochter so fern vom Lande entlassen sollte, und noch dazu sie einem geben, von dem man nicht wüßte, ob er hübsch oder häßlich wäre. Da langte eben die Botschaft wieder am Hofe an; sie kamen vor den König und begehrten auch bei der Königin vorgelassen zu werden. Und als sie vor sie kamen, zogen sie das Conterfey ihres jungen Königssohns

hervor, und zeigten seine Gestalt. Wie der König seine Schönheit sah, fragte er, ob es auch wirklich so wäre. Da schwuren sie dem König und der Königin einen Eid, daß er noch viel schöner gestaltet sey, recht schlank und gerade, und nicht älter denn vierundzwanzig Jahre. Das gefiel ihnen beiden gar wohl. Die Königin nahm das Bild und brachte es ihrer Tochter Agrippina; sie sagte ihr, wie man sie einem jungen Königssohn geben wolle, der noch viel hübscher sey, als sie hier seine Gestalt sehe, wie sie es ja auch früher von Andolosia gehört hätte. Agrippina glaubte dieser Versicherung und willigte ein. Als ihre Aeltern dieß vernommen, redeten sie mit den Boten aus Cypern weiter, und wurde die Heirath ganz abgeschlossen.

Hierauf ließ der König viel Schiffe zurichten mit Leuten, Speise und was dazu gehöret; die junge Prinzessin wurde mit köstlichen Gewanden und Kleinoden nach allen Ehren ausgerüstet, auch ihr ein schönes Gefolge von Frauen und Jungfrauen beigegeben; und als die Schiffe ganz bereit und geladen waren, nahm die junge Königin Abschied von dem König ihrem Herrn Vater, und der Königin ihrer Frau Mutter, kniete vor ihnen mit großem Seufzen und weinenden Augen nieder, und begehrte ihren Segen, da sie jetzt scheiden mußte. Da segnete sie der König und empfahl sie der ewigen Dreifaltigkeit, die sie vor allem Herzeleid behüten, und ihr alle Genüge verleihen wolle. Die Königin ihre Mutter konnte gar nicht mehreres sprechen, als nur weinend ihr Amen zu dem Wunsche sagen.

So erhub sich Agrippina und ging mit all ihrem Volk zu Schiffe. Jedermann war es leid, daß die schöne junge Fürstin von ihnen scheiden sollte; sie aber fuhr in Gottes Namen dahin, und dieser verlieh ihr günstiges Wetter, so daß die Fahrt glücklich von Statten ging, und sie mit all ihrem Gefolge frisch und gesund nach Famagusta in Cypern gelangte. Dort hatte der König von Cypern eine Herzogin, vier Gräfinnen und viele edle Frauen aufgestellt, welche die junge Königin gar ehrenvoll empfingen. Köstliche Speisen und Getränke waren bereitet; man gab jedermann genug, Fremden und Heimischen, und Jung und Alt war froh, daß ihrem jungen König eine so schöne Gemahlin gekommen war. Dann standen viel Rosse und Wagen in Bereitschaft, und Jedermann wurde nach Ehren befördert. So kamen sie nach Medusia, wo der König Hof hielt, und wie köstlich der Empfang zu Famagusta auch gewesen war, so wurden sie doch daselbst noch zehnmal prächtiger aufgenommen. Denn der König hatte die Edelsten und Besten aus seinem ganzen Königreiche hier versammelt, die alte Königin mit ihrem ganzen Frauenzimmer harrte ihrer auch, und endlich kam der junge König mit seinem Gefolge. Diesem dankte Agrippina inniglich, mit fröhlichem Angesicht und holdseligen Gebärden für den köstlichen Empfang. So ritten sie herrlich bis an den königlichen Pallast, der aufs schönste gerüstet war. Hier begann erst recht das köstliche Leben. Alle Fürsten und Herren, die dem Scepter des Königs von Cypern gehorchten, kamen zierlich geritten, und brachten köstliche Gaben dar, jeder nach seinem Ver=

mögen. Die Hochzeit wurde begonnen und dauerte sechs Wochen und drei Tage, und Jedermann hatte während dieser Zeit genug. Unter Anderm schenkte Andolosia dem jungen Könige ein ganzes Schiff mit Malvasier und Muscateller Wein, der wurde getrunken, als ob es Apfelmost gewesen wäre; da war kein Mangel, so lange die Hochzeit währte.

Die Herren und Fürsten aber hielten während all dieser Zeit nichts denn Rennen und Turnier und andere derlei Kurzweil, und alle Abende gab man dem den Preis, der am Tage das Beste gethan hatte, und geschah dieses beim Tanze: da setzte die junge Königin jedesmal dem Sieger ein Kränzlein auf. Um das warben alle, damit sie Ehre von der schönen Königin Agrippina erjageten. In diesem Turniere warb auch Andolosia, und that in allen ritterlichen Spielen allweg das Beste, so daß Frauen und Männer ihm oft den Preis zuerkannten. Als aber zuletzt derselbe wirklich ertheilt werden und ihn billigerweise Andolosia davontragen sollte, da wurde er ehrenhalber dem Grafen Theodor von England gegeben. Andolosia achtete jedoch nicht darauf, sondern gönnte ihm die Ehre wohl. Doch sprach alles Volk: „Andolosia hätte es besser verdient.“ Das hörte auch Graf Theodor, und es verdroß ihn nicht wenig; ihn plagte der Neid; deßwegen schloß er einen Bund mit dem Grafen von Limosi, der ein Raubschloß auf einer kleinen Insel hatte, nicht fern von Famagusta. Beide dachten darauf, wie sie dem Andolosia Schande zufügen, oder gar ihn umbringen könnten, damit sie ihn vom Hofe los wären, und er nicht mehr den Grafen und

Edelleuten gegenüber pochen könnte. Jeder verstand die Absicht des andern; sie machten einen gemeinschaftlichen Anschlag auf ihn, und warteten nur, bis die Hochzeit zu Ende wäre.

Als nun die ganze Festlichkeit vorüber war, und Andolosia heim gen Famagusta reiten wollte, hatten die beiden Grafen eine Schaar bestellt; diese fing den Andolosia aus einem Hinterhalt, erstach ihm seine Diener alle, und führte ihn selbst auf die Insel nach Limosi in ein festes Schloß, wo er wohl gehütet wurde, so daß er nicht hoffen durfte zu entkommen. Zwar bot er seinen Wächtern großes Gut, wenn sie ihm von dannen hälfen; aber sie trauten ihm nicht und meinten, wenn er davon käme, so würde er ihnen nichts geben. Andolosio aber durfte ihnen den Seckel nicht zeigen, denn er fürchtete, sie nähmen ihn und hälfen ihm doch nicht. So war er in großen Nöthen.

Inzwischen kam die Mähre vor den König, daß Andolosia's Diener alle erstochen seyen, und von ihm selbst Niemand wisse, ob er todt oder lebendig sey, auch den Thäter nicht errathen könne. Denn die zwei Grafen, die es gethan hatten, ritten wieder an des Königs Hof und hielten sich stille, als ob sie nichts darum wüßten.

Jetzt kam auch zu Ampedo die Kunde, daß sein Bruder verloren gegangen sey. Auf der Stelle sandte er

Boten zu dem König und ließ ihn bitten, ihm doch wieder zu seinem Bruder zu verhelfen. Der König versprach alles anzuwenden, um seinen Aufenthalt zu erfahren; werde er es inne, wo Andolosia festgehalten werde, so wolle er es sich kein Geld dauern lassen; ja, sollte es sein halbes Reich kosten, so müßte er ledig werden. Ampedo aber dachte, er sey um seinen Bruder gekommen wegen des Seckels, und nun würde auch er gemartert werden, damit er von dem Hütlein, das er besäße, auch offenbaren müßte. „Nein, das soll nimmermehr geschehen!“ sprach er bei sich selbst, und im Zorne nahm er das köstliche Hütlein, zerhackte es in Stücke, warf es in das Feuer und blieb dabei stehen, bis es zu Asche verbrannte, daß Niemand seine Freude mehr damit haben sollte. Er hatte stets Boten auf den Beinen zu dem Könige, aber so viel ihrer zurückkamen, so brachte doch keiner gute Botschaft, und er konnte nichts vom Schicksal seines Bruders erfahren; das machte ihm großes Herzeleid, er verfiel in tiefen Kummer und endlich in eine tödtliche Krankheit, so daß ihm kein Arzt helfen konnte, und also starb er.

Etliche Tage waren verflossen, da hörten die Grafen, daß es dem König so leid thue um seinen wackern Ritter Andolosia; sie stellten sich daher, als trauerten auch sie um ihn. Der König ließ ausrufen, wer gewisse Kundschaft brächte, wo Andolosia hingekommen wäre, dem wolle er tausend Ducaten baar geben, möchte jener lebendig seyn oder todt. Aber jedermann hielt reinen Mund. Inzwischen nahm der Graf von Limosi Urlaub von dem König und kam in sein Schloß, wo Andolosia gefangen

saß, und fand diesen in einem tiefen Thurme sitzen. Andolosia freute sich, als er den Grafen sah, denn er hoffte auf Barmherzigkeit. Er bat den Grafen, ihn des Gefängnisses zu entledigen; er wußte aber nicht, wessen Gefangener er wäre, oder warum er in so harter Haft gehalten würde; wenn er Jemand ein Unrecht gethan hätte, so wollte er ihm gerne Genüge thun, mit Leib und Gut. Aber der Graf sprach: „Andolosia, du bist nicht darum hergeführt, daß man dich wieder hinwegläßt; du bist mein Gefangener, und wirst mir sagen, von wannen dir das viele Geld komme, das du das ganze Jahr über ausgiebst; und mach deine Aussage nur kurz, sonst will ich dich also martern, daß du froh wirst, wenn du es mir nur sagen darfst!“ Da Andolosia das hörte, erschrak er sehr, und aller Trost entging ihm; er wußte nicht, was er sagen sollte; endlich gab er an: „zu Famagusta in seinem Hause, da wäre eine heimliche Grube, die habe ihm sein Vater gezeigt, als er am Sterben war; wie viel Gelds er daraus nehme, so sey immer noch mehr darin. Wollte der Graf ihn also gefangen gen Famagusta führen, so sey er bereit, ihm die Grube zu zeigen.“ Dem Grafen wollte dieses nicht genügen; er nahm ihn aus dem Kerker, und marterte ihn. Andolosia erduldete es lange, und blieb auf seiner Aussage. Wie der Graf merkte, daß er nicht bekennen wollte, fuhr er mit der Folter fort, und ließ ihn so grausam peinigen, daß Andolosia vor den großen Schmerzen nicht länger schweigen konnte, sondern von der Kraft des tugendreichen Seckels zu bekennen anfing. Als der Graf dieses hörte, nahm

er den Seckel von ihm, versuchte ihn und fand ihn ergiebig. Nun ließ er den armen Andolosia wieder in den Kerker setzen, und befahl ihn seinen vertrautesten Dienern; dann versah er sein Schloß, und kam ganz vergnügt wieder an des Königs Hof zu seinem Gesellen, dem Grafen Theodor. Dieser empfing ihn mit Freuden, und sie hielten viel Gesprächs unter einander, wie er mit Andolosia umgegangen, wie er ihm den Seckel mit so großer Marter abgezwungen, und wie hart er ihn gefangen hielte. Da sprach Graf Theodor; „Es gefällt mir so nicht; er wäre besser todt denn lebendig; ich habe an des Königs Hof vernommen, er sey ein Schwarzkünstler und könne durch die Lüfte fahren. Wenn er ledig wird, so ist zu besorgen, man vernehme von ihm, wie wir mit ihm gehandelt; dann gewinnen wir die Ungnade des Königs, oder jener nimmt uns gar das Leben.“ — Darauf erwiederte der Graf von Limosi: „Er liegt so hart gefangen, daß er uns keinen Schaden zufügen kann.“ Dann traten sie zusammen und nahmen aus dem Seckel so viel sie wollten, und Jeder hätte gerne den Seckel in seiner Gewalt gehabt. Endlich wurden sie darüber eins, daß ihn jeder ein halbes Jahr haben sollte; der aber, der den Seckel hätte, sollte dem andern an Geld nichts mangeln lassen. Nun war Graf Limosi der Aeltere, der sollte den Seckel das erste halbe Jahr haben. So viel die beiden Grafen jetzt Gelds hatten, so durften sie es doch nicht brauchen, damit kein Argwohn auf sie fiele; und wiewohl sie herrlich und in Freuden lebten, so lag doch Graf Theodor seinem Gesellen immer im Ohr, und meinte,

Andolosia wäre besser todt denn lebendig. Seine Furcht war immer, er möchte um den Seckel kommen. Auch hatte er die Absicht, wenn er von dem Grafen von Limosi denselben überantwortet bekäme, sich mit dem Seckel davon zu machen, so weit weg, daß er sowohl vor dem König, als vor seinem Raubgenossen sicher wäre. Deßwegen bewog er jenen, ihm einen seiner Knechte beizugeben und ihn mit einer schriftlichen Ermächtigung zu versehen, das Gefängniß Andolosia's öffnen zu dürfen.

Nun beurlaubte sich Graf Theodor von dem König unter dem Vorgeben, er wolle fremde Länder besehen, was ihm auch von dem Könige gestattet wurde. Er aber zog von dannen und nach der Insel Limosi; hier ließ er sich in das Schloß führen, und in den Kerker, in welchem Andolosia gefangen lag. Dieser saß elendiglich und trostlos im Stock; Arm und Beine waren ihm abgefault; als er aber den Grafen Theodor erblickte, empfing er einen starken Trost, und vermeinte, der Graf von Limosi habe den Grafen Theodor darum gesandt, daß er ihn ledig lassen solle. Er dachte: „weil sie den Seckel haben, so fragen sie nicht mehr viel nach mir.“ Da fing aber der Graf an und sprach: „Sag an, Andolosia, hast du nicht noch so einen Seckel, wie du meinem Gesellen einen gegeben hast? Auf, gieb mir auch einen!“ — „Gnädiger Herr Graf,“ sagte er, „ich habe keinen mehr, hätte ich aber noch einen, er wäre euch unversagt.“ Jener sprach: „Man sagt, du seyst in der Schwarzkunst erfahren und könnest in den Lüften fahren, und den Teufel beschwören, daß er mit dir von dannen fahre. War-

um beschwörest du ihn denn nicht jetzt, daß er dir von dannen helfe?“ Er sprach: „Ach, gnädiger Graf, das kann ich nicht, und habe ich noch nie gekonnt; nur allein mit dem Seckel, den ihr jetzt in Händen habet, habe ich Kurzweil gehabt; der sey euch und eurem Gesellen vor Gott und der Welt geschenkt; ich will nimmermehr keinen Anspruch daran machen. Aber um Gotteswillen bitte ich euch, laßt mich armen Mann aus diesem Gefängniß los, daß ich nicht so elendiglich hier umkomme.“ Der Graf sprach höhnisch: „Willst du jetzt an deiner Seele Heil denken, warum hast du es nicht gethan, so lange du Hochmuth und Hoffahrt vor dem König und der Königin triebest, und uns alle Unehre bewiesest? Wo sind nun die schönen Frauen, denen du so wohl gedienet hast? Die, welche dir alle den Preis gaben, die laß dir jetzt helfen! Ich merke wohl, daß du gern aus dem Gefängniß wärest; laß dich's nicht bekümmern, ich will dir bald davon helfen!“

Mit diesen Worten führte er den Knecht, der des Gefangenen Hüter war, bei Seite, und wollte ihm fünfzig Dukaten geben, daß er Andolosia erwürgte. Aber der Hüter wollte dieß nicht thun: „Es ist ein braver Mann,“ sagte er, „und gar schwach; er stirbt von selbst bald; ich will die Sünde nicht auf mich laden!“ Der Graf sprach: „So gieb mir einen Strick, ich will ihn selbst erwürgen, und will nicht von hinnen, er sey denn todt.“ Aber auch das wollte der redliche Knecht nicht thun. So nahm der Graf Theodor seinen Gürtel, den er um hatte, legte ihn dem Andolosia um den Hals, und wirbelte den Gürtel mit seinem Dolche zu: so erwürgte er den Armen sitzend,

und gab dem Knechte Geld, daß er den Leichnam hinwegschaffte. Dann weilte er nicht lange mehr im Schlosse, sondern ging den nächsten Tag nach Cypern an des Königs Hof. Hier kam er zu seinem Gesellen, dem Grafen von Limosi. Der empfieng ihn öffentlich, und fragte ganz lustig, wie ihm die Insel und die fremden Länder gefallen hätten. „Gar wohl," erwiederte dieser. Dann fragte ihn der Graf heimlich, wie es um Andolosia stehe. „So steht es um ihn," sprach Theodor, „daß wir keinen Schaden mehr von ihm zu gewarten haben. Ich habe ihn mit meinen eigenen Händen umgebracht; ich hatte keine Ruhe, bis ich wußte, daß er gewiß todt sey, wie ich es jetzo weiß."

So sprach der Bösewicht, und meinte, er habe alles gut ausgerichtet. Er wußte nicht, wie Uebel er gethan hatte. Drei Tage stand es an, daß sie nicht über den Seckel gingen; mit ihnen war auch das halbe Jahr aus, und der Seckel sollte auf den Grafen Theodor übergehen. Daher ging dieser ganz vergnügt zu dem Grafen Limosi und bat ihn, ihm den Seckel zu überreichen; vorher könnte er Geld herausnehmen, so viel er wollte, damit er das halbe Jahr über zu zehren hätte. Der Andere zeigte sich willig dazu. Doch sprach er: „Ich weiß nicht, wie mir geschieht, aber wenn ich den Seckel in die Hand nehme, so erbarmt mich Andolosia; ich wollte, du hättest ihn nicht getödtet, er wäre selbst bald gestorben!" Graf Theodor sprach: „Ein Todter macht keinen Krieg!" Also gingen beide mit einander in die Kammer, wo Jener den Seckel hatte; den holte er aus einer Truhe hervor, und

legte ihn auf einen Tisch. Theodor nahm den Seckel in die Hand und wollte zu zählen anfangen, wie er früher oft gethan hatte. Beide wußten nicht, daß der Seckel die Kraft verloren hatte, weil beide Brüder, Ampedo und Andolosia, gestorben waren. Da sie aber kein Geld aus dem Seckel zu bringen vermochten, sah einer den andern an.

Endlich sprach Graf Theodor mit grimmigem Zorn: „O du falscher Graf, wolltest du mich also betrügen, und mir für den tugendreichen Seckel einen andern armen geben? Das leide ich keineswegs von dir! Darum zögere nur nicht lang und bring mir den reichen Seckel!“ Der Andere versicherte ihn, daß dieß der rechte sey, und er keinen andern habe. Wie es zuginge, daß er nicht mehr thäte wie vor, das begreife er nicht.“ Aber diese Antwort genügte dem Theodor nicht; er wurde je länger je zorniger, und warf jenem vor: „er wolle als Bösewicht an ihm handeln, das solle ihm nimmer gut thun!“ und zückte vom Leder. Der Graf von Limosi, als er das sah, war auch bei der Hand. Beide machten ein Gepolter, daß die Knechte zusammenliefen, die Kammer aufstießen, und, als sie ihre Herren im Gefechte mit einander trafen, diese von einander schieden.

Aber der Graf Limosi war bis auf den Tod verwundet; dieß sahen seine Diener und griffen den Gegner.

Auf diese Weise kam die Mähre vor den König und den Hof, daß die zwei Grafen, die sonst immer innig miteinander gewesen waren, sich mit einander herumgehauen hatten. Der König befahl, man solle beide unverzüglich gefangen vor ihn bringen. Er wolle den Ursprung ihrer Uneinigkeit kennen lernen. Als man des Königs Gebote gehorsam seyn wollte, und ihm die beiden Grafen bringen, da war es nicht mehr möglich, den todwunden Limosi von der Stelle zu schaffen. So wurde allein Graf Theodor vor den König gebracht.

Als man diesen fragte, warum sie beide, sonst so innig, sich auf den Tod geschlagen hätten, so wollte er anfangs nicht mit der Wahrheit heraus. Bald aber zwang ihn die Folter dazu, und so gestand er den ganzen Handel, wie sie mit Andolosia umgegangen waren. Da der König hörte, wie übel sie mit dem armen Andolosia gefahren, ward er von Herzen betrübt und erzürnt über die Mörder. Und sonder langes Bedenken fällte er das Urtheil, man sollte sie mit dem Rade hinrichten. Und wenn gleich der Graf von Limosi auf den Tod krank liege, so solle man ihn doch auf die Richtstatt tragen; wäre er todt, so sollte man ihn todt noch rädern und auf das Rad flechten.

Dieses Urtheil ward an den beiden Mördern vollzogen und war es ihr gerechter Lohn, denn sie hatten es an dem guten Andolosia verschuldet. Nachdem nun jene Verbrecher um des Seckels willen, mit dem sie doch nur kurze Zeit ihre Lust gehabt hatten, hingerichtet und auf's Rad gelegt waren, schickte der König von Stund' an in

die Insel Limosi all sein Volk, und ließ Schloß, Städte, Dörfer und die ganze Insel einnehmen, und sonderlich in dem Schlosse, in welchem der arme Andolosia gefangen gesessen, ließ er Mann und Weib fahen; und alle, die um den Mord gewußt, Schuld daran gehabt, oder ihn verschwiegen hatten, ließ er ohne alle Barmherzigkeit zu dem Schlosse heraushenken. Er erfuhr auch, daß sie den Leichnam Andolosia's in eine Wassergrube nicht fern von dem Schlosse geworfen hatten. Den befahl er herauszuziehen und gen Famagusta zu führen, wo er ihn mit großer Feierlichkeit begraben ließ, in die schöne Domkirche, die sein Vater Fortunat gestiftet und gebaut hatte. Es war dem alten König und seiner Gemahlin, auch dem jungen König und der jungen Königin Agrippina gar leid um den getreuen Andolosia. Weil sie aber alle beide, Ampedo und Andolosia, keine Erben hinter ihnen gelassen, so nahm der König den köstlichen Pallast selbst ein, und fand darin großes Gut und kostbaren Hausrath, Kleinode und Baarschaft. In diesen Pallast zog der junge König selbst mit seiner Gemahlin Agrippina, und hielt daselbst so lange Hof, bis sein Vater, der alte König von Cypern, mit Tod abgegangen war. Alsdann nahm er das Königreich ganz zu Handen.

Inhalt.

Digitized by Google

Digitized by Google